
habent sua fata libelli
Aus der Bücherei Franz Pichler.
E. Fenzl

Im goldenen Zeitalter.

Im
goldenen Zeitalter.

Roman in vier Büchern

von

Karl Frenzel.

Dritter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1870.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Es war am Nachmittag des Allerseelentags. Auf dem noch frischen Grabhügel seines Vaters saß Zdenko, das Gesicht in den breiten Händen vergraben.

Allmälig war der Friedhof von Leidtragenden leer geworden. Nur hier und dort standen noch einige Weiber und Kinder vor den Gräbern, deren schmale, halb eingesunkene Holzkreuze sie mit dürftigen Kränzen geschmückt hatten. Die gefurchten, ernsten und vergrämten Gesichter der Frauen hatten heute einen besonders trübsinnigen und finsteren Ausdruck. Gregor Haslick hatte ihnen Allen in das Gewissen geredet und eine ergreifende Predigt von den Schrecken der Hölle und den Qualen des Fegefeuers gehalten: Qualen, aus denen nur die Kirche und die Fürbitten der Heiligen die armen Seelen erlösen; Feuerflammen, die nur ein Strahl des reinen, rosenrothen Blutes Christi löschen könnte. Auch die Männer, so harten verstockten Herzens und dumpfen Sinnes sie waren, mochten von

der Beredsamkeit und den glühenden Bildern ihres Pfarrers erschüttert worden sein. Nicht wie sonst waren sie im Gespräch vor der Kirchthür, auf dem kleinen Platze vor dem Gotteshause, stehen geblieben, sondern still davongeschlichen.

Erde und Himmel athmeten den Spätherbst. Schneller fielen die röthlich gelben Blätter von den Bäumen, schwärzlicher schimmerte das Grün der Fichten, die den Schloßhügel bedeckten, wenn je zuweilen durch die nebelige Luft die Nachmittagssonne brach und in längerer Frist mit ihrem matten Gold auf den Bäumen, den oberen Fenstern und dem Dache des Schlosses ruhte.

Zdenko nahm die eine Hand von seinem Gesicht und schaute finster auf. Von seinem Platz konnte er einen Theil des grauen, glänzenden Schieferdaches sehen, das über die Fichtenwipfel emporstieg. Weiterhin, an der andern Seite des Schlosses, ragte fast vollendet, von dem gelblich grauen Sandstein der sächsischen Berge aufgeführt, der Thurm hoch und trotzig in die Höhe, das Teufelswerk, nach dem Ausspruch des Pfarrers, dem aber trotzdem noch kein Sturm und Blitz des Himmels Vernichtung gedroht; im Gegentheil, in den nächsten Wochen wollte der Graf das große Richtfest des Baues feiern. Den Blick dort hinaufgewandt, saß Zdenko, seine Hände lagen geballt auf den Knieen. Groll und Angst wohnten in seiner Seele. Es war

ihm, als sähe ihn die ganze Welt, die Menschen wie die leblosen Dinge, mit heimtückischen Augen an. Er grollte Jedem, mußte er darum nicht Jeden fürchten? Nur ein Wesen nahm er von seinem Hasse aus, aber dies eine fürchtete er am meisten. Wo war Hedwig Rechberger? Niemand, weder im Schlosse, noch in dem Pfarrhause, wußte eine Antwort darauf zu geben. Und doch hatte man ihm damals, als es galt, die Flüchtigen zu verfolgen und einzuholen, als Lohn für seine Dienste das Mädchen versprochen. Wenn der Alte todt und das Mädchen hülflos und gefangen wäre, hatte ihm Gregor oft gesagt, würde es sich nicht besinnen, katholisch zu werden und ihm, dem reichsten Bauernsohn im Dorfe, die Hand zu reichen. Jetzt, bei der Erinnerung daran, glaubte er ein heiseres Gelächter hinter sich zu hören, wie von einem, der sich über ihn lustig mache. War er der Betrogene? Hatte man ihn, so lange man ihn gebraucht, am Narrenseil geführt? Der alte Rechberger lag freilich unter der Erde, aber Hedwig war nicht die Seine geworden. Auch darin hatte der Pfarrer gelogen, als er ihm vorgespiegelt, der Graf hielte das Mädchen auf seinen Gütern in Franken verborgen, sie würde schon wieder als seine Geliebte in Prunk und Herrlichkeit zum Vorschein kommen. Nun war der Graf im. Ausgang des October wieder nach der Tannburg zurückgekehrt, doch ohne Hedwig. Wie Zdenko auch die Diener, die den

Herrn auf der Reise begleitet hatten, ausfragen mochte, er erhielt keine Kunde über das so seltsam entschwundene Mädchen.

Vor dem scheuen und düstern Geiste des Bauern hatte Hedwig als einziger Lichtstrahl in dem Grau der Welt geglänzt. Durch die Heimtücke der Menschen oder Gottes war sie ihm entrückt. Was hatten ihm seine Gebete, seine Kirchgänge und Opferspenden genutzt? Die Heiligen hatten seine Wachskerzen in Empfang genommen, aber seine Bitten nicht erhört. Seine abergläubische Furcht vor dem Unsichtbaren war darum nicht geringer geworden, nur dünkte es ihn, als habe er sich an die unrechten Mächte gewendet, als habe der Priester, der zwischen ihm und der geheimnißvollen Gottheit vermitteln gesollt, eine falsche Rolle gespielt. Jetzt malte ihm der Zorn über die Vereitelung seiner Pläne, jetzt ein finsterer Wahn häßliche Bilder vor; und die Wirklichkeit, die ihn umgab, wie die Hirngespinnste, die ihn umschwebten, bestärkten ihn in seiner schweigsamen, ingrimmigen Verstocktheit. Der Tod seines Vaters hatte ihn zum reichsten Bauer in der Umgegend gemacht. Da das Gerücht nur allzu freigebig übertreibt, dichtete es ihm noch größere, in seinem Garten unter einem Apfelbaum vergrabene Schätze an. Wenn Zdenko darüber ein Wort fallen hörte, zuckte er die Schultern und murmelte Verwünschungen über den Neid und die Thorheit seiner

Nachbarn. Aber wenn er stundenlang wie heute in dumpfem Brüten auf dem Grabhügel saß, suchten ihn ähnliche Gedanken von verborgenen Töpfen mit goldenen und silbernen Gulden heim, rechts und links von ihm schien sich die Erde zu öffnen, es glitzerte und blinkte. Wenn er freilich näher zuschaute, war Alles verschwunden, und die Erde graubraun, wie immer. Dann quälte es ihn wieder, daß der Graf, obgleich er eben erst auf dem Schlosse angekommen war, seinen sterbenden Vater besucht und eine lange Unterredung ohne Zeugen mit ihm gehabt hatte. Allen war dies Benehmen des Gutsherrn aufgefallen, Keiner wollte darin eine einfach menschenfreundliche Handlung erblicken, sondern argwöhnte sonderbare, zwischen dem Grafen und dem Bauern bestehende Geheimnisse. In seinem kirchlichen Eifer war der Pfarrer nahe daran gewesen, wegen dieses vertrauten Verkehrs mit einem Ketzer dem Sterbenden die letzte Oelung zu verweigern, und nur die Furcht, die ganze Dorfgemeinde dadurch gegen sich aufzubringen, mit der Aussicht auf einige Messen mehr, die Zdenko für die Seele seines schwerbelasteten Vaters würde lesen lassen, hatten ihn milder gestimmt.

Den mächtigsten Eindruck hatte indeß der Besuch des Grafen bei seinem Vater auf Zdenko selbst gemacht. Wie ein Besessener war er aus dem Hause gestürzt, als der Graf es betreten, und längst hatte

dieser es wieder verlassen, ehe er sich getraute, an das Bett des Kranken zurückzukehren. Scheu und trotzig, hart gegen die Armen und seine Knechte, kannten ihn die Dörfler seit manchem Jahre, nach dem Tode des alten Nepomuk aber fingen sie über sein seltsames Gebahren den Kopf zu schütteln an. „Er ist ein Schatzgräber geworden", sagten die Klügsten. „Der dumme Bursch", meinten die Mädchen, die wegen seines Geldes nach ihm schielten, „die stolze Schloßmagd, die fortgegangen ist, niemand weiß, wohin, die hat ihn tiefäugig gemacht." So laut jedoch das Alles hinter ihm drein gesprochen wurde, Zdenko schien es nicht zu hören. Von unbezwinglicher Unruhe getrieben, eilte er durch Feld und Wald, jeden Tag konnte man ihn auf dem Kirchhofe sehen. Seinen Hof vernachlässigte er und ließ die Knechte nach Gutdünken schalten. Die Gesellschaft der Menschen vermied er und irrte auf den einsamsten Wegen. Zu gleicher Zeit schien er vor einem Gespenste zu fliehen und einem andern Gespenste nachzujagen.

Er war von dem Grabe seines Vaters aufgestanden und schüttelte sich. Hastig knöpfte er den langen Sonntagsrock mit den sechs Knöpfen von großen Silberstücken zu, griff nach dem Eichenstock, der neben ihm auf der Erde lag, drückte sich den plumpen Hut fester auf das struppige Haar und eilte von dem Friedhofe hinweg. Ohne sich umzuschauen, schritt er dahin, bald

hatte er die letzten Häuser des Dorfes hinter sich gelassen. Die Bauern hatten sich allgemach von den Höllenschilderungen des Pfarrers erholt und saßen lärmend in der Schenke. Ihr wüstes Geschrei klang hinter Zdenko her und spornte ihn zu noch größerer Schnelligkeit an. Darüber war er gegen seine Absicht auf den breiten Fahrweg nach dem nächsten Dorfe gerathen, der Wald, in den er hatte gehen wollen, lag jenseits durch einen Graben und ein breites Feld von ihm getrennt. Hinter seinen entlaubten Bäumen stand die Sonne in mattrothem Glühen schon tief am Himmel. Das Grau der hereinbrechenden Dämmerung wurde noch von einzelnen, phantastisch aufleuchtenden, rothen Streifen umspielt und durchzittert.

„Das ist der Widerschein von den Flammen des Fegefeuers!“ murmelte Zdenko aufblickend. Aber im nächsten Augenblicke lachte es wieder spöttisch, wie auf dem Kirchhof. Diesmal war er selbst es gewesen, der die Stimme des Dämons geborgt. Taumelnd ging er dahin und stieß so hart mit einem andern Wanderer, der ihm auf der Straße entgegenkam, zusammen, daß er seitwärts in den Graben gefallen wäre, hätte ihn jener nicht mit einem ärgerlichen „Aufgepaßt!“ am Arme festgehalten. „Was ist Er für ein Tölpel!“ hieß es dann weiter. „Die Leute anzurennen, wie ein wildgewordener Ochs! Wofür hat Ihm Gott die Augen gegeben? Vom Verstande will ich gar nicht

reden, denn der scheint Ihm schon lange abhanden gekommen!“

Es war der Pfarrherr, der so mit lauter, scheltender Stimme auf den bestürzten Zdenko losfuhr. Trotz seiner Gedrungenheit und Stärke zitterte der Bursch, als wäre er auf einem Verbrechen ertappt worden, oder als ständen ihm alle abgründigen Gedanken mit deutlicher Schrift auf der Stirn geschrieben, und der Andere brauchte sich nur die Mühe zu geben, sie abzulesen, um in das Innerste seines Geheimnisses einzudringen.

„Hochwürden“, stammelte er und suchte sich loszumachen.

„Nichts da! Es ist mir gerade recht, daß ich Ihn hier einmal unter vier Augen habe! Zur Beichte ist er auch schon seit dem heiligen Osterfeste nicht mehr gegangen. Mir könnt' es recht sein, wenn Er in seiner Sündenschuld, dreifach mit Todsünden, mit Neid, Zorn und Trägheit beladen, in den feurigen Höllenrachen fährt, aber ich gedenke des Hirten, der das verirrte Schaf unablässig sucht, bis daß er es gefunden und zur Heerde zurückgebracht hat. Steh' Er mir Rede! Ist das die Aufführung eines guten Christen, eines Bauern, der den Anderen in Fleiß, Gottesfurcht und Nüchternheit ein Beispiel geben soll? Denkt Er, Gott könne Ihm die Gulden nicht nehmen, die Sein Vater aufgehäuft? Sein müßiggängerisches Umher-

schlendern ist wider alle Zucht und Ordnung! Dabei soll Er gottlose Reden gegen die heiligen Nothhelfer führen und sich dem Teufel verschreiben wollen! Esel, als ob Er nicht schon längst ohnedies dem Teufel verfallen wäre!"

Hier machte der Strafprediger eine Pause, einmal um Athem zu schöpfen, und dann, um dem so hart Beschuldigten Gelegenheit zu einer Erwiderung zu geben. An diesem Widerspruch wollte Gregor seine Beredsamkeit wie das Messer an einem Schleifstein schärfen. Aber Zdenko brachte kein Wort hervor. Er hatte die Krempe seines Hutes niedergebogen, so daß sie sein Gesicht fast ganz verschattete, und stand still, unbeweglich in dem Sturm, der über ihn hereinbrauste.

„Ist der Kerl taub?" polterte der Pfarrer. „Warte Er nur, Ihm werden die Posaunen des Weltgerichts die Ohren früh genug öffnen! Ist denn Sein Herz schon ganz und gar von dem Schimmel der Sünde überzogen, daß kein Pflänzchen der Frömmigkeit mehr hindurchdringen kann? Und was ist die Ursach' von alledem? Was ist sein zeitliches und ewiges Verderben? Ein ketzerisches, sündhaftes, buhlerisches Weibsbild! Darüber vergißt Er die heilige Kirche, den allmächtigen Gott, Seinen Vater im Fegefeuer und sich selbst! Diese Hedwig Rechberger war immer eine freche Dirne mit kecken Augen, eine Satansbraut, die sich nicht

entblödete, bei den verfluchten Zaubereien des Grafen hülfreiche Hand zu leisten ..."

„Scheltet sie nicht!" sagte dumpf Zdenko und schlug seinen Hut zurück.

Gregor Haslick war nicht furchtsam, am wenigsten einem Bauern gegenüber, aber vor dem tückisch lauernden Blick der Augen, die ihn jetzt anstarrten, fuhr er doch zurück. Schon hatte sich auch Zdenko von dem Arm des Pfarrers, der ihn bis dahin festgehalten, losgerissen.

„Scheltet Hedwig nicht!" wiederholte er.

Seine Brust stöhnte, und die Worte kamen wie der Schall aus einem tiefen Brunnen mit leisem Aechzen herauf.

„Denkt lieber daran, daß Ihr sie mir versprochen habt, Ihr, der Pfarrer! Vor dem heiligen, gekreuzigten Christus in Eurer Stube! Wenn ich nicht gewesen wäre! Der lahme Schreiber ..."

Er besann sich eines Bessern, daß er den Pfarrer nicht ohne Noth reizen dürfe, und schwieg.

„Dummes Geschwätz!" entgegnete Haslick. „Bleib' Er mir mit der alten Geschichte vom Halse! Er hat sich mir als ein rechter, standhafter Streiter der heiligen Kirche angeboten. Ich konnte nicht in Sein verstocktes Herz sehen, aber Gott konnte es. Und da er nur Zorn, Hoffahrt und Wollust darin fand, verwarf

er Ihn. Gerade durch sein Liebstes ist Er bestraft worden; gehe Er in sich!"

„Will mich der Pfaffe noch höhnen?" schrie Zdenko grollend. „Betrogen habt Ihr mich! Dein soll das Mädchen werden, habt Ihr gesagt, Dein! Wo habt Ihr sie gelassen? Wo?"

Seine lang angesammelte Wuth brach mit vollem Ungestüm aus.

„Betrüger, Heuchler, Dieb!" schrie er und packte den bestürzten Pfarrer mit beiden Armen. „Gieb sie heraus! Wo hast Du sie hingebracht? Ihr habt sie in ein Kloster gesteckt! Alle Klöster müssen verbrannt, alle Pfaffen getödtet werden!"

„Was? Was ist das?" rief der Pfarrer, der dem Wüthenden gegenüber seine Geistesgegenwart nicht verlor. „Also auch noch ein Ketzer! Er ist ja ein wohlgespickter Sündenbraten für des Teufels Küche! Anathema, Gottloser! Filius perditionis, anathema sit in aeternum! Wart', Seine Schale ist voll! Dem Schwert der Gerechtigkeit wird Er überantwortet werden, hier dem Schwert und jenseits den Flammen! Sündenpfuhl, der zum Himmel stinkt . . ."

Wenn Haslick's geistlicher Redestrom einmal ins Fließen gerathen war, so ging er auch mit einer gewissen elementarischen Kraft unaufhaltsam dahin. Jeder Nerv in ihm spannte sich dann auf „geistlich", seine Bekanntschaft mit dem Leben und Wesen der Dorf-

bewohner verschaffte ihm im Augenblick wie durch Eingebung eine Fülle passender Bilder und kernhafter Aussprüche, welche den hartherzigen Sünder wie das Korn auf der Tenne zerdroschen und den reumüthigen zu Thränen rührten.

Auch Zdenko erschrak vor den Drohungen und den lateinischen Worten des Pfarrers. Mit diesen ihm unverständlichen Lauten verband seine Furcht wunderwirkende Gewalt. Nur mit ihnen konnte man Schätze heben, Geister beschwören, das Wetter heraufführen oder Kranke heilen. Er hatte den Pfarrherrn wieder losgelassen und blickte scheu umher. Ein Wagen kam auf der Straße daher. Der Kutscher blies in sein Horn, als er die Beiden gewahrte. Während Haslick sich auf einen Stein am Wege setzte, einigemal hochaufathmete, aus einer Horndose eine Prise nahm, sein geblümtes Taschentuch über die Kniee breitete, unwillig, daß er in seiner Rede gestört worden, und neugierig, wer in dem Wagen säße, wollte Zdenko den günstigen Zufall, der ihn von der Strafpredigt befreite, benützen und querfeldein laufen. Aber es war heute ein Unglückstag für ihn. Vom Waldsaum her über das Feld schritt der Graf, ein Jagdgewehr über die Schulter geworfen, ein Hund sprang ihm voran.

Unentschlossen blieb Zdenko mitten auf der Straße stehen.

Beim Anblick des Wagens verdoppelte der Graf

seine Schritte, und der Hund, der die Hast seines Herrn bemerkte, erhob ein fröhliches Bellen und jagte in lustigen Sprüngen auf die Pferde zu.

Aus dem niedergelassenen Wagenfenster hatte sich ein Männerkopf gebogen, an dem der Pfarrer bei der geringen Entfernung mit seinen scharfen grauen Augen gleich den geistlichen Schnitt erkannte. Ja, kein Zweifel, es war der ehemalige Jesuitenpater Rothhahn. Seit Monaten hatte Haslick nichts von ihm gehört; er wußte nur, daß der Pater eine Anstellung zur Ordnung der Bibliothek des Clementinums in Prag erhalten und sich ganz dem Teufel in Gestalt der weltlichen Regierung und Obrigkeit ergeben habe.

Was führte den nach der Tannburg zurück? Etwa eine Einladung des Grafen?

Jetzt hielt der Wagen. Der Kutscher blies eine fröhliche Fanfare. Behutsam war Rothhahn ausgestiegen und half einem jungen Frauenzimmer heraus.

Der Pfarrer war aufgestanden, seine Neugierde sprang über alle Schranken.

Indem wendete das Frauenzimmer den Kopf. Auf ihrem blonden, üppigen, schlicht gescheitelten Haar trug sie ein weißes Häubchen mit flatternden Rosabändern. Eine schlanke, volle Gestalt, die ihre Arme ausstreckte, und rief:

„Gott sei gelobt, da ist der Graf!"

Ein Schrei entfuhr Zdenko.

„Hedwig!“ wollte er sagen, aber der Laut blieb ihm in der Kehle stecken.

Er fiel auf die Kniee, schreckensbleich, und faltete die Hände wie vor einem Gespenst.

Ein letzter Sonnenstrahl irrte über das ernste Gesicht des Mädchens. Fester hatten sich ihre Lippen im Kloster zusammenschließen gelernt, eine Gramfalte saß ihr scharf gezeichnet zwischen den Augenbrauen. Dem Grafen, der nun herangekommen war, küßte sie unter heißen Thränen die Hand.

„Beruhige Dich nur, mein Kind“, sagte er mit einem Blick auf den Pfarrer, der es für räthlich gefunden, in respectvoller Entfernung zu bleiben, doch aber die Gruppe mit seinen Augen verschlang.

Dem Pater schüttelte der Graf die Hand; was sie sprachen, konnte Haslick nicht verstehen.

„Wir bringen Ihnen, Erlaucht, die ehrerbietigen und herzlichen Grüße Ihrer Frau Gemahlin“, hörte er dann mit wachsendem Erstaunen Rothhahn sagen. „Wie gerne hätte sie selbst das arme vielgeprüfte Mädchen nach der Tannburg zurückgeführt! Aber ihr leidender Zustand ...“

Das Uebrige erstarb für Haslick's lauschende Ohren in dem unruhigen Stampfen der Pferde, in der Entfernung.

„Sie bleiben im Schloß“, sagte Erbach darauf zu dem Pater, „nicht heute nur und morgen, eine ganze

Woche. Und Du, Mädchen, den Kopf in die Höhe! Du hast lange genug im Schatten gesessen, es ist Zeit, daß Dich die Sonne wieder bescheint!"

Die Reisenden stiegen wieder in den Wagen ein, der jetzt um so schneller seinem Ziele zustrebte; der Graf näherte sich dem Pfarrer.

„Das ist ja eine hohe Ehre!" dachte Haslick, aber heimlich war ihm beklommen ums Herz. „Die Gräfin will zu ihrem Gemahl zurückkehren! Sollten sie sich versöhnt haben? O diese Großen! Falsch sind sie wie Galgenholz! Baue auf sie und Du hast auf Sand gebaut! Wenn mich der Lobkowitz und die alte Thurm verrathen haben ... Heiliger Nepomuk! Ich habe mir da eine schöne Suppe eingebrockt!"

Mitten in diesen Betrachtungen schlug er die Dose auf und nahm mit erkünstelter Bedächtigkeit, um sich zu stärken, eine Prise. Dabei blinzelte er nach dem Bauern hinüber, ob er nicht dessen Zeugniß zur Vertheidigung seiner Unschuld anrufen oder im Nothfall einen Theil der Anklage auf dessen breiten Rücken abwälzen könnte.

Zdenko kniete, den Hut über das Gesicht gezogen, im tiefen Gebet seitwärts auf dem Felde. Dort unter einer einsam stehenden entblätterten Buche hatten fromme Hände in einer von Steinen aufgeführten Nische eine grellbemalte Holzfigur, die Jungfrau mit dem Kinde im Arm, errichtet. Den Saaten zum Segen,

den Arbeitern auf dem Felde und den Vorübergehenden zum Trost, ein Zeichen von der Nähe der Himmlischen. Als vorhin der Wagen mit Hedwig und dem Pater hart an ihm, der mitten auf der Landstraße zitternd und stöhnend gelegen, vorüberfuhr, hatte er sich mit dem Oberkörper erhoben und einen scheuen Blick in den Wagen auf das Mädchen geworfen, als müsse er sich noch einmal überzeugen, daß sie kein Gespenst, sondern eine Erscheinung von Fleisch und Blut sei.

„Es ist Hedwig!“ murmelte er. „Der große Gerichtstag ist da. Mrakotin hatte Recht. Die weiße Jungfrau, die todtgeglaubte, ist wieder erschienen!“

Eben hatte er noch mit den Heiligen gezürnt und ihren Priester einen Betrüger gescholten, jetzt flüchtete er zu den Füßen des Muttergottesbildes, als könne er nur von ihr Beruhigung seiner Seelenangst hoffen, nur unter ihrem Schutz Frieden finden.

„Guten Abend, Herr Pfarrer“, hatte indessen der Graf Haslick begrüßt, und dieser mit devotester Verneigung den Gruß erwiedert. So erhaben sich auch Gregor als Streiter der Kirche über den Ketzer fühlte, so sehr er auch voll bäuerischen Trotzes und Hochmuths in seiner Stube und auf der Kanzel gegen die Reichthümer und Vorrechte der Adeligen eiferte, deren unsterbliches Theil von Sünde und Gottlosigkeit, deren sterblicher Leib von den Würmern schrecklicher Krankheiten zerfressen werde; wenn er einmal mit diesen

Vornehmen zusammentraf, verwandelte sich sein Stolz in Demuth, sein Trotz in Ergebenheit. Er brauchte eine geraume Weile, ehe er sich an den Sonnenschein adeliger Freundlichkeit, wenn er ihn zufällig bestrahlte, gewöhnte und vor ihm wieder in sein altes Geleise kam. Zu Hause schalt er sich dann wohl einen Feigling, einen Knecht der Eitelkeit; aber der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach. Diese Schwäche seiner Natur hatte heute überdies einen guten Grund in seinem Schuldbewußtsein.

„Dero unterthänigster Diener, gnädigster Herr Graf!“ sagte er. „Haben einen Spaziergang durch den Wald gemacht? Schönes, mildes Wetter für die Jahreszeit!“

Der Graf achtete nicht auf diese Worte.

„Es ist Hedwig Rechberger, die eben angekommen. Den Bemühungen meiner Gemahlin und des würdigen Pater Rothhahn ist es endlich gelungen, ihre Entlassung aus dem Prager Kloster herbeizuführen“, fuhr er im Weitergehen fort.

Angstschwitzend blieb Gregor an seiner Seite. Mit seinen schweren, hohen Stiefeln stampfte er ungeduldig den Boden, als könne er dadurch schneller von hinnen kommen. Schon dreimal hatte er die Horndose aus seiner Tasche gezogen und sie ebenso oft, ohne zu wissen, was er that oder thun wollte, wieder eingesteckt.

„Ei, ei“, meinte er abgebrochen, „die Hedwig Rechberger! Eine würdige, hochedelgeborene, gottselig christkatholische Dame, Ihre erlauchte Frau Gemahlin! Und Pater Rothhahn . . .“

„Ich sage Ihnen dies nur, Herr Pfarrer“, unterbrach ihn Erbach, „weil ich glaube, daß Ihnen diese Lösung der traurigen Geschichte ebenso erwünscht sein muß wie mir.“

„Ist mir nicht Alles erwünscht, was Euer Gnaden gefällt?“

„Das wäre eine thörichte Freundlichkeit Ihrerseits. Aber in diesem besonderen Falle warf das Verschwinden Hedwig's einen so schlimmen Verdacht — auch auf Sie, Hochwürden . . .“

„Auf mich?“

Haslick nahm den Hut ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Zu viel Ehre in dieser Anklage! Ich bin ein demüthiger Diener der Kirche, die Welt liegt mir fern!“

„Hier waren jedoch Kirchliches und Weltliches eng ineinander geschlungen. Warum sollte ich hinter dem Berge halten? Ich war der Meinung, Hochwürden, Sie dürften der Gefangenschaft Hedwig's bei den Ursulinerinnen nicht ganz fremd gewesen sein . . .“

„Ich, gnädiger Herr Graf? Wie schlimm muß ich bei Euer Erlaucht angeschrieben stehen . . .“

„Sie sind schon entschuldigt, Herr Pfarrer! Die eine Seite dieser dunklen That hat sich enthüllt, auch die andere wird nicht immer von Finsterniß bedeckt bleiben.“

„Die andere?“

„Die Ermordung meines treuen Rechberger's.“

„Die ungarischen Husaren werden die That verübt haben.“

Gregor sagte es mit der Anspannung aller Kräfte, in dem festen Ton der Ueberzeugung, der keinen Widerspruch in dem Andern aufkommen lassen will. Heimlich jedoch zitterte sein Herz. Er gedachte einer Beichte, in der ein verwildertes Herz ihm Mordanschläge gestanden, Mordanschläge, die in jenem Walde bei Eger wohl zur That geworden sein konnten. Nicht um die Handlung, aber um die Absicht wußte er, und hatte er das Geringste gethan, ihre Ausführung zu hindern? Nichts! schrie es in ihm, nichts! Aber er beruhigte sich selbst: galt es doch nur einem Ketzer!

Erbach drückte keinen Zweifel gegen Gregor's Behauptung aus und hub erst in der Nähe des Dorfes wieder an:

„Zwar scheinen die Spuren des Verbrechens ganz ausgelöscht, aber ich hoffe auf die Gerechtigkeit des Himmels.“

„Amen!“

An diesem Punkte berührte der Weg, der den Schloßhügel hinaufging, die Fahrstraße.

Der Graf blieb stehen.

„Wir sind öfters hart aneinander gerathen, Hochwürden, ich wünsche, daß meine Anwesenheit auf dem Schlosse nicht von Neuem Ihrer Beredsamkeit Anlaß zu gehässigen Bemerkungen geben möge. Sie sind ein streitbarer Mann, ich liebe auf meinem Grund und Boden den Frieden. Und wenn Sie schon kämpfen müssen, so bekämpfen Sie auf Ihrer Kanzel und in Ihrem Beichtstuhl den Aberglauben und die Schwärmerei, die sich bis in Ihre Nähe wagen.“

Mit offenem Munde starrte ihn Gregor an. Verhöhnte ihn Erbach?

„Es ist kein Scherz von meiner Seite, sondern eine ernsthafte Angelegenheit für Alle, die Ihrer geistlichen Obhut anvertraut sind. Die Behörden wollen Kenntniß von einer schwärmerischen hussitischen Secte haben, die sich von Mähren nach Böhmen ausbreitet. Besonders um Pardubitz soll sie ihre Anhänger in den Dörfern schon nach Tausenden zählen. Sie schicken Apostel, die Verkündiger des letzten Evangeliums, nach allen Himmelsrichtungen aus; einer dieser armen Betrogenen soll sogar in unserer Gegend sein Wesen treiben. Mein Amtmann ist ihm auf der Grenzmark, die meinen Wald von dem der Dubnitzer Gemeinde trennt, begegnet. Hätten Sie denn gar nichts von dieser Bewegung gehört?“

Zu seiner Beschämung mußte der Pfarrer gestehen,

daß manches Gerücht ähnlicher Art zu ihm gedrungen sei, er aber der ganzen Sache keine Bedeutung beigelegt habe.

„In meiner Heerde ist kein räudiges Schaf", sagte er, sich selbst tröstend, „wie fromme Lämmer saugen sie alle an der Brust der Mutter Kirche. Mit dichten Dornenhecken und Wolfsfallen habe ich meine Hürde umgeben, so daß der Feind nicht einbrechen kann..."

„Um so besser. Ich für meine Person würde weder die hussitischen Apostel, noch ihre Zuhörer verfolgen, meinetwegen könnten sie predigen, wo sie wollten, was sie wollten. Die Vernunft wird allmälig und sicher alle diese Thorheiten und Schwärmereien besiegen. Allein die Obrigkeit verbietet es, und es ist meine, wie Ihre Pflicht, Herr Pfarrer, die armen unwissenden Leute vor Schaden zu bewahren. Ich möchte nicht, daß meine Gutsunterthanen in den Kerker geworfen, geschlagen und gefoltert würden, weil sie die tollen Reden eines armen Narren über die Natur Gottes und die unerforschlichen Dinge mit angehört. Eine Warnung bei Zeiten, ein kräftiges Wort von Ihnen" — und hier lächelte der Graf, als er die gedrungene Gestalt Gregor's mit dem Stiernacken und dem breiten, wohlgenährten, schon jetzt vor Kampflust glühenden Gesicht musterte — „kurz, ich rechne auf Sie, daß Sie das Unkraut in der Stille ausreuten werden, ehe die Büttel mit ihren Stöcken kommen."

Breit und fest stand Gregor; im Geist verglich er sich, uneingedenk, daß Hochmuth den Engel des Morgens zu Fall gebracht, mit dem heiligen Georg, der zum Kampf mit dem Drachen auszieht; einen kurzen, heißen Athem stieß er aus:

„Verlassen sich der gnädigste Herr Graf ganz auf mich", sagte er. „Ich will diesen Ketzer zu Paaren treiben, und wenn er daherkäme, mit allen Schrecknissen gewappnet, wie das Thier der Offenbarung. Bei mir ist keine Seele zu gewinnen, ich wache mit hundert Augen . . ."

„Sie sind im Zuge, und nun ich Ihre Wachsamkeit geweckt, Hochwürden, ist mein Geschäft zu Ende. Gute Verrichtung!"

Es war schon tiefe Dämmerung, als sie schieden. Im Sturmschritt ging der Pfarrer seinem Hause zu, er sah die Kirche vor sich mit Männern und Frauen angefüllt und hielt ihnen die ergreifendste Rede. Der Wind, der ihm kalt entgegen wehte, hemmte seinen raschen Gang und den noch schnelleren Flug seiner Gedanken. Wie eine plötzliche Erleuchtung kam es über ihn, als er eine Weile, sich verschnaufend, stillstand und sich auf Alles zurückbesann, was seit einer Stunde so merkwürdig auf ihn eingestürmt war. Woher hatte Zdenko den frechen Muth genommen, wenn nicht aus den Reden des Ketzers? Daß er, der kluge Pfarrer, auch daran nicht gedacht, nicht den

geheimen Gängen seines ihm entlaufenen Beichtkindes nachgespürt!

„Warte, Bursche, Du sollst es mir büßen!" brummte er, als er endlich sein Haus erreicht hatte.

So lange hatte er den Feind und die Gefahr allein in dem lutherischen Grafen und seinen sächsischen Bauleuten gesucht und mußte jetzt erfahren, daß sie von einer ganz anderen Seite, aus dem böhmischen Volke selbst, die Kirche bedrohten. Im Bewußtsein einer vernachlässigten Pflicht, im Eifer, das Versäumte wieder gutzumachen, hielt er der Pfarrköchin, ohne den Hut abzunehmen, mit den schweren Stiefeln durch die Stube hin= und herschreitend, daß die Teller, die Flasche und das Glas auf dem Tisch zitterten, eine Rede über die hussitische Ketzerei . . .

Derjenige, der nach seiner Meinung das schlimme Gift in sich gesogen, wandelte indessen in der That auf dem Pfade des Verderbens.

Zdenko hatte den Grafen und den Pfarrer vorübergehen, die Dämmerung die Landschaft einhüllen lassen, er rührte sich nicht. Alles um ihn und in ihm grau und still, nur sein Herz hämmerte lauter als das Heulen des Windes. Das immer schwächer verhallende, in der Ferne ersterbende Geräusch des davonrollenden Wagens, in dem Hedwig saß, war für ihn der letzte Ton aus dieser Welt gewesen. War er noch auf Erden? Aber, wenn er aufblickte, sah er nur

Todte um sich: seinen Vater, seine Mutter, den blutenden Rechberger, zahllose Gestalten in langen, weißen Todtenhemden, die mit den Fingern auf ihn zeigten und schrittweise näher kamen. Er drückte die Augen fest zu, um nichts mehr zu sehen. Allein die Gestalten waren doch da und wuchsen riesengroß. Betete er? Seine Lippen bewegten sich unaufhörlich und doch floh kein verständliches Wort darüber, wie kein Seufzer aus der Tiefe seines Herzens. Nur seine Angst, sein Grauen stieg; immer näher rückte er auf den Knieen dem Gnadenbilde und umfaßte krampfhaft mit seinen Armen die Steine der Nische. In dem Winde, der über das Blachfeld brauste, und unter dessen Angriffen der Baum bis ins Mark stöhnte, glaubte er eine Stimme zu vernehmen, die da rief: „Du bist verdammt, Zdenko, verdammt!"

Bei den Himmlischen fand er keine Hülfe, aber wie, wenn ihn jener Mann aus seiner Ruhlosigkeit retten, seine Furcht beschwichtigen könnte, der in seinen weißen Mantel gehüllt, ihn kürzlich im Walde wie ein Bote aus dem Jenseits erschienen war? Hatte er nicht die Wiederkunft der weißen Jungfrau verkündigt, und war seine Weissagung nicht soeben wunderbarlich in Erfüllung gegangen?

Er ist mit überirdischen Kräften begabt. Hast Du jemals etwas ihm Aehnliches gesehen? Aehnliche Worte des Trostes und der Verheißung gehört? Wenn es

für Dich noch eine Rettung giebt, so ist es bei ihm, durch ihn.

Vom Strande winkt dem Schiffer, der in der heulenden Sturmfluth die Richtung verloren, ein Licht. Ob es Strandräuber angezündet haben, ihn zu täuschen und zu verderben, ob Freunde und Mitleidige, die sich seiner erbarmen: gleichviel, er steuert darauf los.

In dieser Stimmung sprang Zdenko von der Erde auf und schritt über das Feld hin dem Walde zu. Es war, als triebe ihn der Wind vor sich her. Der Hut saß ihm im Nacken, die langen Schöße seines Rockes hatte er aufgenommen, um schneller laufen zu können. Vom Himmel, an dem die Wolken stürmten, fiel aufleuchtend und wieder versinkend ungewisses Mondesflimmern auf seinen Pfad. In diesem blassen Lichte, mit den phantastischen Schatten der kahlen, die zackigen Aeste wie Riesenarme vorstreckenden Bäume, bei den wechselnden Tönen des Sturmes hätte die Landschaft auch für einen weniger aufgeregten Mann ein unheimliches Aussehen gehabt. Er aber sah überall noch böse Geister, die ihn ergreifen wollten, hörte überall noch Stimmen, die ihn verfolgten. Und so verdoppelte die Angst seine Kraft und Schnelligkeit. Neben ihm, hinter und vor ihm raschelte, wisperte, bewegte es sich. Heute, am Allerseelentage, trieben die Todten ihr Spiel. Der gähnende Abgrund zwischen Himmel und Erde war von ihnen erfüllt. Schatten, die menschliche Formen

hatten, liefen zuweilen im Mondschein über eine Waldblöße. Faßte er sich einmal ein Herz und stand, seinen Knotenstock umklammernd, still, in die Ferne horchend, so dünkte es ihn in den Pausen, wo der Wind schwieg, als käme das Geräusch von vielen Schritten immer näher, als gingen noch Andere mit ihm in derselben Richtung durch den Wald. So dicht huschte es jetzt an ihm vorbei, daß er eine Berührung wie von einem Frauenkleide empfand, und eine Weiberstimme sagte leise:

„Gelobt sei Jesus Christ!"

Im nächsten Augenblicke übertönte und verschlang das Brausen des Sturmwindes Alles, Finsterniß lag wieder in und über dem Walde, und Zdenko floh. Er hatte die Unterscheidung zwischen Wirklichkeiten und Traumgebilden verloren. Zu unerwartet hatte ihn ein Stoß des Zufalls aus der engen Gewohnheit seines Lebens in eine Welt der Erscheinungen, der Abenteuer und Schrecknisse fortgeschleudert. Hedwig's Abreise nach Paris bezeichnete einen Wendepunkt seines Daseins. Seitdem war ein merkwürdiges Ereigniß dem andern gefolgt. Zweifel, Furcht und Schwindel hatten Besitz von ihm ergriffen und die dumpfe Trägheit seiner Phantasie in fieberhafte Geschäftigkeit verwandelt. Hinter ihm war der feste Grund, auf dem er bisher gestanden, versunken; er irrte über ein Moor dahin,

das unter seinem Fuße bebte, durch ein Land der Dämonen und Gespenster.

Dort mußte es sein; dort, wo sich der Wald zur Feldmark von Dubnitz öffnete, schimmerte es rothglühend wie von Fackellicht. Er näherte sich dem Orte, an dem er zuerst mit dem Seher zusammengetroffen war. Am Tage, wo sein Vater begraben wurde, war es gewesen. Er hatte die Nachbarn beim Leichenschmaus allein gelassen und war in den Wald hinausgewandert. Ohne Absicht hin= und herstreifend, kam er an den Ausgang; ein schmaler, wasserloser Graben und ein Holzgitter trennten die Waldung von den nächstgelegenen Feldern, das Ausbrechen des Wildes zu verhüten. Ueber das Feld war zwischen den Dubnitzern und den Grafen auf Tannburg ein langwieriger Proceß geführt worden. Vor fünfundzwanzig Jahren hatte der Graf Jodocus, gerade als ob er dadurch sein Recht auf den Besitz der streitigen Mark unwiderleglich bewiese, hart am Saum des Waldes ein kleines Jagdhaus errichten lassen. Den Bauern von Dubnitz war der Bau ein Dorn im Auge, aber sie hatten ihn nicht offen zu hindern gewagt. Verwegene Burschen, die sich des Nachts herangeschlichen, das Haus anzuzünden oder auszuplündern, waren mit blutigen Köpfen von den Jägern des Grafen heimgeschickt worden.

Nicht lange sollte sich indessen Jodocus seines Sieges freuen. Als der große Krieg begann und die

Preußen in hellen Haufen von der sächsischen Grenze her nach Böhmen einrückten, nahm ein Trupp bei dem Vormarsch auf Prag in dem Jagdhause Quartier. Sie raubten, was zu rauben war, sie schlugen Thüren und Fenster ein, verbrannten Schränke und Tische und ließen einen Trümmerhaufen hinter sich. Zwar hieß es im Schlosse und bei den Gutsleuten der Erbach's, die den Dubnitzern nicht grün waren: nicht die Preußen, sondern eben die Leute aus Dubnitz hätten die ärgsten Frevel verübt; geschehen war aber das Unglück einmal, und der Graf, mit anderen Sorgen beschäftigt, dachte nicht wieder an die Herstellung seines zerstörten Hauses. Wie alle Ruinen, so umgaben Furcht und Aberglauben bald auch diese mit geheimnißvollem Banne. Im großen Umkreise gingen die Bauern darum hin. Oft genug mochte das Gemäuer in den sieben Kriegsjahren Versprengten, Flüchtlingen, Schelmen und Gesindel zur Zufluchtsstätte gedient haben. Wiederholt sollte in den Nächten aus den leeren Fensterhöhlen Feuerschein und Rauch gedrungen sein.

An dieser Stelle nun begegnete Zdenko dem Fremden. Denn seine Tracht war auffällig und ungewöhnlich in dieser Gegend. Ein langer, weißer Mantel von dichter Wolle bedeckte ihn ganz. Bis auf die Knöchel reichten die blauen Hosen, der Fuß war nackt, nur die Sohle von einer Sandale bedeckt, die mit Riemen von rothem Leder festgehalten wurde.

Hoch aufgerichtet stand er auf der Schwelle des zerstörten Hauses. Weiß war sein Haar, das um seinen mächtigen Kopf im Abendwind flatterte, weiß floß ihm der Bart über die Brust. Mit rothen Lichtern umflammte ihn der Abendsonnenschein. Eine abergläubische, ehrfurchtsvolle Scheu durchbebte Zdenko. So neu, so majestätisch und fremdartig war die Erscheinung dieses Greises, daß Alles, was von religiösen Empfindungen und Vorstellungen in der rohen Seele Zdenko's lebte, sich zu dem einen Gedanken zusammenschloß: er ist ein Bote Gottes, so müssen die Heiligen des Herrn aussehen. Der Greis hatte die gefalteten Hände erhoben und schien, zur untergehenden Sonne aufblickend, zu beten.

Aus der Ferne läutete eine Glocke, ihre Klänge zogen über das öde, herbstliche Feld.

An diesem Tage hatte der Mann nur wenige Worte in böhmischer Sprache mit wohlklingender Stimme zu ihm gesprochen und war vorübergeschritten.

Wohin?

In die Nebel der Dämmerung.

Zdenko wenigstens wußte nicht zu sagen, wo er geblieben war. Nur des Einen erinnerte er sich: „Beim Sonnenuntergang wirst Du mich morgen wieder hier finden", hatte der Unbekannte gesagt. Und er war gekommen. Auf einem Stein im Schutz einer der brandgeschwärzten Mauern des Hauses hatte der

Greis gesessen. Zdenko hatte ihm seinen Namen genannt, und der Alte mit dem Kopfe genickt, als kenne er ihn längst und besäße die genaueste Wissenschaft von all' seinem Leben, Dichten und Trachten. So eingeschüchtert fühlte sich Zdenko, daß er fortgehen wollte, aber er vermochte es nicht. Er gedachte der Worte des Pfarrers, der einmal gepredigt: so groß sei die Gewalt der Augen Gottes, daß der Sünder, den sie träfen, an den Boden festgenagelt würde und, ohnmächtig zu fliehen, seinen Urtheilsspruch erwarten müßte. Die Augen des Alten übten solche Wirkung auf ihn.

Wird er mich in die Hölle stoßen? fragte sich Zdenko zusammenschauernd. Aber der Greis sprach: er sei nicht gekommen, das Fleisch zu verderben, sondern zu erlösen und zu heiligen. Alle seien zur Priesterschaft und zu einem neuen Gottesreich berufen. Die einzige Bedingung der Erlösung sei der Glaube an den alleinigen Gott, brüderliche Liebe zu den Mitgeschöpfen und Abkehr von dem Thier zu Babylon. Die weiße Jungfrau nahe mit strahlenden Gewändern von Purpur und Gold, mit Blumenkränzen und Palmenzweigen, Frieden und christliche Freiheit den Gläubigen bringend.

Von diesen Reden, die der Alte mit prophetisch glänzenden Augen, wie in Verzückung vor sich hinstarrend, als sähe er das neue Jerusalem mit Thürmen

von Rubinen und Zinnen von Diamant aus den Abendwolken sich niedersenken, in der lautlosen Einsamkeit führte, verstand Zdenko wenig, und das Wenige deutete er in einem ganz anderen Sinne, als es der Redner gemeint hatte. Aber der feierliche Ton dieser Stimme, der Glanz dieser Augen, die Herbststimmung der Landschaft, hinter ihnen die Ruine, vor ihnen der Wald mit fallenden Blättern, die unbestimmten Hoffnungen, welche die Worte des Greises erweckten, verbanden und verdichteten sich zu einem zauberhaften Eindruck.

Zuweilen, in den vergangenen Tagen und jetzt auf seinem Gange durch den Wald, dämmerte in Zdenko die Ahnung auf: der Greis, der sich Mrakotin nannte und aus Mähren herübergewandert sein wollte, möchte zu den Ketzern gehören und, statt aus dem Himmel, aus der Hölle stammen. Für alle Sünden kann man Vergebung erhalten, hatte der Pfarrer stets versichert, nur nicht für den Abfall von der Kirche. Aber die Heiligen hatten sein Gewissen nicht beruhigt, seinen Schmerz nicht getröstet. Vorwärts, rief es in Zdenko's Innern. Und schon wäre auch die Rückkehr zu spät gewesen.

Er hatte den Waldsaum erreicht. Die kleine Thür, die hier im Gatter sich befand, war geöffnet, ein Brett über den Graben gelegt. Es mußten schon Mehrere hinübergegangen sein. Vor ihm lag die Ruine.

An eine Fensterhöhlung war eine Fackel befestigt, deren röthliches Licht wild im Winde hin- und herflackerte. Schwankenden Fußes schritt er über das Brett. Dicht auf den Fersen folgte ihm ein Anderer.

„Wohin?“ flüsterte es.

Gab es ein Loosungswort?

Halb besinnungslos stammelte Zdenko:

„Zur weißen Jungfrau.“

Nun war er jenseits des Grabens. Von Dubnitz her tönten die Schläge der Thurmuhr; der Wind trieb ihm den Schall entgegen. Die achte Stunde hatte ausgeschlagen.

Stimmengewirr, ein leiser Gesang, der allmälig kräftiger anschwoll, klang aus dem Hause. Von unsichtbaren Händen glaubte sich Zdenko vorwärts gestoßen, über die Stufen, durch das Portal, einen dunklen Gang entlang.

Als er wieder zu sich selbst kam, befand er sich in einem weiten, mit Menschen angefüllten, von Fackeln, die in eisernen Reifen staken, dämmerig erhellten Raum. Es war das größte, am besten erhaltene Zimmer der Ruine. Früher hatte es zum Speisesaal für eine fröhliche Jagdgesellschaft gedient. Aber die Ledertapeten mit der Jagd Meleager's und Atalanta's nach dem kalydonischen Eber waren längst herabgerissen, die Hirschgeweihe und Wolfsköpfe von den Wänden genommen, die jetzt schmucklos, beschmutzt und verräuchert

starrten. Von dem Deckengemälde blieben nur noch traurige Reste, die, abenteuerlich genug, halbverstümmelte Nymphen der Diana mit Köcher, Pfeil und Bogen, in grell bunten Farben, in dem flackernden Fackellicht auf die Menge herabsahen. Von Frist zu Frist trieb der Wind stoßweise die Rauchwolken, welche durch die leeren Fensterhöhlungen einen Ausgang suchten, zurück, und wenn sie sich nun allmälig in dem weitgestreckten Raum zerflatternd vertheilten, hüllten sie Alles in einen geheimnißvollen Schleier. Als sich Zdenko's Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten und scheu umherzublicken wagten, gewahrte er mit Staunen und Erschrecken unter den Versammelten viele bekannte Gesichter: alte und jüngere Männer, Frauen und Mädchen aus den benachbarten Dörfern, einige selbst aus Tannburg, drei oder vier von den sächsischen Bauleuten des Grafen, selbst zwei städtisch gekleidete Männer, die von Tetschen oder Leitmeritz gekommen sein mochten. Alle schienen sich an gewissen Zeichen, Handdrücken, Worten und Küssen zu erkennen; Namen hörte er nicht, sie begrüßten sich Alle als Brüder und Schwestern.

Wenn sie merken, daß du ein Eindringling bist, werden sie dich tödten, dachte Zdenko, und drückte sich furchtsam in den dunkelsten Winkel des Saales. Den Kopf tief auf die Brust gesenkt, stand er wie in Andacht verloren und seiner Umgebung entrückt.

Jetzt wurde die Fackel vom Fenster herabgenommen, Bretter, die man bereit gehalten, vor die Oeffnungen gesetzt, die Thür verriegelt. Die Gemeinde mußte sich schon öfters hier versammelt, und ihre Häupter dafür Sorge getragen haben, diese Zusammenkünfte mit jeder erdenklichen Vorsicht zu schützen.

Der Gesang, der eine Weile verstummt war, begann aufs Neue: es war ein altes, trotziges, hussitisches Lied, vom Hasse gegen die Mönche und Prälaten überströmend, zum Kampfe begeisternd ... Aus dem heiligen goldenen Kelche fließt eine breite Blutwelle, sie befruchtet das dürre Land, eine neue Gottesstadt blüht auf. Die Heiligen ziehen ein, in weißen, fleckenlosen Gewändern, die Natur ist von der Sünde befreit und wird wieder zum Garten Gottes ...

Nach Beendigung des Gesanges erhob sich Mrakotin. Er stand auf einer im Hintergrund des Saales errichteten Erhöhung, von zwei Seiten warfen die Fackeln ihr Licht auf ihn.

„Hebt die Hände und die Herzen himmelan zu dem höchsten Gotte", sagte er, „dem einigen, untheilbaren, ewigen! Er hat die Erde mit Steinen und Pflanzen, mit Thieren und Menschen geschaffen. Der Himmelsbogen mit allen Lichtern ist seiner Hände Werk. Brenne, hat er zum Feuer, kühle und fließe, zum Wasser gesagt. Der Vater hat keinen Sohn, wir Alle sind seine Kinder. Viele Propheten sendete er zu uns

herab, uns den Weg der Wahrheit und Freiheit zu zeigen. Auf Adam folgte Moses, auf Moses Jesus von Nazareth. Sein Wort lehrten die Apostel und Märtyrer, bis die Nacht wieder heraufzog und es bedeckte. Ein treuer und guter Mann hat darauf die Finsterniß zerrissen und ein Licht aufgesteckt, dessen Glanz nie wieder ganz zu verlöschen war. Seinen Leib haben sie zu Kostnitz verbrannt und seine Asche in den See gestreut, aber wir leben vom Geiste Hussens. Siehe, er ist der Weinstock und wir sind die Reben. Trotz Sturmes und Wetters gedeihen die Reben. Die Zeit der Ernte ist da und das neue Jerusalem nahe. Entsagt dem Wahnglauben an die Heiligen, an Fegefeuer und Hölle! Was spendet ihr eure Opferpfennige Denen, die nicht besser waren, als ihr seid? Was beuget ihr eure Kniee vor Holz und Stein und buntbemalter Leinwand? Der allewige Gott wohnt nicht in Häusern, von Menschenhänden gemacht. Niemand hat Wunder gewirkt, außer ihm, als er die Welt schuf. Nicht von ihm, sondern vom Teufel stammen die Einrichtungen auf Erden. Wie hätte der allgütige Gott die Mehrzahl seiner Kinder zur Armuth und zum Elend und Wenige nur zur Freude und Herrlichkeit bestimmt? Ein Mensch hätte Macht und Recht, die Himmelsthür nach seinem Belieben zu schließen und zu öffnen? Tausende müßten hungern, damit einer auf dem Lotterbette schwelgen könnte? Hat Gott in seiner Gerechtig-

keit befohlen, daß wir der Kirche zehnten und dem Adel die Robot leisten? Gäbe es dann einen ärgeren Tyrannen als ihn? Nein, diese Dinge sind die Erfindungen des Satans. Auf, meine Brüder und Schwestern, zum Kampfe wider ihn. Es geht ein Klang durch die Welt, wie der erste dumpfe Ton der Gerichtsposaune. Hebe dich auf, hussitisches Volk, zu deinen Zelten und Fahnen! Es sind Götzentempel, in denen Du bisher angebetet! Wie kann ein Gott sein in Dreien? Uns allen gehört das Brod und der Wein! Allgemeinsam sind die Güter dieser Erde, wie Sonnenschein und Luft. Was reich, was arm? Die Gläubigen Gottes sind alle gleich; siehe, es steht geschrieben: und es war ihnen Alles gemeinsam. Diejenigen, die Gott liebt und die sich unter einander lieben, sind nicht den Satzungen des Teufels unterworfen und folgen nicht den Gewohnheiten der Heiden. Sie fallen nicht in die Netze der Habsucht, der Ungerechtigkeit und Bosheit, sondern erbauen aus ihrer Eintracht, Brüderlichkeit und Liebe das Gottesreich, das von Ewigkeit zu Ewigkeit, vom Aufgange zum Niedergange herrschen wird. In und um euch sei der Friede! Euch entsühne und verschwistere der seraphische Kuß! Seid still im Herrn, auf daß ihr dereinst laut schallend eure Stimme erheben könnt! Ihr, die Aeltesten des himmlischen Jerusalems! Hand in Hand gehet sündenlos durch das Leben! Angefeindet von der Priesterschaft und dem

Adel Babylons werdet ihr dem einigen Gotte um so willkommener sein, und seine Engel werden Zwiesprache mit euch halten . . ."

Eine dumpfe Schwüle lagerte über der Versammlung. Hier und dort hatte sich der Rauch zusammengeballt und ließ das Licht nur wie durch eine graue Wolkenmasse trüb und gebrochen hindurch. Das Athmen in dieser Hitze, unter dieser tief erschütterten, schluchzenden, weinenden Menge wurde schwer. In dem Halbdunkel erschien der Prophet in seinem weißen Mantel, von den Fackeln angeglüht, scheinbar in röthlich schimmerndem Nebel schwebend, wie ein Wesen aus einer andern Welt.

Auf Bildern der Schöpfung blickt so ein Antlitz mit wallendem Haar und Bart aus Wolken, Finsterniß und Dunst: ist es ein wirkliches Angesicht oder nur ein Luftgebilde?

Aus dem Nebelrauch erscholl eine Stimme von so mächtigem, feierlichem und schwermüthigem Klange, daß sie diese schlichten, von äußeren Eindrücken beherrschten und befangenen Menschen wohl für überirdisch halten konnten.

„Gehet hin in Frieden!" wiederholte Mrakotin. „Ob sie euch verfolgen, in die Gefängnisse werfen, in den Bergwerken zur Zwangsarbeit verurtheilen, haltet noch eine kleine Weile aus! Die Herrlichkeit

Gottes zieht herauf. Seid getreu bis in den Tod, so will ich euch die Krone des Lebens geben!"

In diesem Augenblicke der tiefsten und höchsten Erregung der Versammelten, die wie ein Flugfeuer von dem Einen zum Andern überging und sich auch den zuerst Kalten und Theilnahmlosen mittheilte, daß Zdenko sich stöhnend an die Brust schlug und schluchzte: „Hab' Erbarmen mit mir, einiger Gott, hab' Erbarmen! Ich bin ein großer Sünder!" ertönte ein schriller Pfiff dreimal hintereinander von draußen her.

„Es naht Gefahr! Wir sind verrathen! Oeffnet die Thür! Leise, leise! Löscht die Fackeln!" hieß es in der Menge.

Noch beherrschte sie der Prophet mit seiner Stimme und unerschütterten Ruhe.

„Die Feinde sind weit", sagte er. „Fürchtet nichts! Zerstreut euch über die Gefilde! Die Schatten der Nacht werden euch wie die Fittige eines Engels decken und schützen!"

Und wahrscheinlich hätte die Gemeinde ohne Unfall und Lärm ihren Betsaal und das Haus verlassen, und einmal auf dem Felde, in der Nähe des Waldes sich leicht den Spähern und Verfolgern entzogen, wenn nicht bei einem vierten Pfiff die Aengstlichsten aufgeschrieen, einer aus der Menge Zdenko, den er noch nie in diesem Kreise gesehen, erkannt und gerufen hätte:

„Ein Verräther ist unter uns! Wehe, wehe! Ein Verräther!"

Jetzt war kein Halten mehr. Die Furcht raubte Allen die Besinnung und sprengte alle Bande. Wie in jedem äußersten Geschick überwand der Selbsterhaltungstrieb die Freundschaft, Nächstenliebe, Brüderlichkeit, die sie sich soeben gelobt hatten. Jeder suchte, wo und wie er konnte, selbst mit Verletzung seines Bruders, Ausgang und Rettung. Das vorschnelle Auslöschen der Fackeln vermehrte den Schrecken. In wüstem Gedränge wollten Alle mit einem Male die Thür gewinnen, Alle zugleich in den Hof gelangen. Diese drängten vor, jene stießen zurück. Laut wimmerten die Frauen. Hier fiel eine nieder, erbarmungslos eilten die Uebrigen über sie hinweg. Schreien, Klagen, Schmerzenslaute erfüllten das Haus. Die Wildesten waren hinter Zdenko her, ihn für seinen Verrath und sein Eindringen in ihre Versammlung zu bestrafen ... Mit gesträubtem Haar, mit Augen, die aus ihren Höhlen traten, stürzte er vorwärts. Die Dunkelheit, die für die Anderen so verhängnißvoll wurde, gereichte ihm zum Schutz. Die Menschenwoge trug ihn durch den Gang, über die Schwelle, ins Freie. Mit gleicher Gewalt wie vorher raste draußen der Sturm.

Von Dubnitz her kam Feuerschein und der Hufschlag von Pferden. Der Bezirkshauptmann von Leit-

meritz nahe mit seinen Landreitern, um die Gläubigen Gottes in Ketten zu schlagen, hörte Zdenko seine Begleiter flüstern. Weiter vernahm er nichts, die Thätigkeit all' seiner Sinne richtete sich nur auf ein Ziel: den furchtbaren Reitern zu entkommen. Sie bedrohten ihn mit einem schrecklicheren Schicksal als die anderen Sectirer. Jene traf im schlimmsten Fall Gefangenschaft, Zwangsarbeit, Prügelstrafe — ihn aber!

Er schauerte zusammen.

Die Menschen um ihn, hinter ihm waren zu Jägern, er zum gehetzten Wild geworden — er, Einer verfolgt von Allen! Mit der Kraft und Tollkühnheit der Verzweiflung sprang er über den Graben ...

„Einiger Gott!" betete sein Herz, wenn sich auch seine Lippen nicht bewegten.

Jetzt war er im Walde, wenigstens für eine Weile geborgen. Wie ein Gestrandeter von der Klippe auf die wogende Meerfluth blickte er zurück.

Die Reiter hatten sich über das Feld zerstreut, um die Flüchtigen aufzufangen. Ihrer Vier sprengten auf das Haus zu ...

Das Leben des Menschen ist ein beständiger Schiffbruch. Rette sich, wer kann! die Losung, die immer gilt. Und Zdenko floh.

Zweites Capitel.

Ahnungslos, daß seine Warnung an den Pfarrer für so viele Bethörte und Verblendete zu spät kommen sollte, saß indessen der Graf mit dem Pater Rothhahn beim Abendmahl zusammen.

Mit heißen Thränenströmen hatte Hedwig die Gemächer im Schlosse betreten, die sie vor länger als einem Jahre, ach! mit welch' hohen Hoffnungen und freudig erregtem Herzen verlassen! Nun war es ihr, als kehre sie aus einem andern Leben, vor der Zeit ermüdet und gealtert, in ihren früheren Zustand zurück. Um sie her lagen die Erinnerungen und Zeugnisse ihrer Jugend, aber in ihr schien die Jugendfrische des Herzens für immer erstorben zu sein.

„Fasse Dich", hatte ihr der Graf gesagt. „Kannst Du auch das Verlorene nicht wieder gewinnen, neues Glück kannst Du hoffen! Und vor Allem, Du bist frei!"

Während des Abendtisches erzählte der Pater darauf den Hergang der Befreiung Hedwig's aus dem

Kloster, so den kurzen Bericht vervollständigend, den er unlängst dem Grafen darüber geschrieben.

Erbach hörte mit zwiefacher Spannung; nicht nur um alle Einzelheiten der Begebenheit kennen zu lernen und vielleicht in ihnen eine Spur zu entdecken, welche zur Aufklärung über den Tod Rechberger's führen könnte, sondern auch lebhaft bewegt über den entscheidenden Antheil, den seine Gattin an Hedwig's Erlösung genommen.

Dies aber erzählte Rothhahn.

„In den ersten Tagen des Juni erfuhr ich durch einen Zufall die Ankunft Ihrer Gemahlin, der gnädigen Frau Gräfin, in Prag ..."

„Erst im Juni wäre die Gräfin in Prag angekommen?" fragte Erbach mit einigem Erstaunen. „Sie hatte schon im Ausgang des April Versailles verlassen."

„Ein Fieber, an dem sie auch jetzt wieder krank darnieder liegt, hatte sie auf der Reise ergriffen und zwang sie, mehrere Wochen in Frankfurt zu bleiben. Sie war im Palast des Fürsten Lobkowitz auf der Hibernergasse abgestiegen; wider ihren Willen, darf ich wohl hinzusetzen, da sie bei der Abneigung, die zwischen Ihnen und dem Fürsten herrscht, sich etwas beengt in seinem Hause fühlen mußte."

„Eine so zarte Rücksicht für mich!"

„Nur war es ihr nicht möglich, die Güte und

Liebenswürdigkeit, mit der ihr Oheim ihr seinen Palast angeboten, von sich zu weisen. Das Haus liegt still und einsam, nicht allzu entfernt von dem Ursulinerinnenkloster, auf das sich alle Gedanken und Entwürfe der gnädigen Frau richteten. Aber der Herr Graf werden wissen wollen, was mich selbst nach Prag geführt hatte, wie weit ich in der Erfüllung des Auftrages, den Sie . . ."

„Besser des Kaisers Majestät durch mich!"

Rothhahn verneigte sich.

„Wie weit ich in der Erfüllung dieses Auftrages vorgeschritten war."

„Sie treffen damit ins Schwarze meiner Neugierde."

„Ein Befehl der Regierung hatte mich um die Mitte des Märzmonats aus meiner Einsamkeit nach Prag zurückgerufen. Ich hatte mich nicht unglücklich dort gefühlt, wie Ovidius von Sulmo, der Verbannte, der beständig das verlorene Rom bedauerte. Dem Studium der Natur kann man bescheidenen Sinnes überall obliegen: man darf sich nur nicht zu stolz dünken, auch das Kleinste liebend und forschend zu beobachten. Aber warum sollt' ich es leugnen? Ich ging mit erhobenem Herzen einer größeren allgemeineren Wirksamkeit entgegen, den guten und gnädigen Beschützern dankend, die sie mir verschafft."

Bei diesen Worten neigte er sich mit solcher Ver-

bindlichkeit zu dem Grafen hinüber, daß dieser nicht umhin konnte, den schweigenden Dank, der in dieser Bewegung lag, höflich abzulehnen:

„Nein, wahrlich, Hochwürden, Sie sind mir nichts schuldig! Ich wünschte, daß Ihre Stimme noch an einem ganz anderen Orte gehört würde, als in irgend einem Prager Bibliotheksaal!"

Der Pater hatte sein feinstes Lächeln um die Lippen, als er erwiederte:

„In einem Bibliotheksaal! Gräfliche Gnaden haben es getroffen. Dorthin hatte man mich berufen! Die Regierung beauftragte mich, einen neuen Katalog der großen Bibliothek des Clementinums anzufertigen. Bei der Aufhebung des Ordens Jesu war die Bibliothek in den Besitz des Staates übergegangen. Solche Uebertragungen lassen immer mehr oder weniger schlimme Folgen zurück. Die Bibliothek war in Unordnung gerathen, viele Werthsachen waren veruntreut worden. Es ist nicht meines Amtes, zu untersuchen, auf welche Personen diese Schuld fällt; von dem Verlorenen so viel als möglich wieder herbeizuschaffen, mußte meine Aufgabe sein. Die Natur liebt das Einfache, das Schicksal des Menschen das Wunderliche und Vielgestaltige. Die Nachforschung nach alten Büchern und Manuscripten brachte mich in die Nähe Hedwig's."

Hier sagte freilich Rothhahn — was der Graf nicht wissen konnte — nur die halbe Wahrheit. Denn

bevor er nach Prag abgegangen, hatte ihm die alte Gräfin Elisabeth Thurm schon den unverzeihlichen Fehlgriff der Soldaten bei Eger mitgetheilt, welche Corona hatten entkommen lassen, um statt ihrer Hedwig nach dem Kloster der Ursulinerinnen zu führen.

„Ehe ich den Brief Ew. gräflichen Gnaden aus Versailles empfangen", fuhr der Pater fort, „hatte ich meinem Auftrage gemäß die Bibliothek der Ursulinerinnen zu untersuchen: es sollten sich darin eine Anzahl Bände befinden, die ursprünglich dem Clementinum angehört hätten. Die Ausbeute, die ich auf diesem Felde machte, war nicht ergiebig, um so reicher wurde meine Mühe in anderer unerwarteter Weise belohnt. Mir begegnete einmal im inneren Hofe des Klosters eine Laienschwester, deren Haltung mir auffiel. Auch sie schien mich zu erkennen und suchte sich mir zu nähern. Damals verhinderte das Dazwischentreten einer Nonne die Aufklärung, nach der ich verlangte. Wenige Tage später löste mir darauf Ew. Gnaden Brief jeglichen Zweifel. Er wurde die Richtschnur meiner Handlungen. Mit ihm in der Hand hatte ich eine Unterredung mit der Oberin. Geistliche Damen sind schwer zugänglich und hartnäckig in der Vertheidigung ihrer vorgefaßten Meinung. Mir trat in diesem Falle noch das Mißtrauen und die Abneigung entgegen, die mein Geschäft den Nonnen eingeflößt hatte. Diese Damen sind frömmer und päpstlicher, als der Papst.

Ich, der ich nach dem Befehl Sr. Heiligkeit Clemens' XIV. mein Ordenskleid abgelegt hatte, galt ihnen als Abtrünniger, und ich würde schwerlich zu meinem Ziel gekommen sein, wenn sich nicht in dem Briefe ein Name gefunden, der wie eine Zauberformel wirkte."

„Recht so!" meinte der Graf. „Wenn der Kaiser nur ernstlich will, wird er den geistlichen Trotz schon brechen! Das Oesterreich der Zukunft braucht keine mit Privilegien ausgestattete Kirche. Nicht seine Dogmen, seine Moral erhebt das Christenthum über alle übrigen Religionen, darin liegt seine Weltsendung und Ewigkeit . . ." Er blickte Rothhahn an, und es mochte ihm scheinen, daß er mit seinen Aeußerungen einem katholischen Priester gegenüber doch zu weit gegangen sei, und einlenkend sagte er: „Aber das sind Fragen, die nicht wir zu entscheiden haben, deren Lösung der Entwickelungsgang der Menschheit herbeiführen wird. Wie wurden Sie mit der Oberin fertig?"

„Doch nicht so leicht, als gräfliche Gnaden vermuthen. Und dies nicht nur wegen des Widerstandes der Nonnen, sondern auch wegen meiner eigenen Stellung in dieser Sache. Ich wähle, weil ich den vorurtheilsfreien Sinn und die Gerechtigkeitsliebe Euer Gnaden kenne, das schlichteste Wort, mich verständlich zu machen. Der Herr Graf sind ein Weltmann, ein Protestant, ich bin ein Ordensgeistlicher; daher die

Verschiedenheit unserer Ansichten, unserer Urtheile in der fraglichen Angelegenheit. Die Oberin sah in dem, was sie gethan, kein Unrecht. An der Verhaftung Hedwig's waren die Nonnen unschuldig. Die Gräfin Thurm hatte ein unbestreitbares Recht, ihre Enkelin, deren Erziehung ihr anvertraut war, in das Kloster zu schicken — in ein Kloster, in dem das junge und übermüthige Fräulein schon mehrere Jahre als Schülerin und Kostgängerin zugebracht hatte. Gilt das Kloster der Ursulinerinnen in Prag doch überdies halb und halb für eine Besserungsanstalt leichtsinniger Edelfräuleins. Unter dem Namen Corona von Thurm wird nun ein Mädchen nach dem Kloster gebracht, das Niemand kennt, und das seinerseits allen Fragen, um der flüchtigen Freundin einen Vorsprung zu verschaffen, ein hartnäckiges Stillschweigen entgegensetzt."

„Ein heldenmüthiges, großherziges Benehmen", schaltete Erbach ein.

„Es hat auch meine ganze Bewunderung erregt", erwiederte Rothhahn. „Aber es mußte dazu beitragen, die Nonnen zu erbittern und Hedwig's Lage zu erschweren. Erst allmälig hellte sich das Dunkel des Vorfalls auf. Nun kamen hier Familien-Rücksichten, dort die Eitelkeit der Ursulinerinnen hinzu, eine junge, bibelfeste Lutheranerin zu ihrem Glauben zu bekehren, um den Schleier des Geheimnisses festzuhalten und jede Aufklärung zu vermeiden. Gräfliche Gnaden mißver-

stehen mich nicht; ich vertheidige das nicht, allein es läßt sich begreifen und entschuldigen. So weit ich die Sache übersah, standen mir zwei Wege offen. Ich konnte die weltliche Gewalt zur Befreiung Hedwig's aus dem Kloster anrufen, oder den Versuch machen, durch Güte die Oberin zu der Entlassung des Mädchens ohne Aufsehen und Lärm zu bewegen."

„Sie brauchen mir nicht zu sagen, welchen Weg Sie einschlugen", sagte der Graf scherzend mit einem Blick auf das „geistliche" Kleid des ehemaligen Jesuiten.

„Doch nicht allein meines Rockes wegen. Ich sehe die Natur in so feinen und zart abgestuften Uebergängen von einer Form zur andern sich wandeln; daß Leben und Tod, wo sie gesetzmäßig auftreten, sich langsam und nicht sprungweise entwickeln — diese Betrachtungen haben auf meine Handlungsweise eingewirkt. Meinem Berufe ziemt das Sanfte mehr, als das Strenge. So habe ich versucht, Hedwig zu schützen und zugleich die Nonnen nicht ohne Noth zu kränken und zu verletzen. Auch die Klugheit rieth mir dazu; die gereizte Oberin hätte das arme Mädchen so leicht allen Augen und Nachforschungen entziehen und in einem entfernten Kloster verschwinden lassen können. In diesem Staate Oesterreich wird die geistliche Gewalt noch ein Jahrhundert lang den bürgerlichen Gesetzen Trotz bieten. Nicht die Befreiung Hedwig's aus dem Kloster, die ja mit der Zeit erfolgen mußte, das

Wichtigste war, ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen. Eine Weile hatte man ihr jede Mittheilung aus der Außenwelt verweigert und sie der quälendsten Seelenfolter, der Ungewißheit, preisgegeben. Da sie stark und unerschüttert in ihrem Glauben blieb, sollte der Schreck sie bändigen. Man erzählte ihr den Tod ihres Vaters."

„Die Unglückselige!"

„Unbekannt mit der seltsamen Verschlingung des Geschicks mußte sich Hedwig von Ew. gräflichen Gnaden, wie von dem Fräulein Corona verlassen und für immer aufgegeben glauben. Eine Empfindung der tiefsten, unbeschreiblichen Verlassenheit kam über sie; es war ihr, als läge sie in einem Sarge, unbeweglich, erstarrt, von einer grauen, regungslosen Unendlichkeit umdämmert. In ihrem Sinne meinten es die Nonnen gut mit ihr; die Heimsuchung, die das Mädchen getroffen, galt ihnen als der deutliche Fingerzeig Gottes, der diese verlorene Seele aus zeitlichem und ewigem Verderben retten wollte. In ihrem ganzen Leben, gestand mir die Oberin, eine ruhige Frau mit klaren Augen, hätte sich ihr kein Beispiel aufgedrängt, in dem Gottes Berufung und Gnadenwahl sich bedeutsamer offenbart, als in dem Falle Hedwig's; wenn Eine, so sei sie zur Brautschaft mit Christus auserwählt, und das Widerstreben des Fleisches in ihr zeige nur, wie sie einst in göttlicher Liebesgluth brennen werde. Man hatte darum

das Gefühl der Vereinsamung auf Erden in ihr durch tausend Mittel, wie sie eben nur ein Kloster bietet, verstärkt. Sie wurde sanft und milde behandelt; da sie der Oberin ihr Verlangen vortrug, sich thätig erweisen zu dürfen, gestattete ihr diese, an den leichteren Geschäften der Laienschwestern theilzunehmen. Ihre Geschicklichkeit in Handarbeiten wurde bei dem Unterricht der Schülerinnen des Klosters verwerthet. Ich bin der Meinung, daß diese Thätigkeit, so gering sie war, doch Hedwig vor dem Aeußersten, dem Trübsinn oder der Abschwörung ihres Glaubens, bewahrt hat. Die Nonnen fanden weniger Gelegenheit, sie mit ihren Heiligengeschichten und Bekehrungsversuchen zu ängstigen, Hedwig weniger Muße, finsteren Gedanken nachzuhängen. Die Arbeit ist die sicherste Schutzwehr gegen jegliche Anfechtung. Ihr bleiben die Engel ebenso wie die Dämonen fern. Hedwig's Zelle hatten die Nonnen mit bunten Bildern der Heiligen, mit Rosenkränzen und Agnus Dei geschmückt; wo sie konnten, steckten sie ihr Legenden und Gebetbücher zu. Je stiller und fügsamer das Mädchen ward, um so näher hofften sie ihrem Ziele zu sein. In Hedwig's Herzen aber war nach den ersten schweren Kämpfen mit der Verzweiflung eine ruhige Zuversicht, daß endlich ihre Gefangenschaft gelöst werden würde, eingezogen; sie fing an, mit den Waffen der Nonnen gegen diese zu streiten. Ob es ihr gelungen wäre, ihre Flucht zu bewerkstelligen,

ob sich nicht eher in diesen beständigen Schwankungen zwischen Furcht und Hoffnung ihre Kräfte aufgerieben hätten, wer weiß es? Das Erste, was ich von der Oberin erlangte, war die Erlaubniß eines ungehinderten Zugangs zu Hedwig. Die Gewißheit, die ich ihr geben konnte, daß ihre heldenmüthige Aufopferung nicht ganz umsonst gewesen, daß die junge Gräfin Thurm sich nach Frankreich gerettet habe, daß Ew. gräfliche Gnaden, ja noch mehr, daß kaiserliche Majestät sich ihrer erinnerten und mich beauftragt hätten, für sie zu sorgen: diese Aeußerungen wirkten beruhigend und belebend auf die Stimmung des Mädchens. Seitdem sah ich sie wiederholt. Verständigen Sinnes, wie sie ist, erkannte sie die Nothwendigkeit meiner zögernden Taktik, daß wir die Gewalt, in deren Händen sie sich noch befand, nicht erzürnen durften . . ."

„Und das Ende? Hatten Sie nicht an das Ende gedacht?"

„Zeit gewonnen, ist viel gewonnen. Ich rechnete auf die Rückkehr des Kaisers, auf die Ew. Gnaden, um, im Rücken gedeckt, mit Entschiedenheit und Siegesgewißheit vorzugehen."

„Hochwürden, in Ihnen steckt ein Feldherr!"

„Aber nur für den Rückzug", entgegnete Rothhahn. „Die Vorsicht und Klugheit unseres siegreichen und vortrefflichen Daun hat mir stets eine besondere Bewunderung eingeflößt. Um aus der Vertheidigung zum

Angriff überzugehen, brauche ich einen unabweislichen Antrieb. Dieser Antrieb war für mich die Ankunft der gnädigen Frau Gräfin in Prag."

Erbach bückte sich und warf ein Holzscheit in die Flammen des Kamins; er stützte den einen Fuß auf den Rand desselben und blickte mit halbgeschlossenen Augen in die Gluth.

„Wie leicht und anmuthig weiß doch eine geistreiche Frau mit warm empfindendem Herzen das Richtige zu treffen, verwickelte Fäden zu lösen, Schwierigkeiten zu heben, vor denen der Verstand des Mannes rathlos steht", fuhr Rothhahn fort und schien in halber Selbstvergessenheit dem Lichtschimmer zu folgen, den der Widerschein der höher aufsteigenden Flammen an die Wand malte. „Welch' eine Frau voll Liebenswürdigkeit und Klugheit, voll ausgezeichneter Bildung und Herzensgüte ist doch die Gräfin! Wie versteht sie es, uns mit einem Wort zu entzücken, mit dem Eifer ihrer Begeisterung uns anzutreiben! Vergeben mir gräfliche Gnaden", sagte er, wie zu sich selbst zurückkommend, „diese Bemerkungen. Ich sehe das Unpassende derselben ein, das Lob der Vollkommenheiten einer so erlauchten Dame zu singen, geziemt mir nicht, am wenigsten Ew. Gnaden gegenüber. Aber das Andenken an die Huld, mit der mich die Frau Gräfin aufnahm, ist noch so lebendig und frisch in mir, es ist mir so selten in meiner Stellung vergönnt gewesen, so viel

Tugend und Liebenswürdigkeit vereint zu erblicken . . . Ich bescheide mich und kehre zu den Thatsachen zurück. In ihrem schönen Eifer wollte die Gräfin sogleich nach dem Kloster eilen und Hedwig von den Nonnen fordern. Ich mußte auch hier besänftigend einschreiten. Der leidende Zustand der Gräfin bedurfte der vorsorglichsten Schonung; das Wiedersehen Hedwig's konnte in ihr, bei ihrer Schwäche, Gemüthsbewegungen der bedenklichsten Art hervorrufen. Hier rieth nicht der Geistliche, sondern der Arzt in mir zur Ruhe und Sammlung. Auch Hedwig mußte auf die Ankunft der Gräfin vorbereitet werden."

„Was hatte denn das Mädchen gegen die Gräfin?"

„Vorurtheile, wie sie nur allzu leicht der gläubige Lutheraner gegen den gläubigen Katholiken hegt! In ihrem kurzen Beisammensein auf diesem Schlosse hatte Hedwig ihre Herrin sich katholischen Andachtsübungen mit einer Frömmigkeit hingeben sehen, in der wir nur eine innige Liebe zu Gott erkennen, die aber ein kälteres Gemüth und ein nüchterner Verstand zu oft mit Schwärmerei verwechseln. Hedwig scheute vor einer so gütigen Herrin zurück und zog in ihrer schnell fertigen Weise das Kloster dem Hause der Gräfin vor; sie fürchtete, wie der Lateiner sagt, aus der Charybdis in die Scylla zu fallen."

„Hochwürden", lachte der Graf und hob die Hände zur Decke, die ein Gemälde, das Urtheil des Paris,

in verblichenen Farben schmückte, „was ist der Schäfer vom Ida gegen Sie! Ein blöder Knabe! Um eine Göttin zu gewinnen, macht er sich zwei andere zu Todfeindinnen! Ein herrliches Kunststück! Sie aber verhandeln mit einem ganzen Kloster voll Frauenzimmern, begütigen Alle, versöhnen die schroffsten Gegensätze, erreichen ihren Zweck und bleiben dennoch bei den Einzelnen, wie bei der Gesammtheit beliebt und verehrt! Das nenne ich Gewandtheit, Beredsamkeit, diplomatische Kunst!“

Seinerseits lachte nun auch der Pater und nippte ein wenig aus seinem Glase.

„Die Weltleute behaupten immer die Räthselhaftigkeit eines Frauenherzens. Gern unterwerfe ich mich besserem Urtheil, doch meine Erfahrung — Ew. Gnaden verzeihen, daß ein armer Gelehrter in diesem Falle von seiner Erfahrung spricht! — hat mir gezeigt, daß man nie fehlgreift, wenn man eine Saite im Frauenherzen berührt: die Eitelkeit. Wohlverstanden, die Eitelkeit in all ihren Wandlungen und Larven. Als ich der Oberin zu Gemüthe geführt, in welch' gefährliche Lage sie dem Gesetze gegenüber gerathen würde, wollte sie der Forderung der Gräfin Erbach nach Freilassung ihrer Dienerin widerstreben, brauchte ich nur die andere, die hellere Seite der Medaille hervorzukehren, zu welchem Danke sie sich die Gräfin und alle ihre Verwandte verpflichten würde, käme sie einem bestimmten

Antrage zuvor, so war die gute Dame schon ganz meiner Meinung, schon ganz Feuer und Flamme, Hedwig zu den Füßen ihrer Herrin zu führen, schon brennend vor Eitelkeit, den Dank einer Gräfin mit geistlicher Würde in Empfang zu nehmen. Gräfliche Gnaden ahnen es ohne meine besondere Versicherung, daß ich bei dieser entscheidenden Verhandlung auch ein reiches Geschenk für das Kloster durchschimmern ließ. Es war nur natürlich, daß der Reichsgraf von Erbach den armen Ursulinerinnen das Kostgeld für seine Dienerin bezahlte."

Der Graf nickte ihm, nicht ohne Muthwillen, seine Zustimmung zu.

„Um Jedermann gerecht zu werden, muß ich hinzufügen, daß sich bei der Oberin nach einiger Zeit Gewissenszweifel einstellten, ob sie die Seele, die sie halb gerettet wähnte, wieder in die Irrungen der Welt entlassen könnte, ohne eine schwere Schuld vor Gott auf sich zu laden. Diesen Punkt erledigte die Frömmigkeit der Frau Gräfin. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen im Kloster bezauberte sie Alle. Auf die kleinen Dunkelheiten und Schwächen, die von einer Frauengemeinschaft unzertrennlich sind, ging sie mit eben so vieler Liebenswürdigkeit und Nachsicht ein, als sie dem Stolz der Oberin Rechnung zu tragen wußte. In einer Stunde waren die Nonnen überzeugt, daß die Gräfin Erbach die frömmste, beste und schönste

Dame auf der ganzen Welt sei. Ich muß noch eine Seite hervorheben, über die gräfliche Gnaden nicht als ein vornehmer, weltlich gesinnter Herr urtheilen wollen. Sie vervollständigt das Gemälde. Die Ursulinerinnen genießen eines vortrefflichen Rufes; wenn einmal alle Nonnenklöster aufgehoben werden sollten, würden sie und die Barmherzigen Schwestern allein eine Ausnahme von diesem Gesetz der Vernichtung verdienen. So abgeschlossen leben sie doch nicht, daß nicht ein und ein anderes Gerücht von dem Sturm, der gegen die Kirche heranbraust, bis zu ihnen gedrungen wäre. Mit echt weiblicher Schlauheit erkannten sie, daß bei der eingetretenen Wendung der Lage Hedwig außerhalb des Klosters ihnen von größerem Nutzen als innerhalb seiner Mauern sein würde. War sie, die Lutheranin, nicht die unverfänglichste Zeugin für die Sittlichkeit und Tugend, die im Kloster herrschten? Jede Anklage mußte vor dieser Zeugenschaft zu Boden fallen. Die Oberin war sich ihrer musterhaften Leitung der Gemeinschaft zu bewußt, um nicht mit heimlicher Freude eine solche helltönende Posaune ihres Ruhmes in der Welt zu wissen. Geräuschlos, als Gefangene, von argwöhnischen Blicken bewacht, war Hedwig in das Kloster gekommen; wie im Triumph, reich beschenkt, mit Thränen, Küssen, Umarmungen wurde sie entlassen. Was ich mir immer als einen Auftritt voll Streit, Aergerniß und Bitterkeit ausgemalt, ihre Befreiung

gestaltete sich als eine Art Freudenfest, als ein rührender, zärtlicher Abschied. Und so mächtig ist bei alledem der Eindruck des Klosters auf Hedwig's Phantasie und Gemüth gewesen, daß sie noch oft von der Hibernergasse zu ihren Nonnen, wie sie sagte, bei St. Ursula ging."

„Ich danke Ihnen herzlich, hochwürdiger Herr, für alle Ihre Bemühungen in dieser Sache", wendete sich der Graf ganz zu ihm um und schüttelte ihm die Hand. „Ich bin der Gräfin zu dem tiefsten Danke verpflichtet. Warum sollte ich Ihnen etwas verbergen? Hedwig gehörte nicht zu Ihren Lieblingen. Das Mädchen hatte einen gewissen Stolz und ein Gefühl ihres Werthes, die der Gräfin, die an die Unterwürfigkeit ihrer böhmischen Dienerinnen gewöhnt war, als Trotz und Ueberhebung erschienen. Um so mehr verdient ihre jetzige Handlungsweise meine Achtung, ja meine Bewunderung! Welch' ein Beweis von Tugend und Güte ist es, wenn wir uns selbst überwinden! Näher können wir nicht dem Göttlichen kommen, als in solchen Augenblicken!"

In einer Weise, die ebenso zart wie einschmeichelnd war, antwortete Rothhahn: „Warum sitzt, wenn auch nur für diese Minute, nicht die Frau Gräfin auf meinem Sessel!"

Erbach stand auf und ging im Hintergrunde des Zimmers auf und nieder. Auch der Pater hatte sich

erhoben. „Wollen Sie sitzen bleiben!“ sagte der Graf mit freundlichem Zwang und setzte seinen Gang fort. Dann näherte er sich wieder dem Kamin und dem davorstehenden runden Tisch. „Trinken Sie, Werthester!“ Und er schenkte ihm das Kelchglas voll rothen Weines. Der Sturm zieht über das Land. Nicht nur Herbststurm, fürchte ich! Großer Wind, großer Krieg! Trinken Sie, ich habe noch gar Manches mit Ihnen zu reden!“

Während Rothhahn durch eine Bewegung andeutete, daß er noch munter und bereitwillig zum Gespräch sei, hatte Erbach seinen früheren Platz wieder eingenommen.

„Und wie fanden sich die Gräfin und Hedwig in einander?“ begann der Graf.

„In dem Ton, der beiden wohl anstand. Die Frau Gräfin that Alles, dem armen Mädchen ihre Gefangenschaft vergessen zu machen und sie über den Tod ihres Vaters zu trösten! wiederum hatte sie an Hedwig eine aufmerksame, getreue und hingebende Dienerin.“

„Ich bin zu dem Mädchen in ein eigenthümliches Verhältniß gerathen. In meinem Dienste hat sie den besten, den liebendsten Vater verloren, hat sie beinahe ein Jahr ihres blühendsten Jugendlebens in einem Kloster verseufzen müssen. Ach, hochwürdiger Herr, wenn ich nur die Ueberzeugung hätte, daß sie in diesem Aufenthalte nicht Schaden an der Heiterkeit und Frische

ihrer Seele genommen hätte; ich setzte mich dann wohl leichter über meine Verpflichtungen hinweg. Aber so! Daß sie nur keine Kopfhängerin wird! Ein wackerer junger Mann, jener Fritz Buchholz, mit dem wir zusammen auf der Tannburg einen so glücklichen, so unvergeßlichen Abend verlebt, liebt sie. Er wollte sich ihr auf der Reise erklären, da kam das Unglück dazwischen. Daß er hier wäre und mir helfen könnte, Hedwig's Gemüth aus seiner Ueberspannung wieder in seine ehemalige Klarheit und Unbefangenheit zu versetzen! Aber er weilt fern von uns in der Lombardei, und ich weiß nicht einmal, ob sein Name noch einen Wiederhall in ihrem Herzen weckt."

„In die Liebesgeschichte verbietet es sich mir von selbst hineinzureden; im Uebrigen legen der Herr Graf dem aufgeregten Zustand des Mädchens eine zu schwere Bedeutung bei. Hier, auf dieser Stätte ihrer Jugenderinnerungen, werden die trüben und ernsten Bilder, die ihren Geist noch umwölken, bald verfliegen. Darum rieth ich der Frau Gräfin, sie hieher zu schicken. Ihr that Prag nicht wohl; die freie Luft, der hellere Sonnenschein werden sie heilen."

„Ich wünsch' es von Herzen; ich bin ihr so viel des Unersetzlichen schuldig geworden, daß ich mein Lebtage an dieser Schuld werde zu tragen haben und die kleinste Erschwerniß derselben fürchte."

Mit bescheidener Zurückhaltung entgegnete Roth=

hahn: „Darf ich, da unser Gespräch diese Wendung eingeschlagen hat, gräfliche Gnaden auf einen Fall aufmerksam machen, in dem es sich um eine noch viel theurere Person handelt?“

„Reden Sie nur!“

„Es betrifft Ew. Gnaden Gemahlin.“

Der Graf sah ihm starr ins Gesicht.

„Ich will nicht hoffen, daß Sie mir die schlimmste Nachricht zuletzt aufgespart haben!“

„Die Gesundheit der Frau Gräfin ist sehr erschüttert. Nicht die des Körpers. Ich glaube wenigstens den Blick des Arztes zu besitzen, und denke, daß ein Luftwechsel, ein Verweilen in ruhigen und gleichmäßigen Verhältnissen die Reizbarkeit ihrer Nerven bald besänftigen und heilen würde. Was mich betrübte — aber ich vergesse, daß ich mich in eine Betrachtung verliere ...“

Erbach machte eine ungeduldige Bewegung.

„Muß ich Sie bitten, fortzufahren?“

„Der Herr Graf wolle mein Zögern verzeihen. Meine Stellung ist so vielen Mißdeutungen ausgesetzt, daß ich nur im Vertrauen auf die Vorurtheilslosigkeit Ew. Gnaden mich zum Reden entschließe. Ich bin, wenn ich mich auch längst entwöhnt habe, seit der Aufhebung meines Ordens habe entwöhnen müssen, die Dinge der Welt vom kirchlichen Standpunkt, auf das Geistliche hin zu betrachten, doch immer ein katho-

lischer Priester. Durch eine Reihe von Zufällen gerathe ich in eine Ehe, die eine katholische Dame mit einem protestantischen Herrn geschlossen hat. Ein seltener, eigenthümlicher Fall, der um so bedenklicher wird, da seine geheime Voraussetzung die Bekehrung des einen Theils war. Gestehen gräfliche Gnaden nur, daß meine Vermittelung zwischen beiden Gatten ihr Zweideutiges hat."

„Ich gestehe gar nichts; ich weiß, daß ich Sie stets als einen besonnenen Rathgeber und einen würdigen Gelehrten erfunden habe. Mich schreckt es nicht, daß Sie zum Orden Jesu gehört haben."

„Dann werden gräfliche Gnaden meine Bestürzung ermessen, als mir die Frau Gräfin mittheilte, sie gedenke ihr Leben in einem Kloster zu beschließen."

„Renata — in ein Kloster!"

Erbach richtete sich hoch in seinem Armstuhl auf und stieß hart mit dem Fuß gegen die Einfassung des Kamins.

„Und Sie, Pater?"

„Ich suchte Alles, was noch von geistlichem Wesen und geistlicher Salbung in mir ist, hervor, um der Frau Gräfin das Gefährliche und Verderbliche eines solchen Schrittes darzustellen. Aus tiefster Ueberzeugung, Herr Graf. In der Welt sollen wir Gott bekennen, nicht hinter wohlgeschützten Mauern. Ein Mann kann in der Einsamkeit eines Klosters doch noch

dem Studium der höchsten Dinge sich hingeben; wenn aber die Frömmigkeit einer Frau sich nicht werkthätig im Leben, durch Thaten der Barmherzigkeit äußert, bleibt sie mit all' ihren Gebeten und Verzückungen eine taube Nuß."

„Und was erwiederte Renata darauf?"

„Der Gedanke, in ein Kloster zu gehen, hatte sich der Frau Gräfin während ihrer Krankheit mit außerordentlicher Gewalt bemächtigt. In ihren Phantasien erschien ihr die Befreiung Hedwig's wie ein Raub an der Gottheit, als müsse sie für die Braut eintreten, die sie dem Heiland entführt. Solche Schwärmereien würden vorübergehen, wenn nicht Schmerz, Kummer und Unzufriedenheit sie beständig erneuerten. Dem Sturm der Leidenschaft gegenüber bilden Vernunftgründe keine festen Dämme."

„Ich habe mit der Gräfin nicht glücklich gelebt", sagte Erbach mit einer gewissen Anstrengung. „Wir haben uns aus Liebe geheirathet, aber leider sie wie ich mit einem stillen Vorbehalt. Dies war die erste Kränkung, die wir uns zufügten. Ob sie einen gewichtigen Grund hatte, mein Haus zu verlassen, weiß nur Gott und sie. Ich bin mir einer Schuld gegen sie nicht bewußt."

„Nie hat die Frau Gräfin das leiseste anklagende Wort gegen Ew. Gnaden fallen lassen."

„Sie war immer eine Schwärmerin. Statt das

Leben zu genießen, vertiefte sie sich in die Schriften der heiligen Theresa. Das wären nun die traurigen Folgen ihrer religiösen Ueberspanntheit. In ihrer Jugend, mit ihren so berechtigten Ansprüchen, in ein Kloster! Aber das ist unmöglich, Hochwürden, unmöglich!"

„So lange Ihre Ehe nicht getrennt ist . . ."

„Wer will sie trennen? Ich nicht!"

Mit noch größerer Behutsamkeit, als er bisher das Gespräch geführt, sagte Rothhahn:

„Die Frau Gräfin mochte glauben, daß die Lösung dieser Fessel der Ehe auch Ew. Gnaden willkommen wäre."

„Sie verbergen mir irgend ein Geheimniß. Wenn dieser unglückliche Zwist so oder so geschlichtet werden soll, ist uns beiden vor Allem Offenheit noth."

„Gräfliche Gnaden, ich bin nicht der Vertraute der Frau Gräfin. Ein Schluß aus flüchtigen Aeußerungen ist immer mißlich. Dies im Voraus. Sonst will ich nicht verschweigen, daß die Gräfin der Meinung war, dem Glücke Ew. Gnaden im Wege zu stehen."

Erbach schützte das Gesicht mit der Hand, um dem Pater nicht die dunkle Röthe sehen zu lassen, die darin aufstieg. Er gedachte Corona's. Eben athmete sie vielleicht in einem glänzenden Saale Glück, Huldigung und Bewunderung von allen Seiten ein. Warum

hatte er vor Monaten sein Spiel verscherzt? Warum war er von ihr gegangen, da doch ein Stück seiner Seele bei ihr geblieben? Damals hatte er sich gesagt: Deine Aufgabe ist erfüllt, das theure Mädchen vor Noth und Gefahr geborgen; sie hat einen Vater gefunden, der über sie wacht, der ihre schönen Gaben zur Freude der Welt entwickeln wird; tritt du zurück, schon deine Jahre trennen dich von ihr, wirf nicht eine heftige, schmerzliche Leidenschaft wie eine neue Brandfackel in dies kaum beruhigte Herz; du bist ein Mann, so wage es denn doch auch, den Träumen der Jugend entschlossen den Rücken zu kehren. Und einmal in diesem Gedankenstrom, hatte er sich seiner Pflichten gegen Hedwig, seiner Bauten, seiner Pläne für das Wohl seiner Gutsunterthanen, all' der Arbeiten erinnert, bei denen der Kaiser seine Beihülfe und seinen Rath gewünscht, und seine Rückreise nach Oesterreich angetreten. Halb in schwermüthiger Entsagung, halb voll neuen Lebensmuthes. So sieht der Entdecker im indischen Meer eine glückselige, grüngolden umschimmerte Insel hinter sich in den Nebeln der Dämmerung versinken und steuert neuen Eilanden zu. Nur der hat gelebt, der den ganzen Kreis des Daseins mit all' seinen holden Hoffnungen und grausamen Enttäuschungen durchwandert hat. Aber was sollte er sich jetzt vor einer ernsten Entscheidung belügen? Als er von Corona ging, hatte er ihrer nicht ganz entsagt. Im

Grunde seines Herzens schlummerte der Glaube, daß er den Weg zu ihr zurückfinden würde. Schwer fiel es ihm plötzlich auf die Seele: in allen Zukunftsträumen hatte er Renata's nicht gedacht. Ihr Bild schob sich jetzt wieder trennend zwischen ihn und Corona.

Obgleich Rothhahn ihn nicht ansah, fühlte er doch die Augen desselben auf sich gerichtet; diese forschenden Blicke machten ihm Pein. Wo war ein Weg aus diesem Wirrsal?

In der Offenheit und dem Freimuth seiner Natur war es ihm unbehaglich, beinahe in der Stellung eines Angeklagten vor dem Andern zu sitzen.

Er stand auf und schlug in seiner Unentschlossenheit die Vorhänge des hohen Fensters auseinander.

Ihm gegenüber ragte die gewaltige Masse des Thurmes auf und warf ihren riesigen Schatten über den vom Mondlicht erhellten Hofraum. An den Schornsteinen, Giebeln und Vorsprüngen, an Gittern und Thüren arbeitete der Wind. Aber inmitten dieses Lärms, dieser Unruhe, fiel der stille glänzende Strahl einer Lampe friedlich durch das Halbdunkel. Er kam aus einem Eckgemach des unteren Thurmgeschosses, das schon von der Verwüstung des großen Brandes nur wenig gelitten hatte und seit Monaten vollständig wieder hergestellt war.

„Sieh", sagte der Graf vor sich hin, „Blanchard ist auch noch thätig." Und sich umwendend, fuhr er

fort: „Ich werde Sie morgen mit dem jungen Manne bekannt machen. Ein erfinderischer Kopf mit seltsamen Gedanken! Ein Titane und ein Träumer! Vor Allem ein Liebhaber der Natur wie Sie und ich."

„Von seiner Geschicklichkeit und seinen Versuchen habe ich gar Manches gehört."

„Heute sollte Ihnen der Abend allein gehören..."

„Und das mahnt mich, daß ich die Zeit und Muße gräflicher Gnaden über Gebühr in Anspruch genommen habe. Darf ich um die Erlaubniß bitten, mich zu entfernen?"

„So werden Sie nicht von mir gehen wollen, nicht so! Mich nicht am Rande eines Abgrunds lassen, den Sie vor mir aufgethan! Giebt es kein Mittel, die Gräfin von ihrem Entschlusse abzubringen?"

„Die Frau Gräfin hat tiefe und lebhafte Empfindungen, unter deren Herrschaft sie steht, ohne es sich klar bewußt zu sein. In Prag tragen die äußeren Eindrücke, die sie von der großartigen, aber feierlich düsteren Stadt empfängt, nur noch mehr dazu bei, ihre Einbildung mit Bildern der Trauer und Vergänglichkeit zu erfüllen. Die Last des Kummers, des Geheimnisses ..."

„Eines Geheimnisses?" fragte Erbach.

„Ich muß es annehmen. Die Frau Gräfin stand einmal auf dem Punkte, es zu beichten."

„Ihnen?"

„Ich bin nicht befugt, eine Beichte anzuhören. Auch rieth ich der Frau Gräfin von diesem Beginnen ab. Es ist nicht gut, einen Dritten zum Mitwisser der Geheimnisse einer glücklichen Ehe zu machen, wie viel weniger ..."

„Einer unglücklichen, vollenden Sie nur."

„Doch nicht so unglücklichen, daß man an der Heilung verzweifeln müßte."

„Sie meinen?"

„Ich meine, daß edle Menschen sich mehr durch Irrthum als durch Schuld einander entfremden. Eine Trübung verdunkelt dem Einen das Bild des Andern, es bedarf nur eines Sonnenstrahles, damit sie sich wieder erkennen."

Erbach fuhr sich mit der Hand über die Stirn, über die Augen. Eine Wolke schien vor ihm zu verdämmern, eine Wolke, die Corona's geliebte Züge trug. Immer blasser ward sie, immer undeutlicher, nun war sie zerflattert.

Dein Tag ist über die Mittagshöhe hinweggeschritten, mußte er sich sagen, gedenke des Abends! Dich fordert die Pflicht, was zögerst du noch?

„Ich werde der Gräfin schreiben, noch diese Nacht", sagte er dann und legte dem Pater die Hand auf die Schulter. „Wie es auch ausfällt, diese unselige Angelegenheit muß zum Austrag gebracht werden."

„Gräfliche Gnaden gestatten mir, daß auch ich der

Frau Gräfin mittheile, in welcher Stimmung ich Sie gefunden?"

„Wie es Ihnen beliebt. Wenn ich bedenke, daß ich einem ungewissen Schicksal entgegengehe, versöhne ich mich immer mehr mit diesem Schritt", sagte der Graf nachdenklich. „Sie sehen mich so verwundert an? Im Vertrauen, wir werden bald einen Krieg haben."

„Einen Krieg?"

„Der Kaiser hat sein Auge auf Baiern geworfen; er erwartet nur den Tod des Kurfürsten, um es mit Oesterreich zu vereinigen. Ein großartiger Plan, der das Kaiserhaus für immer im südlichen Deutschland allgewaltig und unwiderstehlich machen würde! Aber er irrt sich, wenn er wähnt, daß der Alte von Sans-souci ihn diesen kühnen Griff ungehindert vollführen lassen wird! Nur allzu schnell für Oesterreich wird er seinen Krückstock wieder in seinen siegreichen Degen verwandeln! Ein andermal plaudern wir davon! Aber ich habe Recht, mein Haus zu bestellen und eine Versöhnung mit der zu suchen, die mir einst vor allen Andern theuer war."

„Ich zürne mir selbst, daß ich durch meine Reden gräfliche Gnaden so ernst gestimmt habe. Ich hoffte, einen Regenbogen und nicht eine Wetterwolke heraufzubeschwören ..."

„Die Gedanken folgen ihren eigenen Gesetzen. Ich vermuthe sogar, daß sie nicht wie gesittete Menschen

gehen, sondern wie Kobolde springen. Funken, die an einer geheimnißvollen Kette entlang laufen. Allein munter, Hochwürden! Die Tragödie des Krieges ist noch im Schooße der Zukunft verborgen: zunächst haben wir ein heiteres Richtfest zu feiern! Ich hätte Lust, alle meine Feinde einzuladen und ihnen zu trotzen, wie heute mein Thurm dem Orkan trotzt! Gute Nacht!"

Kein übermüthiges Lächeln verrieth in Rothhahn's Gesicht, als er aus dem Gemache ging, den Sieg, den er errungen: unmerklich hatte er den Grafen Schritt für Schritt zu einer Annäherung an Renata zu führen gewußt, über den Erfolg derselben war er nicht zweifelhaft.

Drittes Capitel.

Das war ein unruhevoller Tag für die Tannburg und die ganze Umgegend. In Feld und Wald, in den Bergschluchten und Dörfern spähten und forschten die Soldaten und Gerichtsdiener nach flüchtigen Ketzern. Jeder, der ihnen verdächtig schien, wurde angehalten und ausgefragt. Der Hauptmann, der die Unternehmung leitete, hatte es vor Allem auf die Gefangennahme Mrakotin's abgesehen. Von Prag war der Befehl gekommen, mit aller Strenge gegen die Sektirer zu verfahren und sich zuerst der Prediger zu versichern. Die Schuldigen sollten, wenn sie Reue zeigten, mit einer harten körperlichen Züchtigung heimgeschickt und den Pfarrern aufgetragen werden, ein scharfes Augenmerk auf sie zu haben; wer aber standhaft bei seinen Irrthümern bleibe, sollte in den Soldatenrock gesteckt oder beim Straßenbau als Arbeiter verwandt werden. Erbach verhehlte dem Hauptmann, als er mit den Gerichtsschreibern auf das Schloß kam, nicht seinen Schmerz, daß die Kaiserin mit so schweren Strafen

gegen arme, bethörte Leute vorginge; er berichtete, was er von dem Treiben dieser sogenannten Deisten — mit diesem Namen wurden sie in dem Schreiben des Oberstburggrafen bezeichnet — wußte und ließ darauf in seiner Gegenwart die Dienerschaft verhören.

Auch nicht der geringste Verdacht, daß einer von ihnen bei den geheimen Versammlungen im Jagdhause gegenwärtig gewesen sei, oder den Aufenthalt Mrakotin's kenne, erhob sich im Laufe der Verhandlung. Zuletzt gab der Graf noch die Versicherung, daß die sächsischen Bauleute, deren Anwesenheit im Lande gerade jetzt den Behörden Bedenklichkeiten erregen könnte, in wenigen Tagen nach dem Richtfest des Thurmes in ihre Heimath zurückkehren würden.

Weniger glatt und leicht verlief die Verhandlung mit dem Pfarrer. Er war so verwirrt und im Geheimen gegen sich selbst so erzürnt, daß solcher Gräuel der Abgötterei und der Bosheit dicht unter seinen Augen sich zugetragen hatte, daß er anfänglich nur verkehrte Antworten gab. Dann schöpfte er wieder Muth, als er hörte, daß unter den Gefangenen sich keine Leute aus Tannburg befänden: sei es nun, daß Niemand von ihnen jener Versammlung beigewohnt, oder daß sie sich glücklicher als ihre Genossen nach dem Walde gerettet hatten, wohin ihnen die Reiter in der Sturmnacht nicht gefolgt waren. „Da sieht man es klärlich“, warf sich Haslick in die Brust, „bis

über den Wald hinaus ist die Ketzerei nicht gedrungen. Ich kenne meine Herde. Ich habe sie in der Furcht Gottes und im Glauben an die süßeste Gottesmutter und alle Heiligen erzogen. Es wäre eine unnöthige Grausamkeit, diese frommen Schäflein von Obrigkeitswegen zu ängstigen und zu torquiren. Sie sind unschuldig!" Der Hauptmann aber wollte seinen Befehlen genau nachkommen und ließ die Häuser des Dorfes, zum großen Aerger des Pfarrers, nach dem entflohenen Rädelsführer der Sectirer durchsuchen. In seinem Gewissen war der Pfarrer überzeugt, daß Zdenko von allen Geheimnissen der Ketzer und von dem Verbleib ihres Hauptes Kenntniß hätte; mit einem Worte konnte sich der Tölpel den Häschern verrathen. Das war die Sorge, die Gregor als böser Alp auf dem Nacken saß. Wäre Zdenko wegen seiner Theilnahme an unerlaubten, unheiligen Versammlungen über Nacht nach Croatien oder Slavonien geschickt worden, Glück auf den Weg! hätte ihm Haslick nachgerufen und sich seine Morgensuppe noch einmal so gut munden lassen. Wer aber konnte sagen, wenn Zdenko einmal in den Händen des weltlichen Gerichts war, welche Wendung das Verhör nahm, zu welchen Entdeckungen es führte? Es gab in des Pfarrers Leben einige dunkle Punkte, an die er nicht gern wieder erinnert werden wollte. Ja früher, als in Oesterreich die weltliche Obrigkeit noch nicht gewagt, mit roher Faust einen Priester an-

zutasten, da hätte ein Mensch wie Zdenko seinen giftigen Geifer ganz umsonst auf ein Priesterkleid verspritzt! Wo aber waren diese Tage? Hatte nicht der Kaiser gedroht, daß er selbst die hochwürdigsten Bischöfe verhaften lassen würde, wenn sie seinen Gesetzen nicht gehorchten? Und was war Gregor Haslick gegen einen Bischof? So viel an ihm lag, wollte er darum die Verhaftung Zdenko's verhindern.

Seine Furcht erwies sich indessen ungegründet. Nach einem Tage und einer Nacht, wo er nach seiner Versicherung mehr Schweißtropfen vergossen hatte, als Daniel in der Löwengrube, waren die Soldaten, die Häscher, die Schreiber und der Hauptmann wieder abgezogen: vier Landreiter blieben unter einem Wachtmeister in Dubnitz zurück, um doch noch vielleicht eine Spur von Mrakotin zu entdecken. Als Ludmilla in das Gemach rief: „Sie sind fort, Hochwürden, alle fort über die Grenzmark!“ hatte Gregor die Hände zur Decke erhoben: „Ich habe dem heiligen Wenzel zwei und dem heiligen Nepomuk drei Kerzen versprochen: die Heiligen haben sie redlich verdient. Es hat sich kein Deïst, kein Satans-Anhänger unter uns gefunden. Die Luft ist rein! Und nun mach' Sie sich auf die Beine, Milla, schleich' Sie sich in das Haus Zdenko's und bestelle Sie ihn mir hieher! Augenblicks soll er kommen! Das Unkraut muß beizeiten ausgerottet werden, geht es nicht mit der Sichel, geht es mit Feuer!“

So groß aber des Pfarrers Wunsch war, mit ihm zu reden, so groß war der Zdenko's, diese Unterredung zu vermeiden. Er machte der Botin gegenüber allerlei Ausflüchte: er hätte mit dem Pfarrer nichts zu sprechen, er sei krank und werde sich zu Bette legen. Darauf erwiederte die Magd, die eine schlimme Zunge hatte: dann werde sie ihm den Pfarrer mit dem Sterbesacrament ins Haus schicken, er sehe schlimm genug aus, wie einer, dessen letztes Stündlein nahe ist. Diese Drohung bestimmte den abergläubischen Zdenko zur Nachgiebigkeit; er werde kommen, sagte er mürrisch und ging nach seinem Garten zu dem Apfelbaum, unter dem der Schatz vergraben liegen sollte.

Noth und Unruhe sind hartnäckige Gäste; haben sie sich in einem Hause niedergelassen, so bringt sie kein böser Blick des Hausherrn wieder hinaus.

So erging es dem Pfarrer. Statt Zdenko's, den er erwartete, trat in der dritten Nachmittagsstunde Wenzel Swoboda, der Amtsschreiber von Tetschen, katzbuckelnd mit vielen Grüßen und Entschuldigungen ob der Störung, die er dem hochwürdigen Herrn in seinen tiefsinnigen Meditationen bereite, ein.

In Haslick's Gesicht, wie er bei dem Anblick des Schreibers vom Stuhl in die Höhe fuhr, stand deutlich geschrieben: der Kerl kommt mir heute auch nicht gelegen, hol' ihn der Teufel!

„Lange nicht die Ehre gehabt, Herr Secretarius,

lange nicht!“ brummte er. „Da ist ein Stuhl! Setz' Er sich doch! Ludmilla, ein Glas Tokayer! Echten, unverfälschten! Will Er sich ein Pfeifchen stopfen?“

So im Durcheinander erhöhter Freundlichkeit und Geschäftigkeit suchte er seine Verlegenheit zu verstecken und allmälig zu überwinden.

Der kleine Schreiber versuchte sich in einem spitzigen Lächeln.

„Danke, Hochwürden, danke! Nehme das Gläschen mit Vergunst an! Es wärmt den Magen bei diesem kühlen Herbstwetter. Ein Pfeifchen für ein andermal! Meine Zeit ist karg gemessen und reicht eben nur aus, meinen Auftrag auszurichten, wenn ich noch vor Nachtgrauen wieder daheim sein will. Es ist eine gräuliche Unordnung im Lande: ein guter Unterthan und katholischer Christ kann nicht eine Viertelstunde auf der Landstraße wandern, ohne allerlei losen Leuten und sectirerischem Gesindel zu begegnen. Was ist aus dem Königreich Böhmen geworden? Daß sich Gott erbarm'! Und woher kommt das Unheil? Wenn das Haupt leidet, leiden alle Glieder. Mens sana in corpore sano. Bei uns gilt das Umgekehrte! Ein Unsinniger . . .“

„Herr Secretarius, ich will nichts hören, ich halte mir die Ohren zu!“ schrie der Caplan.

„Auch untreu geworden?“ zischelte Swoboda.

„Ach was! Setz' Er sich nur an meine Stelle

und Ihm wird der Kopf brummen, als trieben drei Dutzend Hornissen ihren Unfug darin. Ich habe schon meine liebe Noth mit dem dummen, verstockten Bauernvolk und mag nicht wissen, was die Herren thun."

„Hattet doch noch vor Kurzem ganz andere Gedanken! Dachte meine gnädige Frau Gräfin nicht, daß Ihr die Sache der heiligen Kirche aufgegeben habt, als sie Euch diesen Brief schrieb."

Er zog bei diesen Worten aus der Tasche seines braunen Rockes einen wohlgefalteten, mit dem Wappen derer von Thurm in rothem Wachs gesiegelten Brief.

Statt der Beförderung, die er gehofft, hatte die Gunst und Freundlichkeit der Gräfin Thurm dem Pfarrer nur Ungelegenheiten und Beängstigungen gebracht, die heute eine besonders schreckhafte Gestalt angenommen hatten; er betrachtete den Brief, den ihm der Schreiber entgegen hielt, mit mißtrauischen Augen und schien zu überlegen, ob er ihn annehmen oder lieber ablehnen sollte.

Dieses Zögern, diese zweifelnde Haltung empörte den kleinen Swoboda, er fühlte sich in seiner Herrin mißachtet und beleidigt.

„Was ist das?" brauste er auf. „Empfängt man so einen Brief der gnädigen, hochgebietenden Gräfin? Thut ja, als ob Rattengift, Arsenicum darin steckte! Und statt dessen erwartet Euch eine hohe Ehre . . ."

„Dank' Ihm für die Ehre! Dank' Ihm! So hieß es vor einem Jahre bei der Geschichte mit dem Fräulein auch. Das Seelenheil der jungen Gräfin ist in Gefahr“, schrie Er. Und nun, Gott bessere die Bescheerung! Die junge Gräfin ist in dem heidnischen Paris erst recht eine Satansbraut geworden . . .“

„Schmäht Ihr die gräfliche Familie?“

„Ich sage die Wahrheit. Was hat Er damals in dieser Stube geschwatzt! Von der Pfarre, die ich bei der Stadtkirche bekommen sollte! Daß der Graf Erbach in die Festung geführt werden würde! In die Festung! Hat sich was! Der Graf sitzt oben auf seinem Schloß lustig und in Freuden.“

„Oho“, meinte der Schreiber mit giftigem Blick, „noch ist nicht aller Tage Abend, und es giebt manche tiefe Kerker in Oesterreich auch für solche Herren!“

„Für Seinesgleichen noch tiefere! Der Graf hat den Mord des Rechberger nicht vergessen.“

„Hab' ich ihn vielleicht erschossen?“ zischelte Swoboda. „Der alte Rebell, der schon im siebenjährigen Krieg die Waffen gegen die geheiligte Majestät der Kaiserin erhoben, hat sich im Walde der Obrigkeit widersetzt und ist mit dem Tode bestraft worden. Es ist Alles mit rechten Dingen zugegangen, jure belli et gladii! Was redet Ihr von Mord?“

Dennoch hatte er sich entfärbt und scheu umhergeblickt, als wäre es nicht ganz geheuer.

Und wirklich kreischte die Thür in ihren Angeln; mit einem Gesicht, um dessen Ausdruck Stumpfsinn und Trotz stritten, trat Zdenko ein und blieb, als er den Schreiber gewahrte, wie festgewurzelt auf der Schwelle.

„Apage Satanas!“ schrie der Pfarrer und schlug ein Kreuz. „Maria und Josef! Was will Er? Bricht man so in die Stuben ehrbarer Leute, wie ein Dieb bei Nacht?“

Swoboda hatte sich hinter den Tisch geflüchtet und stand da mit schlotternden Knieen, wie in sich selbst zusammengekrochen. Zdenko drehte, ohne ein Wort zu sagen, seinen Hut hin und her in den Händen.

Hustend, polternd lief Gregor im Gemach auf und nieder, und obwohl Keiner sprach, eiferte er: „Ich will nichts hören! Laßt mich ungeschoren! Das sind alte, dumme, verjährte Geschichten! Ich halte mir die Ohren zu! Bei meinem Priestergelübde! Was in dem Beichtstuhl . . .“

„So nehmt wenigstens den Brief“, drängte der Schreiber, dem es immer unheimlicher zu Muthe ward. „Die Gräfin lädt Euch zu einer Versammlung ihrer Freunde ein. Es wird sehr feierlich und statiös hergehen. Großes wird verhandelt werden, secreta imperii! Auch der Fürst Lobkowitz kommt“ — er sagte das Alles mit hastigem, flüsternden Ton und schielte dabei beständig zu Zdenko hinüber, der seinen Hut

drehte und nur durch seine schweren Athemzüge seine Gegenwart kundgab.

„So geb Er das Blatt!“ entgegnete der Pfarrer, um endlich den lästigen Besucher loszuwerden, nahm das Schreiben und warf es ärgerlich auf den Tisch. Ihm fiel der Brief ein, den König David dem Urias gab.

Swoboda's Lippen verzogen sich zu einem süßsauren Lächeln, nun noch einige Kratzfüße, ein „Mit Permission, Hochwürden!“ und, mit niedergeschlagenen Augen sich an dem Bauer vorbeidrückend, schlüpfte er aus der Thür.

Der Pfarrer brummte ein unverständliches Wort vor sich hin, das in keiner Weise eine Schmeichelei für Swoboda enthielt, trank den Rest des Weines, den jener im Glase gelassen, aus und seufzte: „Maria und Josef, was ist das für eine Welt!“

„Kennt mich der Schreiber nicht mehr?“ fragte da, den Seufzer Gregor's unterbrechend, tückisch Zdenko und näherte sich dem Tische.

„Hm“, machte Gregor und sah den Frager etwas bedenklich von der Seite an. Mit einem Satze war er dann an der Thür und verriegelte dieselbe, sei es nun, damit er nicht wieder durch den plötzlichen Eintritt eines Dritten erschreckt würde, sei es, um Zdenko die Flucht vor der Strafrede zu erschweren.

Die Hände kreuzweis auf den Rücken gelegt, stellte

er sich vor dem Bauer hin, betrachtete ihn eine Weile schweigend und sagte darauf:

„Der Schreiber hat Dich nicht erkennen wollen, Unglücksmensch! Wer Pech angreift, besudelt sich. Und ein Ketzer, ein Genosse von Zauberern und Hexen ist schlimmer, als Pech. Man geht ihm allerwärts aus dem Wege, denn er athmet die Pest.“

„Was will der Pfarrer?“ grollte der Bauer. „Mach' Er es kurz!“

„Kurz werd' ich es machen, daß Dir Hören und Sehen vergehen soll! Denkst Du, ich kenne Deine Schliche nicht? Auf den Kopf sage ich es Dir zu: Du warst in der gottverfluchten Ketzerversammlung in dem Spukhause, Du weißt um den Aufenthalt des verruchten Zauberers und Irrlehrers!“

Zdenko ließ bestürzt seinen Hut fallen und sagte:

„Dann weiß der Pfarrer mehr als ich und der Richter!“

„Die Gerichtsdiener sind Esel!“ entfuhr es Gregor. „Sonst hätten sie in der Nacht die ganze unsaubere Bande aufgehoben und brauchten jetzt mit ihren Verhören und Untersuchungen nicht die ehrlichen Leute zu queruliren . . .“

„Sie sind bei mir auf dem Gehöft gewesen und haben nichts gefunden.“

„Das glaub' ich gern, aber mir wirst Du schwarz nicht weiß machen.“ Einigemale ging er rund um

um den Bauer herum, als suche er sich den geeignetsten Angriffspunkt aus. „Du thust mir leid“, sagte er dann mit milderer Stimme. „Es ist aus mit Dir, ganz aus! Es wird Dir nichts helfen, wenn Du jetzt auch alle Heiligen anrufen wolltest; zuletzt werden auch die Heiligen harthörig!“

Zdenko starrte ihm blöde ins Gesicht, als verstände er ihn gar nicht.

„Willst Du mich foppen?“ polterte der Pfarrer, dem die Sanftmuth nun einmal nicht im Geblüt wohnte. „Steht der Kerl so dumm da, wie der Ochse, den der Metzger mit dem Beil bedroht! Und hinter ihm her sind die Büttel, die Folterknechte, die Henker! Hast Du den Galgen bei Leitmeritz nicht gesehen! Hoch und grauslich! Und die Raben sitzen darauf! Oder glaubst Du, daß kein Strick stark genug ist, Dich zu tragen?“

„Ich habe nichts begangen“, entgegnete Zdenko. „Nichts! Was redet der Pfarrer vom Henken?“

„O du grundgütiger, heiliger Nepomuk! Bist Du denn wirklich so dumm, Zdenko, oder hat der Teufel Dein Herz mit dreifacher Bosheit dreifach umgürtet? Die Bösewichte, die im Spukhause gefangen worden sind, werden reden, die Folter wird ihnen die Zunge schon lose machen. Alle schändlichen Geheimnisse werden an das Tageslicht kommen, Alle, die ihr Theil

daran genommen habet, ihr werdet in die Gewalt der Obrigkeit fallen, Du zuerst!“

„Ich bin nicht dabei gewesen!“ sagte Zdenko.

„Du zuerst!“ rief Gregor, ohne den Widerspruch des Bauern zu beachten. „Jener Zauberer ist der Oberste, Du sein Leibdiener. Lucifer heißt der Fürst der Hölle, Belzebub ist sein Waffenträger. Nun haben sie Dich am Kragen, was willst Du machen? Ich habe Mitleid mit Dir, Zdenko! Nimm die Beine unter die Arme und lauf' davon! Laufe, so lange es noch Zeit ist! Laufe, so weit Du kannst!“

„Wohin soll ich laufen?“

„Ueber die Grenze, nach Sachsen, zu den Ketzern, wohin Du gehörst! Da kannst Du zu all' Deinen Höllengötzen beten, und Keiner wird Dich molestiren!“

„Ich soll Haus und Hof verlassen?“

„Gelt, wirst Du es nicht verlassen müssen, wenn sie Dich henken? Wir verkaufen es, Zdenko; ein Wort an den Grafen und er kauft es Dir ab. Er ist ja selbst ein Lutheraner, und wenn er hört, daß Dir Dein Abfall vom Glauben — Du wirst ewig in der Hölle brennen, Satansbrut! — das zeitliche Leben kosten könnte, hilft er Dir selbst über die Grenze . . .“

Zdenko schüttelte den Kopf; seine Augen, die bisher starr und stumpf bald auf den Boden, bald in Gregor's Gesicht geblickt, geriethen in unheimliche Bewegung, ihre Sterne schienen sich zu vergrößern und

funkelten wie die einer Katze, die sich zum Sprunge rüstet. Was hatte der Pfarrer mit ihm vor, warum drängte er ihn so, das Dorf zu verlassen? Das Mißtrauen gewann immer festere Wurzel in Zdenko's Brust. Nicht du hast zu fürchten, sprach es, der Pfarrer fürchtet sich vor dir, er will dich fortschaffen, damit du ihn nicht verrathen kannst. Der Verräther schläft nicht; Zdenko wußte es nur zu gut an der Unruhe und Angst seines eigenen Gewissens.

Indessen legte sich Gregor das Schweigen des Bauern günstig aus:

„Ja, wir verkaufen Deinen Hof", fuhr er fort. „Du bist ohnedies reich. In der eisernen Truhe unter Deines Vaters Sterbebett liegen die Goldgulden, die Speciesthaler, die steckst Du in die Tasche . . ."

„Ich habe kein Geld", unterbrach ihn Zdenko. „Ich bin ein armer Mann! Wollt Ihr mir die Diebe ins Haus hetzen? Habt Ihr die Eisentruhe gesehen, habt Ihr?"

Und er machte eine Bewegung, als wolle er dem unvorsichtigen Redner den Hals zuschnüren.

„Hol' der Teufel Dein Geld, Bösewicht!" fuhr Gregor zurück. „Ich habe zum letztenmal im Guten mit Dir geredet! Du bist ein unverbesserlicher Sünder. Geh' noch heute oder ich zeige Dich morgen an."

„Warum soll ich gehen?" wiederholte Zdenko; er war wieder der dumpf vor sich hinbrütende, stumpf-

sinnige Bursche, der seinen Hut ruhlos in der Hand herumdrehte.

„Warum? Kennst Du den Schatten dort an der Wand nicht? Wart', ich werde Dir einen Namen zurufen . . ."

Aber er kam nicht weiter. Zdenko hatte den Riegel der Thür aufgeschoben und war hinausgestürzt. Der Pfarrer hatte das Nachsehen. Wie ein Blitz war Alles vorüber.

„Der Kerl steht mit dem Teufel im Bunde!" schrie er. „Das ist Hexerei! In einem Hui durch die Thür . . . Luft, Luft, es riecht nach Schwefel!"

Er stieß das Fenster auf und blickte auf die Dorfgasse — von Zdenko war keine Spur mehr sichtbar.

Während der Pfarrer sorgenvoll sich in seinen Lehnstuhl setzte und einen Ausweg aus dem Labyrinthe suchte, in das er sich selbst durch seine Ränkesucht verstrickt, schlich der, dem er alle Schuld beimaß, wie der Sündenbock, den die Juden in die Wüste jagten, durch den öden Wald.

Wie gefährlich es gerade für ihn auch sein mochte, die Ruinen zu betreten, ein Geist, den er nicht bezwingen konnte, führte ihn immer wieder diesen Weg.

Im Schein einer kalten Novembersonne, die mattglänzend, als wäre sie vom langen Laufe ermüdet, schon zur Rüste den grauen Wolkenmassen zueilte, hatte das zerstörte Haus auf dem Felde in seiner Verwüstung

und Einsamkeit etwas Trauriges, aber nicht Gespenstisches. Zerfallen, unbewohnt, der Unbill des Regens und des Sturmes ausgesetzt, lag es da, ein Zeichen von der Hinfälligkeit des Irdischen. Die abergläubischen Schrecken, die es in der Mondnacht umgeben hatten, waren verflogen. Mit Augen, die ihm aus dem Kopf zu springen drohten, sah Zdenko vom Waldsaum aus ein Paar in der Nähe des verrufenen Ortes auf- und niedergehen.

Das Frauenzimmer erkannte er: es war Hedwig, sie stand in der Sonne. Den alten Herrn im pelzbesetzten Mantel, mit dem sie sprach, hatte er nie gesehen.

War es der Schreck über die Gegenwart Fremder, war es die Furcht, daß sie ihn bemerken könnten: er fiel auf die Erde und lag regungslos.

Im Schlosse war wie im Dorfe in diesen beiden Tagen das Spukhaus das dritte Wort in allen Gesprächen gewesen. Wenig hätte gefehlt, so wäre die ganze Schloßdienerschaft hinausgelaufen, das alte Gemäuer, das sie seit Jahren nicht mehr beachtet, in allen seinen Winkeln zu durchkriechen. Der Eine und die Andere hoffte auch vielleicht das goldene Halsband zu finden, das der Hund mit den glühenden Augen, der Wächter und Warner der Ketzer, getragen und bei seiner Flucht vor den Schergen verloren haben sollte. Am gestrigen Nachmittag hatte der Graf in Begleitung

seines Amtmannes und des Paters Rothhahn das Haus besichtigt und die Meinung ausgesprochen, er werde es gelegentlich wieder aufbauen lassen. Und einmal von diesem Gedanken erfaßt, hatte er heute den Baumeister, der den Thurmbau so glücklich geleitet, mit Blanchard hinausgeschickt, um ihre Ansicht über eine Wiederherstellung der Ruine zu hören. Hedwig erhielt die Erlaubniß, mit den Männern zu gehen. Ihr Geist und ihr Gemüth, die so lange unter einem dumpfen Druck gelegen und sich nur auf einen einzigen Punkt gerichtet, mußten nach der Meinung Erbach's durch die Vielgestaltigkeit des Lebens und den Wechsel der Empfindungen erheitert und angeregt werden.

Die Männer waren bald ganz ihrer Aufgabe hingegeben; Blanchard wollte die Ueberreste bei dem Neubau benützen und das Ganze im alten Styl wieder aufrichten; der Baumeister war der entgegengesetzten Meinung, Alles niederzureißen und ein neues Haus zu bauen. Darüber fingen sie zu streiten und die Ruine von unten nach oben zu untersuchen und auszumessen an. Hedwig zog es vor, sie ihren Forschungen zu überlassen, und ging in eigenen Gedanken still über das Feld nach Dubnitz zu. Eine schwere und unheilbare Einbuße hatte sie im Kloster, ohne sich derselben recht bewußt zu werden, erlitten. In traurigen Betrachtungen war ihr munterer Sinn untergegangen, all' ihr Dichten und Trachten hatte eine düstere Fär-

bung empfangen. Das Gebet, die Nachfolge Christi, der Hinblick auf das Jenseits hatten in der Stille des Klosters Besitz von ihrem Herzen genommen. So Unrecht hatte die Oberin mit ihrer Behauptung nicht gehabt: Hedwig fühlte, daß die Gottheit ihr in diesen Prüfungen näher getreten sei. Unwillkürlich hatte sich die Eitelkeit der Nonnen auch auf sie übertragen, es war ihr, als sei sie durch ein Lichtgewand, das sie unsichtbar umwehte, von der gemeinen Niedrigkeit der Welt getrennt. Hochstrebenden Sinnes war sie stets gewesen, der Zufall hatte diese Neigungen genährt. Ein Kaiser hatte mit ihr geredet, hatte ihr ein goldenes Kreuz geschenkt — ein Kaiser, dessen leuchtende Augen sie überall auf sich gerichtet wähnte! Ein ausgewähltes Kind Gottes hatte man sie im Kloster genannt. Durch halbe und doch vieldeutige Worte, die Niemand besser zu setzen wußte als er, bestärkte Rothhahn ihren Stolz, in seinen Reden ließ er durchschimmern, daß der Kaiser wiederholt ihrer gedacht, daß er sie noch einmal zu sehen wünsche.

Schwermuth und Hochmuth verwirrten und trübten diese junge Seele. Jetzt, wo sie über das Feld schritt, wurde durch die herbstliche Stimmung der Landschaft auch in ihr die Traurigkeit und das melancholische Sinnen über den jähen Wandel der Erscheinungen stärker erregt. Sie gedachte vergangener Tage, sie beklagte die verlorenen; kalt, öde und starr, wie das

Gefilde umher, lag die Zukunft vor ihr; alle Lichter, mit denen der Pater so bunt und glänzend die kommende Zeit zu schmücken wußte, daß sie ihr wie der kerzenschimmernde Weihnachtsbaum durch einen Vorhang entgegen zu schimmern schien, Freude und Herrlichkeit verheißend: heute war all' dieser phantastische Lichterglanz wie ausgelöscht.

Immer weiter war sie gegangen, bis zu der Schmiede, dem ersten Hause von Dubnitz, wenn man auf der Fahrstraße von Tannburg daherkam. Ein schwerer Reisewagen mit goldenem Wappenschild auf dem Schlage hielt davor. Der Kutscher und der Diener, der Schmied und seine Gesellen waren beschäftigt, einen kleinen Schaden wieder auszubessern, den der Wagen, scharf an einen Stein anfahrend, erlitten. Der Reisende war ausgestiegen und spazierte vor der Schmiede auf und nieder: ein alter Herr in einem blauen Mantel, der weit über die hohen Schäfte seiner Stiefeln herabfiel und ihn ganz einhüllte, von vornehmer Haltung und stolzem Wesen. In der Langenweile und dem Verdruß, die der unerwartete Aufenthalt ihm verursachte, gewährte ihm die Erscheinung des Mädchens Zerstreuung.

„Guten Tag, Jungfer", sagte er, auf sie zugehend. „Sie kommt, wie ich sehe, von dem Gemäuer her, kennt Sie es?"

„Ja, Ew. Gnaden: es gehört dem Grafen Erbach auf Tannburg, und ich bin aus dem Schlosse."

„So, so!"

Der Fremde betrachtete sie noch einmal so aufmerksam, und der strenge Zug um seinen Mund glättete sich zu einem halben faunischen Lächeln, das etwa sagen mochte: der Graf hat keinen schlechten Geschmack! Er nahm sich aber zusammen und fragte mit seinem früheren Ernste:

„Ist Se. Gnaden der Graf auf dem Schlosse?"

„Seit einigen Wochen."

„Dient Sie — ich wollte sagen, wohnt die Jungfer schon lange auf der Tannburg?"

„Mein Vater war der älteste Diener des Grafen."

„War? Hat Sie ihn verloren?"

„Er ward erschossen."

„Erschossen?" Ueber das Gesicht des Fremden lief der Ausdruck des Erstaunens. „So ist Sie wohl gar — ja, wie war doch der Name? Richtig! Sie ist die Hedwig Rechberger, die bei den Ursulinerinnen in Prag gesessen . . ."

„Die bin ich", entgegnete Hedwig und schien willens, da ihr das Wesen und die Fragen des alten Herrn unheimlich wurden, das Gespräch abzubrechen.

Der Fremde verstand den Verdacht, der sich in ihr regte, und suchte den ungünstigen Eindruck wieder zu verwischen.

„Erstaune Sie nur nicht, daß ich Ihre verwunderliche Historie kenne. Es geht Alles mit rechten Dingen zu. Ich gehöre zur kaiserlichen Kanzlei, und da sind mir die Acten contra den Grafen Erbach wegen versuchter Entführung der Gräfin Corona Thurm unter die Hände gekommen. Kaiserliche Majestät selbst nehmen Interesse an der Sache, haben auch Ihrer, Jungfer, in einem besonderen Resolut gedacht."

Welchen Eindruck diese Worte auf Hedwig machen würden, hatte er nicht ahnen können. Sie stand da mit leuchtendem Gesicht, wie eine, deren Seele von einer himmlischen Musik entzückt wird.

„Der Kaiser", stammelte sie und faßte nach dem goldenen Kreuz, das um ihren Hals hing, „der Kaiser hat von mir gesprochen?"

„Er ist ein so gnädiger Herr. Ihr Unglück ging ihm nahe."

„O, es giebt keinen zweiten Fürsten wie ihn auf Erden!"

Und in verzeihlicher Eitelkeit, den Werth ihrer Person in den Augen des vornehmen Herrn zu steigern, fuhr sie fort:

„Ich habe ihn gesehen, er hat mit mir geredet! Wie er die Geige spielt! Dieses Kreuz hat er mir geschenkt! Euer Gnaden sehen die Majestät so oft..."

Nun stockte sie doch, glühend über und über, und brachte kein Wort mehr über die Lippen.

Ich begreife! stand in dem Antlitz des Alten geschrieben. Sein faunisches Lächeln spielte wieder um den Mund.

„Werde nicht verfehlen, Jungfer, kaiserlicher Majestät von Ihr zu vermelden. Sollte gerade das Resolut aus der Kanzlei abgeschickt werden, als die Nachricht kam, Sie sei schon aus dem Kloster entlassen ..."

„Meine gnädige Herrin, die Frau Gräfin, hat meine Befreiung bewirkt."

„Befreiung? Ja so, Sie ist eine Ketzerin!" Und er drohte schelmisch mit dem Finger. „Nun, bei kaiserlicher Majestät verschlägt die Ketzerei nichts! Sie ist ein gar gefälliges Frauenzimmer. Will Sie hier auf dem Lande versauern? Komm' Sie nach Wien, Sie wird Ihr Glück machen ..."

„Ew. Gnaden belieben zu scherzen. Ich bin ein armes Mädchen."

„Wie man's nimmt. Aus arm kann reich werden."

So redend, hatten sie sich weit von der Schmiede entfernt und dem Gemäuer und dem Waldsaume genähert, wo Zdenko lauernd lag.

Der alte Herr blieb stehen und sah zurück. Die Arbeit am Wagen schien vollendet; der Schmied prüfte noch einmal die Räder, die Deichsel, die Hufbeschläge der Pferde ...

„Ist Ihre Herrin oben im Schlosse?"

„Nein, sie weilt noch in Prag, aber der Herr Graf erwartet seine Gemahlin in den nächsten Tagen.“

„Erwartet sie? Bei sich?“

Die Nachricht kam ihm so überraschend, daß er sie nicht mit gleichgültigem Gesicht aufnehmen konnte, sondern ein unruhiges Erstaunen sich in seinen Zügen verrieth.

„Das ist schön. Hatten die Leute in Wien gar von einem Scheidungsproceß des gräflichen Paares wissen wollen! Und nun sitzen die beiden Ehegatten friedlich beisammen, wie zärtliche Turteltauben! Wenn die Welt ihren Mund aufthut, lügt sie!“

„Der Graf läßt die Zimmer seiner Gemahlin auf der Tannburg schon einrichten.“

„So ist es recht!“ nickte der Fremde mit dem Kopfe. „Und die Jungfer hilft dabei? Da kommt der Wagen. Sag' Sie mir noch: in dem Hause drüben haben die Sectirer ihre Betstunden gehabt? Wie ich durch Leitmeritz fuhr, erzählte man es mir.“

„Ja, gnädiger Herr!“

„Dank' Ihr für den freundlichen Bescheid“, sagte der Fremde. „Kaiserlicher Majestät werde ich ausrichten, was mir die Jungfer aufgetragen, und hoffe, freundlich angehört zu werden. Ueberleg' Sie sich das mit Wien! Eine Stadt, in der sich gut leben läßt und ein artiges Frauenzimmer überall willkommen ist.

Adies, Jungfer Rechberger, wünsche Sie noch einmal wieder zu sehen!“

Da war der Wagen; der Diener hatte die Thür geöffnet und half dem alten Herrn hinein. Hedwig machte ihren Knix, und der Fremde musterte sie, das Lächeln auf den schmalen Lippen, durch das niedergelassene Fenster, während die Pferde, wie verdrossen über den langen Stillstand, stärker anzogen.

Hedwig's Gedanken und Blicke folgten dem Wagen eine Weile und schweiften dann in immer weitere Fernen. Ein Herr aus der Kanzlei des Kaisers: sollte sich hier zu der Kette, die sie und den Kaiser verband, ein neuer Ring fügen? So viel des Wunderbaren hatte sich schon in ihrem Leben ereignet, daß sie es nicht für unmöglich hielt, wieder in die Nähe des Kaisers zu kommen und dauernd zu bleiben. In den Wolken des Herbstnachmittags glaubte sie eine Stadt sich aufbauen zu sehen, das große, prächtige Wien mit seiner Burg und seinem Stephansthurm, von dem die adeligen Fräuleins im Kloster ihr so oft erzählt hatten, und das nun gleichsam in greifbarer Herrlichkeit vor ihr emportauchte.

Ein lauter Zuruf verscheuchte und zerstörte das Traumbild.

„Hedwig! Hedwig!“

Ein rauher, heiserer Ton, der sie unangenehm berührte, in dem es wie von ängstlicher Bitte und Ver-

zweiflung wiederklang: Zdenko stand vor ihr. Seine Augen suchten am Boden, als wagte er sie nicht anzublicken, aber seine Hände streckten sich nach ihr aus.

„Erschrick nicht“, brachte er mühsam hervor, „ich bin nicht böse. Sie reizen mich alle und machen mich toll, aber Du ... Wenn Du freundlich zu mir gewesen wärest ...“

„Laß mich, was willst Du von mir?“ Der Widerwille, den sie von jeher gegen ihn empfunden, war in diesem Augenblicke noch heftiger erregt. Sprach dieser häßliche, tückische Bauer nicht all' den Lichtgestalten, die sie noch eben umschwebt, grausam Hohn? Seine widrige Stimme zerriß die Harmonien, die sie umtönten.

„Du hassest mich! Daher kommt Alles, daher! Du möchtest mich mit Deinen Füßen zertreten, aber Zdenko ist kein Wurm! Dein Vater hat ihn geschlagen ...“

„Nenne meinen Vater nicht. Geh'! Was fällst Du mich auf der Landstraße an? Soll ich die Männer rufen, die im Hause sind?“

„Die Männer!“ schrie der Bauer und richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf. „Ich hatte sie vergessen. Wenn Du vor mir bist, liegt alles Uebrige in Finsterniß. Rings umher ist Alles ein großes, tiefes Grab, Du stehst wie ein Engel am Rande desselben. Aber die Männer!“ und er drohte mit der

geballten Faust nach dem Hause hinüber, der Ausdruck der Niedergeschlagenheit in seinen Zügen verwandelte sich in den trotziger Wildheit. „Wer sind sie? Was wollen sie dort?"

„Der Graf hat sie hingeschickt, um das Gemäuer zu untersuchen, er will ein neues Haus bauen lassen."

„Wehe! Wehe!" schrie Zdenko und hielt sich den Kopf mit beiden Händen. „Sie werden ihn finden! Er ist verloren!"

Von ihrem Vater hatte Hedwig Geistesgegenwart und Muth geerbt. Sie merkte, daß es sich hier um ein Geheimniß handelte, dessen Enthüllung für den Grafen von Wichtigkeit sein konnte.

„Wer ist verloren?" fragte sie. „Rede, oder ich sage Alles dem Grafen!"

„Rette ihn! Du kannst es! Er ist ein guter, weiser, alter Mann. Sie verfolgen ihn und wollen ihn binden und in das Gefängniß schleppen. Aber er hat nichts Uebles gethan: er redet Gutes von dem Grafen und von den Lutherischen. Rette ihn!"

„So sage mir doch, wer ist es? Wo ist er versteckt?"

„Wenn Du mich verriethest! Nein, vergieb mir! Du bist die weiße Jungfrau! Der schuftige Schreiber und der lügnerische Pfaffe sehen aus wie Verräther, nicht Du!" Er trat ihr so nahe, daß sein Athem ihre Wange streifte und sie in innerlichem Widerwillen das

Gesicht zur Seite bog. „Mrakotin ist es, den sie suchen! Er kennt die Zukunft und die Geheimnisse der Könige. Darum wollen sie ihm Uebles. Er hat sich in den untersten Keller des Hauses geflüchtet, dort liegt er seit zwei Tagen . . .“

„Der Unglückliche!“

„Du bist mitleidig . . .“

„Wenn Du es bist, sollte ich es weniger sein?“

„Ich habe ihm nächtlicher Weile Trank und Nahrung gebracht, aber der Pfaffe traut mir nicht. Wie leicht kann er meine Wege entdecken! Ich wollte jetzt zu Mrakotin, da sah ich die Männer an den Fenstern des Hauses und Dich auf dem Felde. Die Stimme gebot mir, Dich anzusprechen . . .“

„Ich darf nichts thun ohne den Grafen, meinen Herrn. Aber er ist milde und großherzig, er wird bessern Rath wissen, als ich und Du. Führe den Mann heute Abend nach der Gartenmauer des Schlosses, ich werde euch dort erwarten und euch den Willen des Grafen verkündigen. Gehorche, Zdenko, Du bist jetzt in meiner Hand!“

Auch war es für sie die höchste Zeit, ihr Gespräch zu beendigen, Blanchard und der Baumeister traten aus dem Hause. Doch hatten beide Männer noch so ganz alle ihre Gedanken auf ihren Streit gerichtet und suchten, noch einmal um die Ruine herumgehend, Einer den Andern von der Güte seiner Gründe und der Vor=

trefflichkeit seiner Meinung zu überzeugen, daß Zdenko sich unbeachtet entfernen und Hedwig ihre Aufregung besänftigen konnte. Auf dem Heimwege nach dem Schlosse machte sich der galante Franzose vor dem Mädchen Vorwürfe, daß er sie allein gelassen habe, wogegen der trockene Deutsche bemerkte: der Jungfer habe es nicht an Unterhaltung gefehlt, als er bei der Vermessung des Saales dem Fenster nahegekommen sei, habe er die Jungfer mit einem fremden Herrn in „animirter Conversation“ gesehen; der Deutsche that in der Gegenwart Blanchard's, der sich nur radebrechend mit der deutschen Sprache zurechtfand, mit seiner besseren Kenntniß der französischen gern groß. Hedwig erzählte den Männern um so lieber ihr kleines Abenteuer mit dem vornehmen Reisenden, weil sie dadurch jeden Verdacht eines Verkehrs mit Zdenko abzuleiten hoffte.

Oben im Schlosse fand sie bald Gelegenheit, dem Grafen ihr geängstigtes Herz auszuschütten. Während sie sprach, wurde ihr die Gefahr deutlicher, der sie durch ihr unbedachtes Versprechen ihren Herrn und sich selbst ausgesetzt hatte. Auch Erbach war betreten: einen Mann aufzunehmen, den die geistlichen und die weltlichen Behörden verfolgten, war ein Vergehen gegen die öffentliche Ordnung, das ihn in unangenehme Weiterungen stürzen konnte. Mrakotin's wilde Schwärmereien, so viel er von ihnen gehört, sagten seiner Verstandesbildung und seinem Humor nicht zu, niemals hatte

er sich die Zukunft und die Entwickelung des Menschengeschlechts als ein idealisches Arkadien der Armen, Elenden und Ungebildeten gedacht. Nur das Mitleid mit dem Unglück des Verfolgten rührte ihn; dem Unheil zu steuern, die Noth zu lindern, war ihm stets als die Pflicht seines Standes und Reichthums erschienen; diese Pflicht zu üben, wo sie ihm schwer fiel, wo eine gewisse Gefahr sich mit ihr verband, hatte einen höheren Werth, als im gewöhnlichen Geleise des Lebens mühelos Gutes zu thun. Nach kurzer Ueberlegung willigte er darum ein, Mrakotin eine Zeitlang im Schlosse zu verbergen.

„Vielleicht vergißt ihn die Behörde über wichtigeren Angelegenheiten", sagte er, „vielleicht nimmt er selbst Vernunft an und wird ein stiller Mann. Er soll nur aufhören, das Volk aufzuwiegeln, im Uebrigen mag er jeden Tag die Herabkunft des himmlischen Jerusalems erwarten. Du aber, Mädchen, hüte Dich vor Zdenko. Der Bursche gefällt mir nicht, und Dein seliger Vater war ihm auch nicht grün. Er liebt Dich und will Dich zur Frau haben . . ."

„Gräfliche Gnaden wissen . . ."

„Zdenko's Vater hat mir auf seinem Todbett davon gesprochen."

„Aber ich mag ihn nicht!" rief Hedwig. „Ich kann ihn nicht leiden!"

„Du brauchst Dich nicht zu fürchten, ich werde

Dich nicht mit ihm verheirathen. Um so schlimmer ist es, daß er jetzt ein Geheimniß mit Dir theilt. Er sieht aus, wie einer, der arger Thaten fähig ist und sie wohl gar schon vollbracht hat."

„Um Gotteswillen!"

„Ich werde ein wachsames Auge auf ihn haben. Zu welcher Stunde hast Du ihn an die Gartenmauer beschieden?"

„Am Spätabend."

„Ich werde mit Blanchard hingehen. Das ist kein Geschäft für Mädchen. Gute Nacht! Ich hoffe, daß die Gräfin bald von Prag herüberkommt, in ihrer Nähe ist Dein Platz. Dort wird sich Dein Gemüth beruhigen, der Strom Deines Lebens wieder sanfter fließen. Unter uns Männern wirst Du von einer Welle in die andere geschleudert. Gute Nacht, mein Kind!"

Demüthig, den Kopf auf die Brust gesenkt, küßte sie ihm die Hand und ging.

Hedwig am Abgrund religiöser Schwärmerei, Corona im Strudel der Welt — und Renata? mußte sich Paul fragen. Menschenherz, Menschenschicksal — Schilfrohr, hin und her, auf und nieder unter dem Athemzug des Unsichtbaren schwankend!

Um die neunte Stunde war der Graf mit Blanchard an der Gartenmauer. Es hatte sich günstig getroffen, daß Rothhahn am Morgen den Grafen um

einige Tage Urlaub gebeten hatte, seine ehemalige Wohnung und seine Freunde in Tetschen wiederzusehen, und nachdem er ihn erhalten, am Nachmittag in einem gräflichen Wagen dahin abgefahren war. So fiel kein argwöhnischer Blick auf Erbach's Weg; er brauchte das Stillschweigen keinem Mitwisser aufzuerlegen, vor keinem in diesem Falle lästigen Beobachter seine Handlungen verbergen. Blanchard, dem er die Angelegenheit vertraute, war ganz Feuer und Flamme dafür; in jedem seiner Meinungen wegen Verfolgten begrüßte er einen Schicksalsgenossen. Alle Propheten und Erfinder erleiden Verachtung, Spott und Drangsal von den Mächtigen; hatte er nicht so in Versailles für einen Thoren und einen Feind des Staates zugleich gegolten? Die Erhebung des Menschen aus Jammer und Noth, war es nicht Mrakotin's Ziel wie das seine? Noch ehe er ihn gesehen, fühlte er sich von dem Schwärmer angezogen; und wenn Erbach in seinem Entschlusse schwankend geworden wäre, würden ihn Blanchard's Bitten und Drängen, den Flüchtling zu retten, wieder darin bestärkt haben.

Auf dem kleinen Erdhügel hinter der Gartenmauer, von dem einst Corona und Hedwig den Kaiser zuerst auf der Waldblöße erblickt hatten, standen die beiden Männer. Es war ein kalter, heller Abend. Jede Wolke hatte der Wind vom Himmel getrieben, unter zahllosen funkelnden Sternen schimmerte der Mond.

Von der Mauer bis zu den Bäumen am jenseitigen Rande des Waldes war die Lichtung und der zum Dorfe niederführende Hohlweg deutlich zu übersehen.

„Sie hocken dort drüben unter der Tanne", sagte der Graf, der hier gleichsam jeden Schatten kannte, und ließ ein weißes Tuch wehen, um Zdenko ein Zeichen zu geben.

Einen Augenblick darauf schien sich eine dunkle Masse von der Baumgruppe abzulösen: schleichend, in gebückter Haltung, jedes Gebüsch zur Deckung benützend, kam es näher.

„Halt!" rief Erbach. „Ich bin es, Zdenko!"

Der Schatten richtete sich auf und stand eine Weile unbeweglich auf dem öden Felde, im vollen Mondlicht, unschlüssig, ob er sich weiter vorwagen sollte.

Erbach winkte noch einmal mit dem Tuch, und jetzt überwand der Gehorsam gegen den Herrn jedes Mißtrauen.

„Herr, da bin ich", sagte der Bauer demüthig. „Du weißt Alles, mache mit mir, was Du willst."

„Hast Du den Mann mit Dir gebracht?"

„Er liegt unter dem Baum und stöhnt. Die Zähne und die Gebeine klappern ihm vor Frost. Wir haben einen weiten Umweg durch den Wald machen müssen."

„Trink'", sagte Blanchard und reichte ihm eine kleine Weinflasche über die Mauer, „trink' und gieb

dem armen Manne davon, damit ihr wieder zu Kräften kommt."

„Hat Euch Jemand gesehen?" fragte der Graf.

„Gott war mit uns, sagt Mrakotin. Sonst war es todtenstill im Walde."

„Gut. Geh' hinüber und hole den Mann. Ich werde inzwischen die alte Pforte in der Mauer öffnen. Kennst Du ihre Lage?"

„Herr, ich kenne sie."

„Noch Eins, Zdenko. Warum bemühest Du Dich so um diesen fremden Mann?"

„Herr, er kennt alle Dinge und die ganze Zukunft. Er sieht nicht aus, wie die anderen Bauern und die geistlichen Herren. Wer ihm nahe kommt, muß ihm gehorchen."

„Geh'!" gebot der Graf.

Blanchard wollte in dieser Hingebung Zdenko's, der mit eigener Gefahr und Aufopferung sich des Verfolgten annahm, den Einfluß einer höher gearteten Natur auf die niedere erkennen. Er entsann sich des Bauern noch von jener Nacht her, in der das Feuer im Thurm ausgebrochen war. Damals war ihm unter der Menge das wilde, tückische Gesicht Zdenko's aufgefallen, der grinsend in die Flamme geblickt und gelacht, während alle Andern sich bemühten, dem Feuer Einhalt zu thun.

„Die Begeisterung für eine edle Sache", rief er

mit schönem Feuer, als sie den Hügel hinabstiegen und unterhalb desselben das alte verrostete Schloß der Thür zu öffnen versuchten, „ergreift und erwärmt auch den dumpfen Sinn und das eigensüchtigste Herz. Dieser Bauer, in dessen Kopf bisher wahrscheinlich kein anderer Gedanke als der über sein Feld und Vieh gekommen, erhebt sich jetzt aus seiner Niedrigkeit zu einer großmüthigen That, die Begeisterung des Propheten hat ihn berührt und trägt ihn auf ihren Schwingen empor.“

„Endlich!“ sagte Erbach und riß die in ihren Angeln kreischende Thür auf. „Blanchard, Sie sind ein Narr, und ich erlaube Ihnen, mir denselben Titel zu geben. Wir machen Jagd auf das Außerordentliche, und es geschähe uns Recht, wenn wir das Gewöhnliche fingen, einen armen alten Schäfer, der auf einsamer Haide unter seinen Schafen durch das Lesen von Heiligengeschichten verrückt geworden ist. Und Zdenko's edle That! Ich will dem Burschen kein Unrecht thun, aber, trügt mich nicht Alles, so hofft er mit der Hülfe und den Zaubersprüchen dieses Mrakotin einen Schatz zu heben. Daher seine Güte! Doch da sind sie!“

Mehr von Zdenko getragen als geführt, schwankte der Greis daher. Sein weißer Mantel flatterte im Winde und erschien Blanchard in der Mondbeleuchtung wie eine glänzende Nebelwolke.

„Tritt ein“, sagte der Graf, „und sei ohne Furcht.“

Wie zur Bekräftigung der Gastfreundschaft, die er ihm gewähren wollte, reichte er ihm die Hand.

Der Alte zog sie an seine fieberisch zuckenden Lippen.

„Du bist ein großer Herr“, erwiederte er, „und ich bin ein Bettler, der aus Nacht und Elend zu Dir kommt. Aber der Segen Gottes zieht mit mir in Dein Haus.“

Seine Zähne schlugen vor innerem Frost zusammen und seine Augen starrten glanzlos ins Leere.

„Eine weiße Taube“, fuhr er in seinen Irrreden fort, „wird sich auf dem Dache des Hauses niederlassen, der Habicht hat sie verfolgt, seine Kralle hat sie verwundet, und drei große Blutstropfen liegen auf ihren weißen Federn . . .“

„Ein mährischer Schäfer!“ flüsterte der Graf Blanchard zu. „Bringen Sie den Alten ins Haus.“

Und während Franz den immer noch leise vor sich hinredenden Mrakotin durch den Garten führte, wendete sich Erbach an Zdenko.

„Der Mann ist in Sicherheit, ich habe die Bitte erfüllt, die Du an Hedwig Rechberger gerichtet hast. Jetzt laß mich aber auch von Dir fortan nur Gutes hören! Gieb dem Pfarrherrn keinen Anlaß zur Klage, Deinen Nachbarn keinen zum Verdacht. Du stehst schlimm in meinem Schuldbuch angeschrieben, Deines Vaters wegen habe ich bisher Nachsicht geübt. Mein

alter Rechberger hat mich oft vor Dir gewarnt... Warum zitterst Du?“

„Herr, ein Schatten stand hinter Dir“, stammelte leichenblaß Zdenko.

„Schlaf' die tollen Gedanken und Gesichte aus! Bessere Dich! Und noch Eins: die Hedwig lasse in Ruhe! Du wirst sie nicht wieder ansprechen, ich will's nicht, sie ist nicht für Dich!“

Nun schlug die Thür ins Schloß, der Graf entfernte sich.

Vor der Mauer stand Zdenko; es war ihm, als schlüge dicht neben ihm mit betäubendem Lärm der Hammer auf einen Amboß und jeder Schlag tönte das schreckliche: „Sie ist nicht für Dich!“ wieder.

Plötzlich schrie er:

„Da ist das Gespenst! Sie ist nicht für mich!“ und rannte den Hohlweg hinab.

Viertes Capitel.

Im Schlosse der Thurms waren die Herren von der Tafel aufgestanden. Der junge Graf Procop hatte mit einem großen Festmahl seine Ankunft auf diesem Besitzthum seiner Familie und seinen Geburtstag zugleich feierlich begangen. In den verschiedensten Trinksprüchen war ihm von seinen Vettern und Freunden, wie von seinen vornehmsten Beamten, die, wenn auch nur ganz zu unterst, einen Platz an der Tafel erhalten hatten, langes Leben, eine dauernde Gesundheit und eine gesegnete Herrschaft gewünscht worden.

In wohlgesetzter Rede hatte der Graf darauf gedankt, seines fürtrefflichen, in Gott ruhenden Vaters gedacht und zuletzt das Wohl seiner Frau Großmutter, der einzigen Dame an der Festtafel, ausgebracht. Es war gefällig anzusehen, wie alle diese Männer, die Gläser erhebend, sich gegen die alte, stattlich frisirte Dame hin verneigten, und der Enkel ihr in ritterlicher Weise die Hand küßte.

Das war nun vorüber; Allen eine „gesegnete

Mahlzeit" wünschend, war die Gräfin in ihrem dunkelrothen Kleide von Seidendamast mit goldenen Blumen in das Nebenzimmer gerauscht: einige der älteren vornehmen Herren waren ihr gefolgt, der junge Graf war im Saale unter seinen Freunden geblieben und bemühte sich, den leutseligen und jovialen Herrn seinen Beamten gegenüber hervorzukehren. Es schien ihm wenigstens für diesen Antritt seiner Herrschaft daran gelegen zu sein, den Leuten eine gute Meinung von sich beizubringen und dem schlimmen Ruf eines Wüstlings und Verschwenders, der ihm von Wien und Mailand voranging, durch entgegenkommende Liebenswürdigkeit eine freundlichere Färbung zu geben.

Das Testament seines Vaters hatte ihn zum einzigen Erben der weitläufigen Güter eingesetzt, die ungerathene Corona war feierlich enterbt worden; nur auf Bitten ihres Bruders und seines Beichtvaters, hieß es in der betreffenden Clausel weiter, hätte er, der Sterbende, der unglückliche Vater eines so gottvergessenen und sündhaften Kindes, eine Summe ihr für den Fall ausgesetzt, daß sie in sich gehen und in einem Kloster auf dem Altar Gottes in reuigen Thränen ihre Weltlust zum Opfer bringen würde. So war Procop der uneingeschränkte Besitzer einer großen Herrschaft geworden, aber dies Glück hatte mehr als eine Schattenseite. Eine gewaltige Schuldenlast drückte ihn. Es war so viel leichter und lustiger gewesen, auf den

Namen und Reichthum seines Vaters zu borgen und diesem die Bezahlung zu überlassen, als fortan selbst für alle Thorheiten einzustehen. Ohne die Hülfe seiner reichen und geizigen Großmutter, das sah er bald mit Schrecken ein, war es ihm nicht möglich, sein früheres Leben in alter Weise mit seinen verschwenderischen Neigungen fortzuführen, ja nur seine ärgsten und härtesten Gläubiger zu befriedigen. Mit geheimem Widerstreben war er nach dem Schlosse gekommen, einen traurigen Herbst dort zu verweilen, fern von dem Lärm und den Genüssen, die ihm das prächtige Wien bot, in der Gesellschaft einer alten Frau, deren Schoßkind er von jeher gewesen, die aber in Eifersucht und Herrschsucht jeden seiner Schritte bewachte und in Allem, was er ohne ihre Zustimmung that, eine Beeinträchtigung ihrer Liebe sah. Einmal auf dem Schlosse, wohin er nur gegangen, durch Liebkosungen, Vorstellungen, stürmische Bitten und Betheuerungen die Truhen der Großmutter zu öffnen, gerieth er jeden Tag tiefer in die Abhängigkeit der alten Frau; er verglich sich mit einer lustigen Mücke, die sich leichtsinnig im Netz einer langbeinigen Spinne gefangen hat.

Im Saal klangen noch die Gläser zusammen, im Nebengemach verhandelten die Alten mit halblauter Stimme politische Dinge. Der Fürst Lobkowitz führte das Wort, die anderen Herren, alle vom ältesten böh-

mischen Adel, ordneten sich schweigend seiner größeren Welterfahrung unter.

In diesem Kreise hatte man längst mit Bestürzung die bedenkliche Wendung bemerkt, die unter der Mitregentschaft Josef's die öffentlichen Angelegenheiten Oesterreichs für den Adel und die Kirche genommen: mit Grauen gedachte man der Zukunft, wenn dieser eigenwillige, den Neuerungen geneigte Cäsar, von keiner Rücksicht mehr gefesselt, allein das Steuerruder des Staates lenken würde. Mit dieser Furcht verband sich der Wunsch des Widerstandes, aber es fehlte jeder Plan, an welchem Punkte man den Kampf beginnen sollte, jede Vereinigung, die ihm einen glücklichen Ausgang versprochen hätte.

„Dahin sind wir nun gekommen", sagte Lobkowitz im Verlauf seiner Rede, „daß wir träge zusehen, wie Altösterreich in Trümmer fällt. Im Anfang, als diese Neuerungen noch klein und unbedeutend waren, haben wir sie nicht beachtet, jetzt sind sie uns über den Kopf gewachsen. Was liegt daran, haben wir damals gesagt, ob das Hofceremoniell geändert wird, und der Kaiser das spanische Kleid ablegt? Was kümmert es uns, wie sie bei der Regierung ihre Schreibereien einrichten, ob sie so oder so ihre Rechnungen anstellen? Im Gegentheil, je mehr Aemter, je mehr Versorgungsposten für den armen Adel! Aber diese Hydra der Neuerungssucht hat mit jeder Woche einen neuen Kopf

bekommen und nach neuer Nahrung geschrieen. Prenez garde, messieurs! Dieser Kaiser ist wie Jupiter, er hat in seinem Haupte eine ganze Minerva, ein neues Oesterreich, stecken, und gewaffnet soll es plötzlich daraus hervorspringen. Zuerst werden die Rechte und Prärogative der Stände und der einzelnen Länder angetastet werden, dann wird er dem Clerus und dem Adel zu Leibe gehen, Alles gemeinem Besten zur Liebe und zum Vortheil der Unterthanen. Messieurs, ich habe die Majestät mit tiefer Betrübniß in Paris beobachtet. Absichtlich schien der Kaiser die Gesellschaft des höchsten Adels zu vermeiden, er gefiel sich bei den Philosophen, unter dem Volke ..."

„Aber was will er?" fragte einer der Zuhörer, über dessen Verständniß die Aeußerungen des Fürsten hinausgingen, „sind wir nicht getreue Unterthanen?"

„Was er will? Die Welt auf den Kopf stellen, mon cher prince! Der König von Preußen ist sein Vorbild. Alle Eigenthümlichkeiten und Sonderrechte der Landschaften will er aufheben und ein einziges einiges Reich aus den verschiedenen Königreichen und Fürstenthümern bilden. In Ungarn soll dasselbe Recht gelten wie in Oesterreich, in Böhmen und Mähren wie in Steiermark. Von ihm allein soll jedes Recht, jede Verfügung ausgehen. Unsere Gerichtsbarkeit wird er vollends vernichten und die Leibeigenschaft abschaffen."

„Das ist ja himmelschreiend!"

„Raub und Güterconfiscation!“

„Das ist das goldene Zeitalter der Menschheit, das herannaht“, sagte Lobkowitz mit leichtem Spott. „Wer unter uns ist der Gott Neptunus, der dieser dräuenden Wellenfluth sein Quos ego! zurufen könnte?“

„Zum Glück lebt seine erlauchte Mutter noch! Und sie ist noch en vigueur!“

„Haben Sie ihr letztes Edict gegen die Ketzer und Sectirer in Mähren gelesen? Da ist alter österreichischer Geist darin!“

„In Leitmeritz hatten sie während meines Aufenthalts ein Dutzend dieser Schwärmer mit gebundenen Händen eingebracht, bis hieher hat sich die Secte schon verbreitet.“

„Wen kann das Wunder nehmen?“ fiel die alte Gräfin boshaft ein, die so lange schweigend dagesessen und nur zuweilen, wenn sie das Wort eines Redners billigte, auf den Deckel ihrer Schnupftabacksdose geklopft hatte. „Erhalten doch diese Bösewichte gewiß von dem Grafen Erbach Hülfe und Handreichung!“

„Das ist ein sehr reicher und hochmüthiger Herr! Ein Freund kaiserlicher Majestät!“

„Freund, mein werther Graf Martinitz?“ betonte der Fürst. „Dies Wort sagt zu wenig. Intimus, müssen Sie sagen. Wenn man kaiserlicher Majestät in den Gassen von Paris, in Fabriken und Werkstätten, wohin der Nachkomme so vieler Cäsaren schon

seiner Würde wegen nicht hätte hingehen sollen, zufällig begegnete, wer war bei ihr? Dieser Graf Erbach. Ja noch mehr, der Kaiser ist in seiner Begleitung in das Haus der Dubarri gegangen!"

Die Gräfin nahm eine Prise.

„Fi donc!" sagte sie. „Zu der Dubarri! Zu dieser bürgerlichen Dirne! Für ihre Frechheit, sich bei Hofe vorstellen zu lassen, hätte sie den Staubbesen verdient! Und der Sohn Maria Theresia's macht ihr einen Besuch! Wäre es noch eine adelige Dame gewesen!"

„Ja wohl, eine Adelige, aber une fille du peuple! Wohin sind alle Grundsätze der Religion und Moral gerathen?"

Der Fürst suchte das Gespräch wieder zu höheren politischen Betrachtungen zurückzuleiten.

„Dieser Graf Erbach", sagte er, „ein halber Fremdling auf österreichischem Boden, ohne die glorreichen Traditionen unserer alten Geschlechter, ist der spiritus familiaris des Kaisers geworden. Das ist eben unser Unglück, daß der kaiserlichen Majestät Männer zur Seite stehen und ihr Ohr besitzen, die keinen Glauben haben und zu den Freimaurern gehören. Sie spornen den Herrn zu allem Schlimmen an und treiben ihn, wenn er einhalten will, durch vorgespiegelte Bewunderung seiner Ansichten immer weiter vorwärts. Wir, die Vertheidiger der ständischen Freiheit, der Rechte

der Krone Böhmen und unserer eigenen Privilegien und Immunitäten, wir müssen uns zusammenthun, eine feste Verbindung schließen, dem Unheil steuern, durch entschiedene, aber ehrerbietige Vorstellungen bei Hofe die Neuerungen aufhalten. Noch haben wir einige Jahre vor uns. Vivat unsere erlauchte Kaiserin-Königin Maria-Theresia!"

In fröhlichem Widerhall, mit Zuruf und Gläserklang setzte sich dieses Vivat aus dem Gemach in den Saal fort.

„Ja, die Kaiserin ist des Adels und der Kirche Schirm!" meinte einer der Herren, dem die ganze politische Verhandlung die gute Laune und Verdauung störte. „Warum uns vor der Zeit betrüben und mit Politicis quälen? Legen wir Alles in die Hände unseres guten Fürsten Lobkowitz. Gestehen wir uns nur, er ist ein homme supérieur. Wir sind gute Jäger und noch bessere Trinker, nicht wahr, Liechtenstein?"

Und nun ein allgemeines lustiges Gelächter, in das auch Lobkowitz einstimmte, freilich mit einer Miene, die seine Geringschätzung dieser vornehmen und schwachköpfigen Gesellschaft deutlich genug ausdrückte.

„Quelle imbécillité!" flüsterte er der Gräfin zu, die mit einem Klopfen ihrer Dose ihre Uebereinstimmung mit seinem Urtheil zu erkennen gab.

„Was stehen wir hier mit trockenem Munde?

Flaschen her!" hieß es dann. „Weiß der Martinitz keine lustige Geschichte? Wird der Procop kein Landsknecht prästiren?"

Einer nach dem andern gingen die Herren wieder in den Saal zurück. Die Gräfin und Lobkowitz blieben allein.

„Wenn es sich nicht auch um unsere Macht und unser Ansehen dabei handelte", sagte der Fürst nach einer Weile, auf den tollen Lärm horchend, der nach dem Eintritt der Edelleute in den Saal ertönte, „man müßte ein Narr sein, wollte man sich dieser Menschen wegen in die Angelegenheiten des Staates mischen!"

„So sind sie Alle, sie können nichts als ihr Geld verprassen. Ach, mon cher prince, wenige Männer haben einen solchen Kopf auf dem Halse, wie Sie. Auch Procop hat zu meinem Bedauern keinen Funken von politischem Ehrgeiz ..."

„Jagd und Spiel, Gelage und Bauerndirnen, das ist die Welt dieser Thoren! Und sie ahnen gar nicht, welches Feuer unter ihren Füßen brennt!"

„Halten Sie es im Ernste für gefährlich?"

Ein Diener hatte Licht gebracht; auf einen Wink der Gräfin schloß er die nach dem Saale führende Thür.

„Machen Sie es sich bequem, lieber Fürst", sagte die Gräfin und deutete auf einen Armstuhl und das vor demselben liegende Fußkissen.

„Sie sind noch immer die liebenswürdigste Frau", und er küßte ihr mit galanter Verneigung die Hand. „Sie kennen und schonen die Schwächen Ihrer Freunde, in der Jugend wie im Alter. Er lehnte sich behaglich in den weich gepolsterten Stuhl zurück. „Ja, ja, die alte Zeit! Wissen Sie noch, theuerste Gräfin? Ma foi, es sind vierzig Jahre her! Da saßen wir einander auch so gegenüber ..."

„Quel souvenir!" seufzte die alte Dame und strich über die Falten ihres Kleides mit der knöchernen Hand.

„Es war auch an einem Novemberabend, in Prag, in einem traulichen Gemach . . . Ich entsinne mich noch, an die Decke war eine Aurora gemalt. Sie lächeln, theure Elisabeth? Solche Dinge vergißt man nicht!"

Halb geschmeichelt, halb verlegen klopfte die Gräfin auf den Deckel ihrer goldenen Dose und blickte die Augen verdrehend zur Seite.

„Felicité passée!" sagte der Fürst und zupfte an seiner Spitzenkrause. „Das Feuer, das damals unser Gespräch erwärmte, war ein viel süßeres, als die unterirdischen Flammen, von denen ich vorhin sprach. Die Aurora, die auf uns herabschaute, versprach uns einen so schönen Tag ..."

„Hélas! Warum werden wir alt? La vieillesse des hommes est une bêtise de Dieu!"

„Wohl gesprochen! Vor Allem, wenn wir noch die Sündfluth erleben sollten, welche die Marquise von Pompadour in Frankreich prophezeiht hat. Ein Erdbeben, viel schrecklicher als das von Lissabon, steht uns bevor. In Frankreich kommt die Bewegung von unten herauf, bei uns entzündet sie Jupiter von oben mit seinen Blitzen. Der Kaiser ist der gefährlichste Neuerer. Der Degen und der Philosophenmantel des preußischen Königs haben ihm den Kopf verdreht. Sein ganzer Haß richtet sich gegen den Adel und die Kirche, weil sie allein seiner Gleichmachungslehre wirksamen Widerstand leisten können. Alles will er in seiner Hand halten, Alles selbst sehen, selbst machen. Der Blick auf die gute Kaiserin mag politische Kinder beruhigen, Männer nicht. Der Kaiser wie der Großherzog von Toscana hängen denselben Grundsätzen an: vor uns liegt ein jahrelanger Kampf."

„Hatten Sie nicht die Aussicht, allmälig auf den Kaiser zu wirken und sich seines Gemüths zu bemeistern? Auch der Pater Rothhahn setzte so sichere Hoffnungen auf diesen Plan!"

„Rothhahn? Ich habe lange nichts von ihm gehört . . . Seit der unglücklichen Geschichte mit der Hedwig Rechberger . . ."

„Die Sie mir nicht in die Schuhe schieben werden, lieber Fürst!"

„Ihnen? Die Sie am meisten darunter gelitten

haben? Nicht doch; ich nannte die Geschichte darum eine so unglückliche, weil sie nicht wenig dazu beigetragen hat, den Kaiser gegen uns in Harnisch zu bringen. Rothhahn hat mit großer Gewandtheit alles Krumme wieder grade zu biegen gewußt und meine sentimentalische Nichte von jeder thörichten Uebereilung ferngehalten."

„Mein werther Freund, wenn wir uns doch in diesem Manne getäuscht hätten! Die unerwartete Gunst, die ihm die Regierung erweist, hat ihn verblendet. Nicht um Geld, ihm ist es um Einfluß und Macht zu thun. O, er ist pfiffig! Il a une tête de renard!"

„In seiner Lage, mit seinen Plänen, meine liebe Gräfin, wird Jeder leicht verdächtig. Lassen Sie ihn immer den Doppelzüngigen spielen, wenn wir nur die Frucht seiner Listen ernten und ihn nach unserem Belieben erheben oder verderben können. Spione sind in jedem Kriege nöthig."

„Aber ich fürchte, er verräth uns! Er wohnt jetzt bei dem Grafen Erbach. Der undankbare Schelm! Ich habe ihn auch nicht vorgelassen, als er gestern um eine Unterredung mit mir bat . . ."

„Er ist unten in der Stadt? Das ist gut! Oder, meine theure Freundin erlaube mir das Wort, vielmehr nicht gut, daß sie den Pater durch solche Abweisung gekränkt hat. Doch dieser Verstoß läßt sich leicht wieder gutmachen."

„So wissen Sie nicht Alles! Procop war in Prag, er hat die Renata wiedergesehen. Der arme Junge, er dauert mich, er liebt sie noch immer! Gewiß, mein Fürst, c'est un coeur de flamme! Il aime, il adore votre nièce! Was für ein Paar wäre aus beiden geworden . . .“

„Das ist leider vorbei. Renata hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, den Grafen Erbach zu heirathen und ihn in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Sie ist freilich bös damit angelaufen, aber was wollen Sie? Meine Nichte ist eben eine schöne Seele, wie sie jetzt draußen im Reich sagen.“

„Darum wäre eine Trennung solch' gottloser Ehe das Beste gewesen. Und Sie haben es mich hoffen lassen, mon prince! Und nun? Ach, wie hat sie meinen armen Procop heimgeschickt! Elle lui a chanté de belles historiettes! Sie ist verliebter als je in diesen ungläubigen Mann; wir hätten ihn verleumdet und Ränke gegen ihn gesponnen, Lug und Trug und jede Gewaltthat übten wir aus . . . ich, mein Fürst, und Sie und der arme, gute Procop! Der kein Wässerchen trüben kann und an der Gefangenschaft jenes Frauenzimmers, von dem sie so viel Aufhebens machen, als wäre es eine Prinzessin, so unschuldig ist, ja so unschuldig, wie am Tode des heiligen Nepomuk! Und wer hat der Renata alle diese Dinge eingeflüstert? Wer hat ihr gerathen, sich wieder mit ihrem Manne

zu versöhnen? Bei den Schmerzen der allerreinsten Jungfrau, Ihr Schützling, mon prince, der Pater Rothhahn!“

Die alte Dame hatte mit zunehmender Heftigkeit gesprochen, um Alles, was sie auf dem Herzen hatte, davon abzuwälzen. Mit ihren stechendsten Blicken suchte sie die Maske ruhiger Gleichgültigkeit zu durchdringen, die das trockene, fast unbewegliche Gesicht des Fürsten ihr bot. Nicht mit Unrecht hegte sie gegen ihn den Verdacht, daß er von Anfang an der Verheirathung seiner Nichte mit ihrem Enkel, diesem ihren Lieblingswunsch, abgeneigt gewesen sei, und wie früher, so noch jetzt Alles thäte, die Erfüllung desselben, die schon ohnedies in das Reich des Wunderbaren gehört hätte, zu verhindern.

Mit der feinsten Höflichkeit streckte ihr Lobkowitz, als sie ihre unmuthige Rede geendigt, seine Dose entgegen, wie eine weiße Parlamentärflagge, die um Waffenstillstand bittet. Hastig nahm die Gräfin eine Prise und wiederholte:

„Ja, ja, der Pater Rothhahn!“

„Ich glaube gern, was Sie mir da sagen, meine theure Freundin, aber nicht der Pater ist der Schuldige. Ein Anderer hat den Gedanken, sich mit dem Grafen auszusöhnen, in dem Herzen Renata's entzündet, kein Geringerer als der Kaiser.“

Das war nun doch ein Wort von solcher Bedeutung, daß die Gräfin sich steif aufrichtete und kerzengerade eine Weile sitzen blieb.

„Der Kaiser“, erzählte Lobkowitz gemessen weiter, „hatte bei einem Hoffeste in Versailles die Gelegenheit gefunden, sich eine geraume Weile allein mit Renata zu unterhalten; eine Folge davon war, daß sie mir am nächsten Tage ihren Entschluß ankündigte, nach Prag zu reisen. Das Uebrige erklärt sich leicht. Der Pater hat sie in einer Stimmung angetroffen, der er nicht widersprechen durfte, wenn er nicht ihre Gunst verscherzen wollte. Dabei begreife ich Ihren Unmuth vollkommen, liebe Gräfin! Auch mich haben die schnellen Fortschritte dieses Versöhnungswerkes überrascht. Ich habe es vermieden, auf der Reise zu Ihnen Prag zu berühren; das leidenschaftliche Wesen Renata's, ihre Klagen, Thränen, Verzückungen greifen mich zu sehr an; so erfuhr ich nur durch einen Zufall, daß man sie heute oder morgen in der Tannburg erwartet.“

Einen Augenblick verlor die Gräfin ihre vornehme Haltung ganz und gar; zornig schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen.

„Das ist ja die Weltumkehr! Eine Versöhnung in aller Form! Wie kann sich eine Schwarzenberg nur so erniedrigen! Und Sie wollen es zugeben? Ihr Adel, Ihr Christenthum verbietet es Ihnen! Das ist ein Bündniß mit dem Teufel!“

„Es ist ein kleines Vorspiel von dem Erdbeben, von dem ich Ihnen vorhin sprach. La comédie avant la tragédie! Uebrigens wird diese alliance avec le diable nicht geschlossen, sondern nur erneuert. Graf Erbach hat Glück gehabt, das ist Alles. Glück, wenn es ein Glück ist, eine Frau wiederzugewinnen!"

„Welch' ein leidiger Trost ist doch dieser Spott! Hofften Sie nicht gerade durch Ihre Nichte Einfluß auf den Kaiser zu erlangen?"

„Vous êtes bien cruelle! Wollen Sie denn das Geständniß meiner Niederlage so gern aus meinem eigenen Munde hören? Nun ja, es bestanden zwischen dem Kaiser und Renata zarte Beziehungen, eine gegenseitige Sehnsucht nach einer unendlichen Freundschaft. Auf diese Regungen zweier schönen Seelen hatte ich meinen Plan gebaut . . ."

„Jetzt wird nicht der Oheim, sondern der Gemahl diese Passion auszubeuten wissen", bemerkte Elisabeth mit spitzem Ton und bot ihrerseits, als wolle sie ihm Revanche geben, die Dose dem Fürsten an.

Lobkowitz verstand die Bosheit dieser Bewegung, aber er bewahrte seine Kaltblütigkeit. Ein wenig Taback nahm er zwischen die Fingerspitzen:

„Obligirt, theuerste Gräfin! Echter Spaniol, riecht sich gut. Bringt ihn jedoch Einer, der nicht daran gewöhnt ist, in die Nase, wird er das Prickeln eine Stunde lang nicht los. So wird es auch mit der

Wiederversöhnung des Grafen und der Gräfin sein. Wohlgeruch nach Außen, beständiges Prickeln im Innern. Freilich, der Procop wird wohl für immer auf Renata verzichten müssen . . ."

„Für immer?"

„Vorausgesetzt, daß der Graf Erbach ihm nicht zu Gefallen binnen Jahresfrist stirbt."

„Ist der Graf unsterblich?" fragte trotzig die Alte.

„Hm", machte der Fürst, sah sie mit zusammengezogenen Augenbrauen von der Seite an und schnupfte jetzt erst die Körnchen Taback, die er bisher sorgfältig zwischen den Fingerspitzen gehalten, langsam auf.

„Warum sollt' ich diesem Manne nicht den Tod wünschen?" brach der Zorn der Gräfin aus. „Ich hasse ihn als meinen ärgsten Feind, mit allen Kräften meiner Seele! Er hat meinen liebsten Wunsch durchkreuzt, er hat Schmach über mein altes Haupt gebracht! Meine Enkelin hat er entführt, sie ist in die weite Welt gegangen und ein verworfenes Geschöpf geworden. Wenn ihn ein Unglück treffen sollte, ich werde mir kein Haar darum ausreißen! Ich nicht!"

Viel eher gäbest du alle Haare darum, dies Unglück zu beschleunigen, dachte Lobkowitz, der vor der Wuth der alten Frau einen leisen Schauer empfand.

„Nichts Aeußerstes unternehmen, meine liebe Gräfin", warnte er in abgebrochener Rede. „Man ist fast niemals Herr aller Folgen . . . Und dann, warum sich

ereifern? Bei der Liebe kann man neunzig Jahre alt werden, man hat Beispiele! Aber der Zorn frißt am Herzen. Den Grafen Erbach überlassen Sie seinen eigenen Leidenschaften, seiner Frau und Ihrer Enkelin: die werden ihn zwar nicht unter die Erde bringen, aber ihm das Leben auf ihr sauer genug machen."

„Meine Enkelin?"

„Ja, ja! Sie vollzieht die Strafe an dem Verbrecher. Das wilde Kind hat sich in den Grafen verliebt, tout bonnement! Hat er ihr versprochen, immer bei ihr zu bleiben, hat sie es nur gehofft: genug, sie nannte seine Abreise von Paris eine Perfidie. Es soll Scenen gegeben haben, mit Dépit und Thränen …"

„Geschieht ihr recht, der verlaufenen Dirne! Mag sie doch ihr sauberes Treiben nun mit einem Anderen fortsetzen!"

„Zunächst hat sie in dem Grafen Robert Aremberg einen Tröster gefunden. Un bel homme, un aimable roué! Der Graf ist einer der reichsten und vornehmsten Cavaliere in den belgischen Provinzen: ich glaube gar, er hat die Absicht, Corona zu heirathen."

„Thöricht genug von dem Gimpel, der sich fangen läßt!" entgegnete die Alte, und ein kurzes spöttisches Lachen verstärkte nur den erbarmungslosen Ausdruck ihres Gesichts.

„Wenn er das schöne Mädchen gewinnt, werden ihn seine Nebenbuhler durchaus nicht für einen Gimpel

halten. Corona's Munterkeit, des Kaisers Fürsprache haben die Abneigung der Königin gegen die kleine Abenteurerin bald besiegt. Als sie einmal zu den Concerten in Trianon zugelassen war, hat ihre musikalische Begabung das Uebrige gethan und Maria Antoinettens wetterwendische Gunst im Sturmschritt erobert. Mit Permission, meine wertheste Freundin, Sie haben das Genie Ihrer Enkelin nicht erkannt. Ich begreife, daß man die Erbschaft dem Procop ungeschmälert erhalten wollte, aber man hätte aus der Schönheit und Anstelligkeit der Corona Vortheil ziehen können, Ehre und Vortheil ohne Kosten ..."

„Hätt' ich mir doch nicht träumen lassen, daß der Fürst Lobkowitz sich noch zu den petits adorateurs meiner Enkelin gesellen würde!"

„Es ist Ihr Blut, Comtesse, das in der Kleinen zu mir spricht. Un souvenir trop tendre! Geschickt und anmuthig weiß sich Corona in Trianon zu bewegen und durch kluge Anspruchslosigkeit der Eifersucht der anderen Damen niemals einen Vorwand zu geben. Der alte närrische Marchese vergöttert sie, er wird ihr sein Vermögen hinterlassen — wahrhaftig, sie ist eine sehr begehrenswerthe Partie!"

„Was hätte dann der Graf von ihr zu fürchten?"

„Ein Kleines — ihre Eifersucht."

Aergerlich schob die Alte ihre Fußbank bei Seite und murmelte etwas von Fadaisen ...

Der Fürst runzelte die grauen Augenbrauen.

„Ich gefalle Ihnen heute gar nicht, meine Theuerste, und bin untröstlich darüber. Aber wir können doch nicht wie in der alten gothischen Barbarei unsere Vasallen aufbieten, die Tannburg überfallen, den Grafen tödten und seine Wittwe auf der Stelle mit dem Procop verheirathen. Zu solchem Strauß sind meine Beine zu lahm ..."

„Ich will nichts", unterbrach ihn Elisabeth heftig, „von Euch Allen nichts! Ihr seid mir die rechten Helden! Ein altes Weib hat mehr Muth als Ihr. Wenn ein Edelmann einen Gegner hat, so fordert er ihn heraus ..."

„Und läßt sich todt stechen! Das ist nicht nach meinem und dürfte, wenn es sich dabei um Procop handeln sollte, nicht einmal nach Ihrem Geschmack sein, chère amie! Doch übernimmt es vielleicht der Krieg, Sie auf diese Weise von Ihrem verhaßten Nachbar zu befreien."

„Der Krieg? Mit den Türken?"

„Nein, mit den Preußen! Trügen nicht alle Anzeichen, so haben wir ihn vor der Thür."

„Der alte Bösewicht wird doch nicht zum vierten Male anfangen, der Leuteschinder?"

„Diesmal fängt der Kaiser an", sagte Lobkowitz. „Seit dem siebenjährigen Kriege hat das Kaiserhaus an puissance und considération im Reich bedenklich

verloren. Im Norden ist ein neues Vandalenreich emporgekommen und hat dem Hause Habsburg merklichen Abbruch gethan. Der Kaiser ist nur im Hinblick auf die inneren Verhältnisse blind, nach Außen hat er Adleraugen und sieht, daß sich Oesterreich bei Zeiten im Reich festsetzen muß, will es früher oder später nicht das Ganze und die Kaiserwürde einbüßen."

„Das Kaiserthum bei den Preußen? Das sind ja schreckliche Geschichten!"

„Zum Mindesten verdienen sie mehr Aufmerksamkeit, als die Abenteuer des Grafen Erbach", sagte der Fürst nicht ohne Bitterkeit. „Um dieser Gefahr vorzubeugen, denkt der Kaiser an die Erwerbung Baierns. Es sind gute katholische Leute, die sich uns willig anschließen werden, wenn der Preuße es nicht hindert."

„Sie sagen das, als ob Sie diesen Widerstand wünschten?"

„Ich wünsche ihn, damit der Eigenwille des Kaisers endlich einmal an den Verhältnissen eine Schranke finde, die er nicht durchbrechen kann, und auch darum, auf daß die Majestät ihre wahren Freunde und die einzig sicheren Stützen der Erbmonarchie, den Adel und die Kirche, kennen lerne. Ob Josef als Sieger oder als Besiegter aus diesem Kampfe zurückkehrt, es wird immer eine Lehre für ihn sein. Zu lange hat er sich im Schrankenlosen und Abenteuerlichen bewegt, und seine Günstlinge, die wie dieser Graf Erbach alle

Phantasten sind, haben ihn noch mehr in dieser Neigung, Luftschlösser zu bauen, bestärkt. Im Kriege wird ihm die Wirklichkeit entgegentreten. Wie leicht ist es, mit den Dingen zu spielen, so lange sie auf dem Papier und im Gespräch nur Schattenbilder sind, des ombres chinoises!"

Diese Bemerkungen, deren ganze Bedeutung sie nicht zu würdigen vermochte, übten gerade dadurch, daß sie ihr zur Hälfte unverständlich blieben, einen großen Eindruck auf die alte Dame. Welch' ein Mann war doch dieser Fürst! Mit welch' klugen Augen überschaute er das Getriebe der Welt! Man mußte ihm seine Eigenheiten, seine kleinen Spöttereien und Bosheiten, seine „Malice" und seine „Frivolität" verzeihen! Eben wollte sie ihm ihre Bewunderung und ihren „Respect" ausdrücken, als der Lärm, der im Saal schon seit einer Weile zugenommen, eine solche Höhe erreichte, daß Lobkowitz aufstand und die Thür öffnete:

„Was giebt's denn?"

Ein wüstes Durcheinander von Stimmen, ein Gebrause, in dem jedes einzelne Wort unverstanden verhallte und nur die Gewalt der sich fortwälzenden Tonwelle vermehrte, klang ihm entgegen. Jetzt schien es, als wäre ein heftiger Streit unter den Herren ausgebrochen, jetzt wieder, als äußere sich nur die Freude in ihrem wildesten Ungestüm. Die Mehrzahl der gräflichen Beamten hatte den Festsaal verlassen;

die Wenigen, die geblieben, unter ihnen Wenzel Swoboda, der Schreiber, und der Pfarrer Haslick, dienten in ihrem Rausch den übermüthigen Edelleuten zur Zielscheibe roher Scherze. Mit glühendem Gesicht, wie von Weindunst eingehüllt, taumelnd stand der kleine Schreiber auf einem Tisch: einige der jüngeren Herren hatten ihn hinaufgehoben und litten nicht, daß er wieder huerntersteige. Vergebens beschwor er bald den Einen, bald den Andern mit gerungenen Händen bei allen Heiligen, ihn zur Erde zu lassen. Das tollste Gelächter der Herren war die einzige Antwort. Vor dem Tisch, in einiger Entfernung, hatte der Pfarrer seinen Platz gesucht. Mit den Armen beschrieb er große Kreise in die Luft und schrie, gegen Swoboda gewandt, in singendem Ton die Formeln, mit welchem die Kirche böse Geister zu beschwören pflegt. Hatte dies Schauspiel einen ernsteren Sinn oder war es nur die Wirkung des Rausches? Seine Anziehungskraft war mächtig; die Herren hatten die Karten und Würfel fortgelegt und bildeten, die Gläser in den Händen, eine Runde um den Schreiber und den Pfarrer. Der Fürst runzelte die Stirn, seinem feineren Geschmack sagte die Rohheit nicht zu. Aber der Anblick des Ganzen hatte neben dem gemeinen, doch auch einen grotesken, unwiderstehlich die Lachlust herausfordernden Zug. Die beiden jämmerlichen Hauptfiguren, der Eine an Händen und Füßen zappelnd, hüpfend, springend

auf seinem Tisch, der Andere stöhnend, schwitzend, immer hartnäckiger und wilder seine Beschwörungen rufend, da der Dämon ihm nicht gehorchen wollte, um sie her die Edelleute in ihren reichgestickten sammetnen und seidenen Röcken, lärmend, tanzend, Alle in hellster Beleuchtung, im Kerzenglanz der Glaskrone — „une farce pour la canaille“, brummte der Fürst und mußte lachen.

„Der Pfaffe ist heiser! Gebt ihm zu trinken!“

„O gnädigste Herren, laßt mich auf den Boden nieder. Ich will nie mehr . . .“

„Geben's 'ne Flasche her! Trink', Swoboda, damit Du Muth bekömmst! Breite die Flügel aus, Fledermaus!“

„Fliege, Swoboda, fliege!“

„Beelzebub, fahre aus, fahre in die Säue!“ schrie Haslick und zeigte dabei auf die Edelleute.

Noch stärkeres Toben, noch tolleres Gelächter . . .

„Nein, das muß ich sehen! Ich werde seine Einladung annehmen.“

„Was kümmert es uns, wie er mit den Pfaffen steht! Er ist von unserm Blut, ein Reichsgraf!“

„Und kein Knauser! Im Gegentheil ein Mann, der zu leben weiß.“

„Still, da kommt der Lobkowitz!“

Der Fürst hatte sich einer Gruppe genähert, die nach ihrer Haltung zu schließen nur einen mäßigen

Antheil an dem von ihren Genossen aufgeführten Schauspiel nahm und noch am ersten geneigt schien, ihm auf seine Fragen zu antworten.

„Was es giebt, Herr Fürst?“ sagte Einer, „eine wunderliche Geschichte. Der Schreiber soll behauptet haben, er könne wie eine Fledermaus fliegen; ein Franzose, der bei dem Grafen Erbach auf der Tannburg wohne, habe ihm das Geheimniß gelehrt. Da haben sie ihn auf den Tisch gehoben und gerufen, er solle eine Probe seiner Kunst geben. Der Pfarrer aber will das Teufelswerk nicht leiden und beschwört die bösen Geister. Narrenstreiche, Herr Fürst!“

Als er dies sagte, hatte die Freude schon ein jähes Ende genommen. Sich überschlagend, war Wenzel Swoboda jählings vom Tisch hinuntergestürzt. Schreiend wälzte er sich auf dem Boden. Die Diener mußten ihn aufheben und fortführen.

„Die Fledermaus hat die Flügel gebrochen!“ lachten die Edelleute.

„Gottes Gericht!“ ächzte der erschrockene Pfarrer und wäre wahrscheinlich seinem Kumpan nachgefallen, wenn ihm nicht auf Lobkowitz' Wink ein Bedienter einen Stuhl zugeschoben, auf den er niedersank.

„Welche Thorheiten!“ sagte der Fürst in gereiztem Ton. „Wissen die Herren keine würdigere Unterhaltung?“

„Es ist so lustig, Herr Vetter“, entschuldigte sich Procop.

„Und wenn der arme Bursche sich Schaden gethan?“

„Wenzel Swoboda? Hoho! der hat ein Katzenleben! Morgen hat er seinen Rausch verschlafen und wird noch einmal so spitzbübisch pfiffig in die Welt gucken.“

„Ob die Geschichte von dem Franzosen auf der Tannburg wahr ist?“ mischte sich ein Dritter in das Gespräch.

„Der Graf Erbach gab sich längst mit solchen Versuchen ab. Vom Vater hat er's geerbt. Der alte Jodocus war in Physicis wohl erfahren.“

„Der Franzose soll schon einmal vor Jahren bei ihm gewesen sein.“

„Wenn nur der Pfaffe wieder zur Besinnung kommen wollte! Der wird mehr davon wissen. Aber mit dessen Verstande ist der Trunkteufel durchgegangen!“

„Gießt ihm kaltes Wasser über den Kopf!“

„Der Mensch fliegen! Ueber Berg und Wasser! Ein göttlicher Gedanke!“

„Oder eine Verrücktheit!“ meinte ablehnend der Fürst.

„Wir könnten uns ohne Mühe von der Wahrheit oder Unwahrheit dieser Geschichte überzeugen. Ich denke, wohl ein Jeder von uns hat eine Einladung auf Martini von dem Grafen Erbach erhalten?“

„Freilich! Ja wohl! Und noch dazu eine sehr artig abgefaßte! Man kann kaum ablehnen!“ hieß es im Kreise.

„Warum ablehnen? Wir waren in früheren Jahren so lustig auf der Tannburg!“

„Der Graf war unerschöpflich in neuen Erfindungen, seine Gäste zu unterhalten. Auch diesmal wird er es weder an einer guten Tafel, noch an heiteren Scherzen fehlen lassen.“

„Dabei könnte man mit dem Franzosen ein Wort sprechen. Denn etwas ist an dem Geschwätz dieses Swoboda wahr. Ich lasse es mir nicht nehmen. Eine Flugmaschine! Hm! Curios!“

„Mich werdet Ihr aus dem Spiele lassen, mich!“ sagte Procop mit einem zornigen Aufflammen seines schönen Gesichts.

„Mit Euch ist's etwas Anderes, Graf Thurm, Ihr habt einen gerechten Grund, Euch über Erbach zu beklagen ...“

„Daß die Weiber immer doch die besten Männer entzweien müssen!“

„Laßt doch die alten Geschichten!“ sprach der Fürst, der bis dahin geschwiegen hatte. „Der Graf Erbach hat, so viel ich weiß, dem seligen Herrn Grafen Thurm, meinem lieben Vetter und Freund, jede Aufklärung über den unglücklichen Vorfall gegeben, die ein Edelmann von dem andern fordern kann. Das ist abgethan.

Aber der Anstand verbietet, daß Procop den ersten Schritt zu einer Versöhnung thue: Sie haben es selbst empfunden, messieurs. Im Uebrigen bin ich Ihrer Meinung, und es war immer mein Grundsatz, gute Nachbarschaft zu halten. Die Dehors müssen beobachtet werden, dadurch vergiebt man sich nichts."

Die Herren traten auseinander, diese kehrten zu ihren Spieltischen zurück, jene füllten sich aufs Neue die Gläser: Procop hatte den Arm des Fürsten ergriffen und zog ihn ungestüm in eine Fensternische.

„Sie halten dem Grafen Erbach eine Lobrede! Sie bestärken diese Männer in ihrer Absicht, wieder sein Haus zu besuchen . . ."

„Weil sie es auch gegen meinen Rath gethan hätten. Ihr Thurms seid ein heißblütiges Geschlecht. Stets mit dem Kopf durch die Wand, so die Großmutter wie der Enkel! Die Herren da warteten nur auf ein Wort des Zornes aus Ihrem oder meinem Munde, um es dem Grafen wieder zu berichten. Jetzt können sie nur von unserer Höflichkeit und Versöhnlichkeit erzählen."

„Ich will keine Versöhnung!" brauste Procop auf.

„Ich aber desto mehr ihren Schein. Will man seinen Feind verderben, muß man ihn sicher machen."

Damit entfernte sich Lobkowitz von dem jungen Grafen, der eine heftige Erwiderung auf den Lippen hatte, und näherte sich dem Pfarrer. Gregor hatte

sich allmälig von seiner Anstrengung und Aufregung erholt: er saß auf seinem Stuhl wie ein geschlagener Mann, aber der Nebel vor seinen Augen war doch gewichen, er erkannte wieder seine Umgebung und athmete tief auf. In all seinen Gliedern fühlte er sich gebrochen, und etwas wie Beschämung, so weit seine rohe Seele sie empfinden konnte, über die traurige Rolle, die er bei den Possen der Edelleute gespielt, ließ ihn erzittern und scheu zur Erde blicken, als er den Fürsten neben sich sah. Mühsam erhob er sich, verneigte sich, krampfhaft die Lehne des Sessels festhaltend, um nicht zu fallen, und stammelte einige Worte, die ihn entschuldigen sollten. Mit dem überlegenen Ausdruck des Spottes und der Menschenverachtung weidete sich Lobkowitz an dem kläglichen Zustand des Pfarrers, dann winkte er ihm, sich niederzusetzen, nahm selbst an seiner Seite Platz, und es bedurfte nur weniger Aeußerungen, um den Rausch Gregor's vollends zu zerstreuen. Seine Geisteskräfte sammelten sich wieder; das Wörtchen: Beförderung, das der Fürst fallen ließ, war mächtiger als alle Dünste des Weines und die Betäubung der Sinne. So oft die Hoffnungen des Pfarrers sich auch schon falsch und trügerisch erwiesen hatten, einmal mußten sie sich doch verwirklichen. Und jetzt versicherte ihn ein Fürst seines Schutzes und seiner Gnade! Er verschlang gleichsam jedes Wort, das Lobkowitz sprach, höher flammte sein

geröthetes Gesicht, und er faßte ein paar Mal in die leere Luft, als könne er dort einen Bischofsstab ergreifen, der vor ihm schwebte.

Nach einer längeren, in leisem Ton geführten Unterredung trennten sich die beiden Männer von einander, gegenseitig, wie es schien, höchlich befriedigt.

Fünftes Capitel.

Es war ein heiterer, windstiller Tag. Durch die grauen Wolken schimmerte mattgoldig herbstliches Sonnenlicht. Im Garten der Tannburg waren die letzten Blätter von den Bäumen gefallen, die letzten Blumen verblüht. Schwärzlich grün standen die Fichten und Kiefern still und regungslos. Auf dem Rasenplatze hinter dem Eisengitter, das den Garten von dem Schloßhof trennte, an der Seite des Thurms trieben sich geschäftig und erwartungsvoll Diener und Arbeiter hin und her. Schweigend erfüllten sie die Befehle, die ihnen Blanchard in sichtlicher Aufregung zurief. Was sie thaten, war ihnen unverständlich; mechanisch verrichteten sie, was ihnen Blanchard und der Baumeister zeigten, Staunen und eine gewisse abergläubische Furcht verhinderten jeden Widerspruch. Es sollte der erste Versuch mit Blanchard's Flugmaschine gemacht werden. Mit verschränkten Armen hatte der Graf eine Weile den Arbeiten zugeschaut und dem Pater Rothhahn, der neben ihm stand, in nicht geringerer Span=

nung, als die Anderen, seine Bemerkungen im Wechsel von Hoffnung und Furcht mitgetheilt. Jetzt ergriff auch ihn die fieberische Ungeduld, und er eilte in den Kreis der Arbeiter, um selbst mit Hand anzulegen. Zwischen zwei niedrigen Holzpfosten hing mit Stricken umwunden und befestigt eine mäßig große, unförmige Kugel von starkem, geöltem Papier, die mühsam aus einem Heizapparat, vermittels einer Röhre, mit erwärmter Luft gefüllt und aufgeblasen wurde. Zusehends gewann die Form, die erst einem Sack geglichen, an Rundung, sie schwebte und schien den Stricken, die sie niederhielten, zum Trotz aufwärts streben zu wollen. Diese Bewegungen des Ungethüms, von dessen eigentlicher Bestimmung sie keine Vorstellung hatten, brachten, vor Allem unter den weiblichen Zuschauern, den Mägden des Schlosses, ein unbeschreibliches Entsetzen hervor. War ein böser Geist in diese Papiermasse gefahren und blies sie mit seinem Athem immer riesiger auf? Nur die Gegenwart des Grafen ließ sie ihren Schrecken nicht in lautem Geschrei kundgeben, aber sie flüchteten, so weit sie konnten, aus der Nähe der fremdartigen Wundererscheinung.

Die Kugel war gefüllt und verschlossen; ein kleiner Korb, aus Weiden geflochten, in dem man ein Kätzchen festgebunden, war daran befestigt.

Auf einen Wink Blanchard's lösten die Arbeiter die Stricke, bis auf ein einziges, langes Seil, das er

selbst in der Hand behielt — und die Kugel stieg. Keiner wagte mehr zu sprechen, zu rufen, einen Augenblick hielten sie den Athem an; gerade, wie an windstillen Tagen der Rauch als eine Säule emporsteigt, so majestätisch erhob sich die Kugel hoch und höher und schimmerte, von den Sonnenstrahlen getroffen, wie ein glänzender himmlischer Ball. Welch' ein Schauspiel! Denen, die wie der Graf, der Pater und der Baumeister die Kräfte und Gesetze dieser eben so seltsamen als großartigen Erscheinung kannten und ihre Bedeutsamkeit für alle folgenden Zeiten ahnten, war es zu Muth, als müßten sie, wie die Gefährten des Columbus bei dem Auftauchen der kleinen, grün im Schmuck ihrer Wälder, goldig im Sonnenlicht des Morgens schimmernden Insel aus der grauen Meereswüste: Land! Land! rufen. Die Anderen fühlten sich von der Neuheit und dem Märchenhaften des Vorfalls beinahe feierlich berührt. Die himmelanstrebende glänzende Kugel hatte jedes Unheimliche verloren, was so leicht und schön zur Höhe schwebte, konnte nicht aus der Tiefe und der Finsterniß stammen. Endlich löste sich die allgemeine Spannung, das ernste Schweigen in laute Jubelrufe. Mit leuchtenden Augen folgte Blanchard seiner Kugel, die jetzt schon über die Dachfirste des Schlosses und des Thurmes, hoch über die Baumwipfel des Gartens aufgestiegen war; ein leiser Windhauch trieb sie südwärts, dem Ausgang des Parks zu. Er

hörte nicht den Jubelruf der Menge, bemerkte nicht, daß Erbach seine Hand ergriffen hatte, er sah nur. Und mehr oder minder war auch bei allen Anderen jede Thätigkeit ihrer Seele im Schauen aufgegangen. Ein Wunder vollzog sich vor ihren Augen. Auf eine geheimnißvolle Weise hatte sich eine papierne Kugel vom Boden in die Lüfte erhoben und schwamm im unermeßlichen Ocean derselben so sicher, wie ein Kahn auf dem nahen Strom. Aus dem leichten Weidenkorb, den sie heute mit sich führte, konnten morgen schon schwerere Lasten geworden sein, je größer die Kugel wurde, desto stärkere Gewichte ließen sich daran befestigen. Wie lange noch und in dem Korbe saß der Mensch und eroberte sich die Herrschaft der Lüfte mit geringerer Mühe, als er vor Zeiten gebraucht, sich Erde und Wasser unterthänig zu machen. Diese Kugel da schloß eine neue Welt und ein neues Zeitalter auf. Sie war das fernhin leuchtende Symbol all' der Hoffnungen und Wünsche, welche in den Herzen dieser Männer schwollen: das strahlendste, das allen Erdenstaub von sich abgeschüttelt und über Gewaltthat und Dummheit triumphirend den freien Menschen zu den Sternen emportrug. Einst hatte das goldene Zeitalter mit dem Sturz der Giganten und Titanen, welche den Himmel stürmen wollten, geendigt: das neue goldene Alter des Menschengeschlechts, das Jahrhundert der Aufklärung feierte hier den Sieg der Vernunft und

des menschlichen Geistes auch über die Götter. Fortan war es nur eine Frage der Zeit, wann sie ihren ewigen Himmel für immer an die Sterblichen verlieren würden; jene Kugel hatte sein Thor gesprengt. Schwebe, fliege, höher und höher hinauf, glückseliger Ball! Der du uns die Gewißheit giebst, daß dem Menschen in Wahrheit die Welt gehört! Alle Ideale standen auf dem Schiff des Columbus und lenkten sein Steuer nach Westen; sie heben auch dich empor! Damals zogen wir der Sonne nach, mit dir ziehen wir ihr entgegen. Du erfüllst die tiefste Sehnsucht und das kühnste Hoffen. Einen neuen Sonnenwagen, werden wir dich durch die unendlichen Räume der Lüfte führen und glücklicher als Phaëton unsern Lauf vollenden. Du bist uns die Bürgschaft für eine Reihe der wunderbarsten Schöpfungen und Entwickelungen, für eine Fülle ungeahnten Segens und die wachsende Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Du zerbrichst den Bann, der uns bisher an den Boden fesselte, und schenkst uns die Freiheit im Himmel und auf Erden!

Ein Widerschein von diesen Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen, welche überwältigend auf Erbach's und Blanchard's Seele einstürmten, leuchtete in den Gesichtern Aller; ein Augenblick der Weihe war über sie gekommen, die Ahnung eines höheren Lebens. Und noch immer schwebte die Kugel unversehrt im Reich der Lüfte. Längst hatte das Seil, an dem Blanchard

sie gehalten, nicht mehr gereicht, frei zog sie im Weltraum ihre Bahn wie ein Stern. Langsam und sanft trieb sie der Wind dem Walde zu. Der Graf und Blanchard voran, die Dienerschaft ihnen nach, eilten sie von dem Orte, wo die Kugel in die Höhe gestiegen war, durch den Garten, erwartungsvoll, ob die Wundererscheinung ihnen entschwinden, ob sie wieder herabsinken würde. Allmälig wurde der Wind stärker und drückte auf die Kugel, sie stieg nicht mehr. Jetzt streifte sie den entblätterten Wipfel einer zackigen Eiche, das Papier riß, und jählings sank sie nieder.

„Aus!" sagte Blanchard und schlug die Hände über das Gesicht.

Es war auf der Lichtung, die den Garten des Schlosses von dem eigentlichen Walde trennte, wo die Kugel niederfiel.

Die Eifrigsten warteten gar nicht ab, bis die Pforte in der Mauer geöffnet wurde, sondern kletterten hinüber, um die sinkende Kugel entweder aufzufangen oder wieder zu erheben. Aber sie kamen zu spät, eine zerrissene Papiermasse lag auf der Erde, unbeschädigt miaute das Kätzchen in dem umgestürzten Weidenkorb und suchte sich von dem Strick, mit dem es festgebunden war, zu befreien. Drüben am Waldsaum standen mit erhobenen Armen und offenem Munde, starr, als hätten sie ein Wunder gesehen, Knaben und Mädchen aus dem Dorfe, die Reisig im Walde gesammelt hatten.

„Es ist gelungen, Blanchard, es ist!" rief Erbach und schloß den Erfinder in seine Arme. „Vergeßt über das Ende nicht den Anfang. Vielleicht widersteht ein anderer Stoff als Papier besser dem Winde und den Hindernissen, denen er dort oben begegnet. Nur Muth! Das Schwierigste ist überwunden, wir Alle haben Eure Maschine steigen, fliegen und tragen gesehen!"

„Gehörte ich zur alten Kirche", sagte der Pater, „so würde ich auf jene bestaubte und zerrissene Masse deuten und an den Sturz Lucifer's erinnern, an den Thurmbau von Babel, und wie der Wind und der Blitz des Herrn ihn verwirrten und den Stolz Nimrod's demüthigten. Anders steht mein Sinn, wie Ihr Ball strebt er der Ferne und der Zukunft zu. Gerade die Entwickelung des menschlichen Geistes legt für die Gottheit Zeugniß ab, wenn es eines Zeugnisses bedürfte! Ich wiederhole das Wort des Herrn Grafen: Muth, Herr Blanchard! Macte nova virtute puer, sic itur ad astra! Je mehr wir die Natur ergründen, um so höher werden wir die Allweisheit des Schöpfers bewundern, um so inniger seine Allgüte verehren lernen!"

Nun brachten die Diener den zerstörten Ball, den Korb und die kleine Katze; der Baumeister bemühte sich, ihnen das Ganze zu erklären, welche Kraft die Kugel in die Höhe gehoben, wie das Loch, durch welches

die Luft aus dem geschlossenen Raume geströmt sei, das Mißgeschick und den Fall der Kugel herbeigeführt hätte.

Blanchard bemerkte kaum, was um ihn her geschah; er starrte zum Himmel auf, wo noch eben seine Erfindung im Sonnenschein glänzend geschwebt. Jetzt hatte der Wind schwere graue Wolken heraufgejagt, welche die Sonne nicht mehr zu durchdringen vermochte, seine Maschine lag im Staub der Erde. Der Eindruck war überwältigend für ihn. So steigt das Leben auf, so fällt es wieder. Giebt es über dies Gesetz der Bewegung hinaus etwas Festes, Ruhendes, Wandelloses? Ist der Wechsel der einzige Gott der Welt? Mißmuth und Siegesfreude kämpften in ihm; zuletzt behauptete, durch den Zuspruch des Grafen und Rothhahn's unterstützt, die letztere das Feld. Erbach's schnell aufloderndes Wesen war ein Feuer und eine Flamme; seit Jahren hatte er den Gedanken und die Hoffnung, die Blanchard in seine Seele geworfen, mit sich herumgetragen. Als sie sich jetzt wieder dem Thurm nahten, von dem das Baugerüst schon zum großen Theil entfernt war, erinnerte er ihn an jene feierliche Stunde der Nacht, wo sie beide in dem alten Kuppelsaal mit den Instrumenten und Ferngläsern des Grafen Jodocus den Sternenhimmel betrachtet, wo er gerufen: „Wenn wir hinaufschweben könnten!“ und Blanchard darauf, wie von dem Wehen eines göttlichen Hauches ergriffen, geantwortet hatte: „Ja, hinauf! Es muß für die

Menschen eine Adlerschwinge, ein Luftsegler erfunden werden." Fortan hatte der Franzose für nichts Anderes als für seine Erfindung gelebt, nur vorübergehend hatte das traurige Geschick seiner Schwester sein Dichten und Trachten davon abgelenkt, und auch dem Grafen war in dem Wirrwarr eines bewegten Lebens, unter den mannigfachsten Beschäftigungen, Genüssen und Sorgen, niemals ganz jener Wunsch, jener erste Anstoß entschwunden und verloren gegangen. Der geglückte Versuch erfüllte ihn mit stolzer Genugthuung; auf seinem Boden war das Wunder geschehen, er durfte seiner Beredsamkeit und Beihülfe, welche Blanchard, wenn er in Niedergeschlagenheit Alles aufgeben wollte, immer aufs Neue ermuthigt und vorwärts getrieben hatten, einen Antheil an dem schön Gelungenen zuschreiben.

„Daß der Kaiser dies gesehen!" sagte er. „Welch' ein glorreiches Ereigniß für seine Regierung! Unter Josef dem Zweiten stiegen die Menschen zum Himmel auf! Den Stein der Weisen haben wir nicht gefunden, Franz; wer weiß, ob er des Suchens werth ist! Aber diese Flugmaschine bedeutet mehr als jede Goldtinctur und jedes Lebenselixir; sie wird das Menschengeschlecht im reinen Aether verjüngen!"

So sprachen sie draußen vor dem Thurm, weit über Zeit und Raum flogen ihre phantastischen Hoffnungen, während drinnen Mrakotin aufgerichtet auf

seinem Lager saß, Gebete murmelnd, und sich seinen verzückten Blicken ebenfalls eine neue Welt der Liebe und Brüderlichkeit erschloß.

Das Geheimniß seiner Anwesenheit war bisher noch gut bewahrt worden. Blanchard, dessen Laboratorium sich neben der Kammer befand, die der Graf dem Greise angewiesen, und Hedwig hatten sich in seiner Pflege wechselseitig abgelöst. Schon nach wenigen Tagen war das Fieber gewichen, die Ruhe umher, das Gefühl der Sicherheit, die bessere Nahrung hatten wohlthätig auf den Alten gewirkt, nur eine große Schwäche war ihm von den Fieberanfällen zurückgeblieben. Er sprach wenig und starrte seine Umgebung, den hohen gewölbten Raum, das Fenster, durch das die Herbstsonne schimmerte, das weiche Bett, auf dem er lag, das junge Mädchen, das ihm seine Nahrung brachte, so verwundert an, als wäre er schon der Erde entrückt und in jenem Reich der Seligen, das in seinen Träumen als eine lichte Stadt Gottes am Himmel stand, beinahe ein Seitenstück zu Blanchard's Kugel. Alle Menschen sind geborene Träumer, und der tiefste Zwiespalt des Daseins liegt vielleicht darin, daß sie niemals wissen, wo die Wirklichkeit aufhört und das Spiel des Traumes beginnt.

Im Hofe vor der Rampe, die zu dem Haupttheil des Schlosses hinaufführte, standen Erbach, Blanchard und der Pater noch im Gespräch zusammen, als ein

Reiter die Nußbaum-Allee zur Tannburg hinaufritt. Die Diener waren schon unter das offene Portal getreten, um zu sehen, wer der Ankömmling sei; aus einiger Entfernung wurde das Geräusch eines schweren Wagens vernehmlich, der sich mühsam den Schloßhügel hinaufschleppte. In ihre Unterhaltung vertieft, achteten die Herren nicht sonderlich auf die Bewegung, die unter der Dienerschaft ausbrach.

„Er ist es! Nein, es ist unmöglich! Wo sollte der herkommen?" hieß es.

Darüber näherte sich der Reiter; an seiner Haltung, an der Weise, wie er das Pferd lenkte, das im vorsichtigen Paßgang dahinschritt, erkannten die prüfenden Augen der Stallbedienten, daß der Fremde kein Cavalier sei, und jetzt erhob auch der Aelteste von ihnen seine Stimme zum Endurtheil:

„Haltet Alle die Mäuler! Es ist Fritz Buchholz! So ist er vor'm Jahr ausgeritten, so kommt er wieder, hängt links über, und das Pferd ist klüger als er!"

„Fritz Buchholz?" fragte Erbach, der den Namen gehört und wandte sein Gesicht dem Thore zu.

Draußen schwenkte der Fremde seinen Hut und rief einmal über das andere:

„Gott zum Gruß, altes Schloß! Gott zum Gruß, ihr lieben Leute!"

Die Diener brauchten ihm das Pferd gar nicht zu

halten, so sicher sprang er herab und schritt, es am Zügel führend, durch das Portal.

„Ja, da bin ich wieder", sagte er. „Ich habe Euch nicht vergessen, und ich hoffe, Ihr Alle kennt mich noch!"

Die Sonne Italiens hatte seine helle Gesichtsfarbe dunkel gebräunt, aber seine guten grauen Augen blickten noch so sanft und zutraulich wie früher.

„Einer ist weniger unter Euch", sprach er unter dem Portal, wo sich die Diener um ihn drängten, „der brave Rechberger! Gott hab' ihn selig und gebe ihm ein freudiges Auferstehen! Aber es kommt kein Todtenwagen hinter mir her, sondern große Freude. Se. gräfliche Gnaden sind doch im Schloß?"

Suchend gingen seine Augen umher: ob sie indessen nur den Grafen oder zugleich auch ein geliebteres Wesen zu finden hofften, blieb zweifelhaft. Denn als er in den Hof trat, richteten sich seine Blicke nicht zuerst auf Erbach, der wenige Schritte von ihm entfernt stand, sie flogen vielmehr nach den Fenstern empor, hinter denen er so oft Hedwig hatte sitzen gesehen.

„Hieher die Augen, guter Fritz, hieher!" lachte Paul. „Hier sind wir in unserer ganzen Reichsgräflichkeit! Sucht Er uns wie die Spatzen an Fenstergesimsen oder gar unter dem Dach? Nächstens schweben wir freilich hoch oben! Willkommen auf Tannburg!

Ihm ist die Reise trefflich bekommen! Wie schmuck sieht Er aus! Gute Seele, Du findest hier mehr als ein Herz, das sich lange nach dem Deinigen gesehnt hat!"

„Ach, und meines erst, gräfliche Gnaden! Da ist der Thurm, der Garten! Und da — Gott zum Gruß, hochwürdiger Herr! Ist mir doch, als wäre ich nur aus einem langen Schlafe aufgewacht, und Alles wäre, wie vordem, wie an jenem unvergeßlichen Abend! Aber ich gerathe ins Schwatzen und habe doch eine so wichtige Botschaft zu bestellen. Die gnädige Frau Gräfin folgen mir auf dem Fuße."

„Die Gräfin?" Trotz seiner Selbstbeherrschung verfärbte sich Erbach.

„Die Gräfin?" wiederholte leise der Pater und schlug die Augen nieder.

Aufhorchend standen die Diener umher. Niemand hatte geglaubt, daß die Gräfin, ohne sich vorher anzukündigen, eintreffen würde. Was wird nun werden? schienen sie sich zu fragen. Genug der üblen Nachrede über den Zwiespalt des Ehepaares hatte es auch unter ihnen gegeben.

In schwierigen Lagen sich schnell zu fassen und zu entscheiden, war ein Vorzug des Grafen. Das Unerwartete fand ihn stets gerüsteter, als das von langher Drohende.

„Oeffnet das Thor!" sagte er. „Geh' einer zur

Rechbergerin hinauf, sie solle die Gemächer der Frau Gräfin in Bereitschaft setzen. Und Sie, hochwürdiger Herr, wollen Sie mich begleiten?"

Rothhahn hatte sich schweigend verneigt, der Graf war schon einige Schritte voraus. Fest und sicher trat er auf, ohne Zögern: Keiner sollte ihm anmerken, wie heftig ihm das Herz auf diesem Gange schlug, daß er ein geheimes Widerstreben, das ihn zurückhalten wollte, niederkämpfen müsse. Der Wagen hatte die Steile des Hügels überwunden.

„Halt! Halt!" rief er dem Kutscher zu und winkte mit der Hand.

Noch einmal blickte er hinter sich. Hatte ihm der Pater nicht folgen können oder war er in bescheidener und doch auch kluger Rücksicht zurückgeblieben? Ein humoristisches Lächeln flog über Erbach's Gesicht: da ist eine Dame und du bist ein Edelmann, schien es zu sagen, was schwankst du noch, deine Pflicht zu thun? Nach Westen hin, wo die Sonne unterging, wo Corona jetzt in dem kleinen, wunderlichen Schlosse zu Bougival vielleicht den Wolken nachsah, winkte er, wie um einen ewigen Abschied zu nehmen: im nächsten Augenblicke war er an dem Schlage des Wagens und hatte ihn geöffnet.

„Steigen Sie aus, Frau Gräfin!" sagte er grüßend. „Lassen Sie mich der Erste sein, der Ihnen auf diesem Boden die Hand reicht."

Ein letzter Sonnenstrahl überflog ihn; in seinen fast bis an die Knie hinaufgehenden Stiefeln, dem eng anliegenden blauen Rock, dem leicht gepuderten Haar, Hut und Stock in der Hand, eine männliche, anziehende Erscheinung. In seinen Augen blitzte eine übermüthige Lustigkeit, ein Schimmer fröhlichen Lächelns schwebte um die Lippen.

„Mein Gemahl!" stammelte Renata. Sie sah ihn durch Thränen an.

Nun drückte er einen flüchtigen Kuß auf ihre Hand und half ihr aus dem Wagen.

Das graue, mit rothen Sammetschleifen in Puffen aufgenommene Seidenkleid stand ihr gut zu Gesicht. Demüthig und hoffend zugleich hing sie sich an seinen Arm.

„Gott segne Ihren Eingang für und für!" sagte der Pater, an dem sie vorüber mußten.

Die Rührung hatte Renata überwältigt und ihre Stimme in Schluchzen erstickt. Konnte sie vergessen, welche Schmerzen sie in diesem Schlosse gelitten? War sie so sicher, daß sich ihr Herz nicht wieder gegen ihren Gemahl aufbäumen würde? War sie von seiner Neigung und von der Geduld ihrer Seele, seine Schwächen und Fehler zu ertragen, so fest überzeugt? Wenn doch die Umstände mehr als der Drang ihres Gemüths diese Versöhnung herbeigeführt? Wenn jeder von ihnen wieder im Stillen einen Vorbehalt sich dabei gemacht?

Zitterte sie nicht schon bei dem Gedanken, daß sie ihm die Geschichte jener Tage in Venedig enthüllen sollte? Aber da waren sie im Schloßhofe. Dort stieg die Rampe auf mit dem künstlichen Eisengitter in Blumen und Arabesken, dahinter das graue, hochgegiebelte Schloß. In den Nischen des Portals standen hier Herkules und dort Simson, die beiden Riesen, epheuumgrünt. Wie alte Bekannte in neuen prächtigen Kleidern, an die wir uns erst gewöhnen müssen, grüßten sie die grotesken, aufgefrischten Fratzen der drei Narren über der Thür des neuen Thurms. Schwermüthige und doch wieder selige Erinnerungen! Ein Schimmer der Hoffnungen, mit denen sie vor Jahren dies Schloß betreten, schwebte noch um diese Mauern. Drei Mal riefen die Diener und die Arbeiter auf den Gerüsten den Eintretenden ein Hoch zu.

Dann war Hedwig gekommen und hatte ihr die Hand geküßt, sie hatte ihrem treuen Begleiter Fritz Buchholz zugenickt, der Graf ihr Blanchard vorgestellt und bedauert, daß sie um eine Stunde zu spät gekommen sei, um die merkwürdigste Erfindung des Jahrhunderts zu sehen — so wie im Traume und im Taumel war sie in ihr Gemach gelangt.

Nicht nur unter dem Gesinde, auch in der Herrenstube gab es nun ein Fragen und Antworten, ein Erzählen hin und her. Warum die Gräfin sich so plötzlich zur Abreise aus Prag entschlossen? Wo sie Fritz

Buchholz getroffen? Wie Beide, die sich doch vorher nicht gekannt, zu einander gekommen? Und daneben, was Alles Erstaunen, Neigung und Freundschaft fragen und erwiedern können.

Hatte der Brief, den ihr Paul nach Prag geschrieben, schon Renata's Herz tief bewegt, so that der freundliche Empfang, den er ihr bereitet, die ritterliche Höflichkeit, mit der er sie umgab und auch die leiseste Andeutung über die Ursachen ihres Zerwürfnisses fernhielt, das Uebrige, um ihre Verschlossenheit zu überwinden und ihr Vertrauen zu erwecken.

Eine geraume Zeit saß sie allein mit ihm zusammen in ihrem ehemaligen Lieblingsgemach, das Hedwig's fleißige Hand schon längst wieder zur Aufnahme der Herrin eingerichtet hatte.

„Ich danke Ihnen, meine theure Renata", hatte Erbach gesagt, „daß Sie nur Ihre frühere Neigung befragt haben und nicht den Rath meiner Feinde. Noch in Versailles hatten mir diese jede Möglichkeit geraubt, mich mit Ihnen, ich wage nicht zu behaupten, zu verständigen, aber doch auszusprechen. Jetzt stehen wir uns Auge in Auge gegenüber und können uns allmälig ohne fremde Zungen die Vergangenheit erklären. Allein nicht danach drängt es mein Herz, ich bin sehr in Ihre Schuld gerathen, Renata, mehr als Sie wissen! Die Menschen, in deren Umgebung Sie verweilten, hatten häßliche Schatten auf Ihr Bild geworfen —

gestehe ich es nur, ich habe meine sanfte Renata diese lange Zeit über verkannt! Lachen Sie mich aus, oder besser, schelten Sie mich: diese Augen hatten, so schien es mir in meinem Zorn, etwas von dem Blick der alten Furie dort drüben geborgt!" — er deutete in die Richtung, in der das Schloß der Thurms lag. „Ich bin tief beschämt, Sie sind, wie immer, voll Geduld und Vergebung gewesen!"

Und dann, als wolle er ihr jede Erklärung ihrer Flucht aus Venedig, ihrer Entfernung von ihm wenigstens für diesen ersten Tag ersparen, hatte er von seinen Bauten gesprochen, von Blanchard's Erfindung, von dem Besuch des Kaisers auf Tannburg und dazwischen gelacht:

„Was für Gesichter werden übermorgen die Herren machen, die ich zum Richtfest meines Thurms geladen, wenn sie die gnädige Frau an meiner Seite sehen werden!"

Darauf hatte er wieder in seiner sentimentalischen Weise gerufen:

„Welch' schöne Zeit haben wir verloren, Renata, mehr als zwei Jahre, und Rom und Neapel dazu, die wir besuchen wollten! Wahrhaftig, es war in diesem Zimmer, wo wir den Entschluß faßten! An jenem Tisch dort haben wir den Reiseplan gemacht! Ach, wie so dauerhaft ist das Holz, und wie so windig und nichtig sind unsere Entwürfe!"

Unmerklich fühlte sich Renata von dem alten Reiz umsponnen. Leichter, als sie es sich in Prag in dem düsteren Palast der Lobkowitz gedacht, fand sie sich wieder in die früheren Verhältnisse. Erbach hatte Recht, wenn er sagte:

„Wir wollen annehmen, liebe Renata, wir hätten in einem Zauberschlaf gelegen, im Grunde ist Alles um uns geblieben, wie es war, und erscheint es uns anders, so ist es Schuld des Schlafes, den wir uns noch nicht ganz aus den Augen gewischt haben.“

Den ernsten Willen, mit dem sie hierher gekommen war, nicht ihre Anschauungen zur Grundregel des Lebens mit ihrem Gemahl zu machen, brauchte sie gar nicht zu bethätigen: so bestechend war der Eindruck seiner Persönlichkeit; wie vordem war sie von ihm bezwungen. Dabei glaubte sie eine Wandlung seines Wesens zum Ernsten und Maßvollen, ein edles Streben für das Allgemeine in ihm zu entdecken, das sie wohlthuend berührte; sie hatte nicht mehr seinen Spott zu befürchten, wenn sie die tragische Seite des Daseins hervorhob.

Sein Brief, erzählte sie ihm, hätte sie in eine unbeschreibliche Aufregung versetzt. Um keinen Preis hätte sie eine Stunde länger gesäumt, als es die Vorbereitungen zu der Reise durchaus nothwendig machten, um zu ihm aufzubrechen. Wie sich ihr Verhältniß zu ihm künftighin auch gestalten sollte, das Bedürfniß, ihn

noch einmal zu sehen und sich mit ihm zu versöhnen, habe alle Bedenklichkeiten zurückgedrängt. Möchte sie doch die Welt eine leichtsinnige, wankelmüthige Frau schelten, die erst von ihrem Gatten gegangen und dann wieder zu ihm zurückkehre: sie sei ihrem Herzen, seinen liebevollen Worten gefolgt. Ob er sie wieder aufnehmen oder verstoßen wolle, das stehe bei ihm; außer ihm hätte sie mit Allem auf Erden abgeschlossen, sie gäbe sich ganz in seine Gewalt. Auch die Sorge hätte sie zu ihm getrieben: Procop von Thurm habe ihr bei seiner Durchreise durch Prag einen Besuch gemacht und offen seine feindlichen Gesinnungen gegen ihn, den Grafen, eingestanden; sie fürchte, eine Verschwörung sei wider ihn im Werke, die alte Gräfin Thurm sei unversöhnlich in ihrem Hasse und böte Alles auf, ihm zu schaden und ihn zu vernichten. Möglich, daß ihre erregte Phantasie ihr leere Schreckbilder vormale, aber sie habe fern von ihm keinen Augenblick der Ruhe mehr gehabt. Als sie von Gefahren gehört, die ihn bedrohten, habe sie erst empfunden, wie fest und innig sie noch mit ihm verbunden sei.

Erbach ließ sie nicht weiter sprechen; er suchte den leidenschaftlichen Erguß ihres Herzens zu hemmen und sanft zu beruhigen. Nicht noch einmal wollte er das Fahrzeug seines Lebens dem Meer dieser stürmischen Empfindung anvertrauen, die wie die Fluth in gewissen Zwischenräumen stieg und fiel, sondern es gleich in

einen stilleren Hafen geleiten. Seine Seele war Renata gegenüber auf den Ton der Freundschaft gestimmt.

„Hier giebt es keine Gefahren, meine Theuere", sagte er, „diejenigen ausgenommen, die wir uns selbst mit unseren Versuchen, den Himmel zu erobern, schaffen. Wir führen ein stilles, arbeitsames Leben. Daß es nicht ganz ohne Gottesfurcht ist, mag der Pater Rothhahn beweisen, der sich wohl in unserer Mitte fühlt. Die häßliche Ruine, die früher Ihre Augen beleidigt, hat sich in einen stattlichen Thurm verwandelt. Vielen armen Leuten verschafft der Bau Unterhalt und Verdienst. Wenn ich eitel wäre, könnte ich stolz auf den guten Namen werden, den mein Geld mir in der ganzen Gegend bei dem Volke erworben hat. Und nun sind Sie gekommen, mein Glück zu vollenden, schöne Stunden werden uns aufgehen. Es schließt sich der Kreis guter und tüchtiger Menschen um uns; nur Einer fehlt, der Beste und Größte von Allen, der Kaiser, doch ich hoffe, nicht auf immer! Er ist wie die Götter der alten Fabelwelt und erscheint dort am sichersten, wo man ihn am wenigsten vermuthet. Ich nenne mich seinen Schüler, denn sein Beispiel hat mich aus einem Thoren und Müßiggänger zu einem thätigen Manne umgeschaffen; sollte er nicht neugierig sein, die Frucht seiner Saat zu sehen?"

Als die Lichter angezündet wurden, kam die Reihe des Erzählens an Fritz Buchholz.

Auf Renata's ausdrücklichen Wunsch mußte Hedwig trotz ihres Sträubens in der Mitte der Herrschaften bleiben.

Dem guten Fritz war das Herz bei dem Anblick der Gräfin übergeströmt, hatte sie doch seine Hedwig aus dem Kloster, das ihm als das schrecklichste Gefängniß auf Erden erschien, befreit, warum sollte er vor ihr Geheimnisse haben? So hatte Renata seine Neigung zu dem Mädchen erfahren und war sogleich bereit gewesen, sie in jeder Weise zu unterstützen.

„Du darfst nicht fehlen, wenn er uns seine Abenteuer berichtet", hatte sie auf Hedwig eingesprochen, „sind sie doch ein Stück von Deinem Leben!"

Von ihrem Leben?

Hedwig verstand nicht ganz, was ihre Herrin damit sagen wollte: ihr war es dunkel, als sei ihr Dichten und Trachten seit ihrer Trennung von Fritz seine eigenen, absonderlichen Wege gegangen, die kein Anderer betreten konnte, ja, nach dem Schlage ihres Herzens zu urtheilen, nicht einmal betreten sollte. Mit einer Nadelarbeit beschäftigt, saß sie auf einem Schemel zu den Füßen ihrer Herrin, nur selten wagte sie aufzublicken.

Bald nach ihrem Wiedersehen in Luciennes hatten sich der Graf und Fritz getrennt, und der Letztere hatte endlich seinen Wanderstab nach der Lombardei gerichtet. Ueber das Schicksal Hedwig's so weit beruhigt, als die

Umstände es erlaubten, da er sie noch am Leben wußte und die Hoffnung hegen durfte, ihr noch einmal zu begegnen, hatte er sich mit neuem Eifer ganz seinem Geschäft und dem Zwecke, der ihn nach Süden geführt, gewidmet. Die Seidenfabriken Lombardiens, die Maulbeerpflanzungen, die Züchtung der Seidenwürmer, die Bereitung der Cocons, worin damals die Lombarden allen anderen Völkern Europa's voran waren, und worüber sie eine Menge sorgsam bewahrter Geheimmittel besaßen, hatten die Augen und die Aufmerksamkeit des jungen Mannes mehr als die Kirchen, Paläste, die Bilder und Statuen in Anspruch genommen. Der Geschäftsmann hatte eben über die ursprüngliche Künstlernatur in ihm den Sieg davongetragen, jetzt um so mehr, wo er durch die Erweiterung und Vergrößerung seines Geschäfts sich und der Geliebten ein sicheres und schönes Dasein zu gründen hoffte. Offen gestand er, daß ihn die Natur Italiens wenig entzückt habe; auf die Gefahr hin, von den gnädigen Herrschaften ausgelacht zu werden, wollte er seine Havellandschaft und seine Kieferhaiden nicht gegen die Umgegend von Mailand oder Verona austauschen, den bedeutendsten Eindruck hatte ihm Como mit seinem See gemacht, mit Paris aber und dem Garten von Versailles könne nun gar nichts in Italien wetteifern. Der Graf fand diese Stimmung und dies Urtheil bei einem Manne, dessen Blicke, statt die ihm entgegentretende Schönheit voll

zu genießen, sich immer nur sehnsüchtig nach der deutschen Heimath zurückgewendet hatten, durchaus begreiflich und gerechtfertigt. Ueber Venedig — hier erröthete Renata im Gedenken des noch zwischen ihr und ihrem Gemahl schwebenden Geheimnisses — war Fritz nach Wien gegangen, wo er mehrere Tage verweilt, in dem Controlorgange der Burg den Kaiser gesehen und einen flüchtigen Gruß und einige huldvolle Worte von ihm wie im Fluge erhascht hatte. Die ganze Stadt sei in banger Erwartung. Jeder suche sie vor dem andern zu verbergen, und doch spräche man überall in den Schenken, in den Festbuden des Praters davon, daß es nächstens wieder losgehen, daß es einen neuen Krieg geben werde. So höflich und gefällig die Wiener wären, so hätte ihn, den Preußen, doch mehr als ein schiefer Blick getroffen, und manche Schmährede, die ihn geärgert, sei gegen seinen König gefallen. Daraus habe er denn leicht den Schluß ziehen können, daß wieder zwischen den alten Feinden etwas im Werke sei. Die allergnädigste Frau Kaiserin wolle gar gern Frieden halten, aber die junge Majestät des Kaisers sinne auf Kriegsruhm und Eroberungen. Wo die zu machen wären, wisse er freilich nicht, aber von einem Schreiber bei dem preußischen Gesandten, der sein Nachbarssohn aus Brandenburg sei, habe er gehört: der Kaiser habe es auf Baiern abgesehen. Sollten um der Baiern willen die Brandenburger ins Feld rücken?

Das wollte dem friedliebenden Fritz nicht einleuchten, und als ihm der Graf nun auseinandersetzte, daß der preußische König in der Erwerbung Baierns durch den Kaiser eine gefährliche Verrückung des Gleichgewichts zwischen seinen und den österreichischen Staaten sehen würde, sagte Fritz:

„Ew. Gnaden mögen es meiner Unwissenheit zugute halten, wenn ich mich in einen politischen Discurs wage. Das schickt sich nicht für einen schlichten Bürgersmann, höchstens wenn er mit Seinesgleichen zusammensitzt, mag er ins Blaue hinein discuriren. Sein Geschwätz bewegt keinen Federbusch. Aber ich habe die schlechte Gewohnheit aus Frankreich mitgebracht, wo sie auf den Gassen von nichts Anderem als von politischen Dingen und den Menschenrechten reden. Darum, gnädige Herrschaften, mit Vergunst! Was streiten die Majestäten von Oesterreich und Preußen und opfern Menschen und Geld? Da sie die Stärksten im deutschen Reiche sind, sollten sie alles übrige Land unter sich theilen, im Norden, wo wir fast alle Protestanten sind, der König, im Süden unter den Katholischen der Kaiser regieren. Dann würde Friede und Wohlstand im Lande sein, das Commercium würde von Stadt zu Stadt erleichtert werden, der Verkehr und die Fabriken kämen in Aufnahme."

Der Pater gab diesen Ansichten seine vollkommene Zustimmung, der Reichsgraf lachte: daß sei ein schönes

Land Utopia, das sich der ehrliche Buchholz ausmale: er vergäße, daß die kleinen Fürsten und Herren sich nicht so ohne Weiteres von den beiden Großen würden verschlingen lassen, sie wüßten zu gut, daß sie nur durch die Eifersucht des Kaisers und Königs ihre Herrschaft fristeten, und würden Alles thun, diese Eifersucht zu erhalten und zu schüren. Dagegen vertheidigte Fritz, der im Verlaufe des Gesprächs Feuer fing, seine Meinung: es gelte nur, daß die beiden Majestäten über Kurhüte und Fürstenkronen weg sich mit einander verständigten, um Alles ins Gerade zu richten, ihm erschien der Degen des Siegers als der beste Rechtstitel und die sicherste Bürgschaft des Friedens.

Renata lenkte von dem Allgemeinen wieder auf das Persönliche zurück, indem sie von der Beunruhigung sprach, die auch in Prag die Gemüther ergriffen hatte, auf Nachrichten aus der Kriegskanzlei her, die Festung in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen und die Garnison vollzählig zu halten: eine Unruhe, die ihre Abreise beschleunigt hätte. Wenige Tage vor ihrem Aufbruch war Fritz in der böhmischen Hauptstadt eingetroffen. Er hatte einen Versuch gemacht, in das Ursulinerinnenkloster einzudringen, war aber nur bis zur Bekanntschaft mit der Schwester Pförtnerin gekommen, die nach vielem Hin- und Herreden ihn wegen der Jungfer Hedwig Rechberger an die Gräfin Erbach im Lobkowitz'schen Palast gewiesen. Noth bricht Eisen;

so überwand auch er seine natürliche Zaghaftigkeit und stellte sich der gnädigen Gräfin vor. Die freundlichste Aufnahme ward ihm zu Theil, und die Gräfin erlaubte ihm sogar, die Reise nach der Tannburg in ihrem Geleit anzutreten. Ohne Unfall legten sie dieselbe zurück, obgleich sie auf den Landstraßen viel wanderndes Kriegsvolk trafen, das auf Pardubitz zu marschirte, und Wegelagerer und Zigeuner unheilstiftend seinen Spuren folgten.

Daß Fritz Buchholz nun eine Reihe von Tagen Gast im Schlosse bleiben müsse, erschien so selbstverständlich, daß der Graf seines schüchternen Einspruchs gar nicht achtete. Auch hatte der redliche Brandenburger es diesmal mit seiner Weigerung nicht ehrlich gemeint. Er hatte den Listigen spielen und nur den Eindruck gewahren wollen, den seine Ablehnung auf Hedwig machen würde. Aber der Liebe Mühe war umsonst. Während er von der Nothwendigkeit seiner Heimkehr stotterte, daß sein Haus nicht länger des Herrn — „und der Herrin“, wie Erbach boshaft einschaltete — entbehren könne, und dabei immer auf das Mädchen sah, ob sie noch nicht ihren Kopf erheben würde, stand diese leise, als habe sie einen Befehl auszuführen, auf und verschwand aus dem Gemache.

An diesem ganzen Abend kam sie nicht wieder zum Vorschein. „Wir müssen ihr die Ruhe gönnen, sich zu fassen“, sagte Renata zu dem Grafen. „Der An-

blick des guten jungen Mannes ruft ihr ja auch die schmerzlichsten Erinnerungen an den Tod ihres Vaters und ihre Gefangenschaft zurück. Allmälig werden sich ihre Herzen wieder zusammenfinden."

Zu oft hatte der Graf von Fritz Buchholz in ihrer Gegenwart gesprochen, als daß Hedwig über seine Absichten hätte im Unklaren sein können. Er wünschte ihre Verbindung mit diesem Manne, gerade wie sie ihr Vater gewünscht. War es eine Laune Erbach's oder seine Ueberzeugung, daß ihr Glück nirgends besser als an Buchholz' Seite gesichert sei: genug, er würde seinen Willen durchsetzen. Und sie? Mit heimlichem Bangen hatte sie der Ankunft ihres ehemaligen Reisegefährten entgegengesehen. War sie noch frei, war sie ihm schon durch die Umstände und den Entschluß der Anderen, in deren Macht ihr Geschick lag, verlobt? Plötzlich war diese Gewissensfrage, die zu lösen sie stets hinausgeschoben hatte, vor sie hingetreten. Unerwartet war er gekommen, im Gesicht der Gräfin hatte sie gelesen, daß auch diese für seine Wünsche gewonnen sei. Zärtlich und befangen wie vor einem Jahre hingen die Augen des treuen Mannes an ihr. Seine Liebe wie seine Blödigkeit hatte er von der weiten Reise unversehrt zurückgebracht. Schüchtern streckte sich ihr seine Hand entgegen, sie brauchte sie nur festzuhalten. Warum schwankte sie? Warum war ihr das Herz so schwer? Konnte sie je hoffen, einen besseren Mann als Fritz

Buchholz zu finden? Wohin wollten sich ihre Gedanken verirren? Im Kloster hatten ihr die Nonnen vielmals die Gottseligkeit des jungfräulichen Standes gepriesen; sollte sie unverheirathet bleiben und nur einer großen und heiligen Erinnerung gewidmet leben? Auch eine Nonne, wenngleich in anderem Sinne als in dem der Kirche? Ueber ihrem Bette hing ein kleines Pastellbild des Kaisers, das ihr der Graf geschenkt. Sie erröthete und schlug die Hände über das Gesicht, obschon es dunkel in ihrer Kammer war. Ein schwacher Schein des Mondes dämmerte durch die Scheiben des Fensters und glitt über ihr blondes Haar, das in dichten Flechten kranzweise um ihr Haupt geflochten war.

So saß sie lange, ohne sich zu rühren, auf dem Holzschemel. War es denn möglich, daß noch Anderen so wunderbare Begebenheiten zustoßen konnten, als sie erlebt hatte? Ihr, einer armen Magd, hatte ein Graf die Gestirne des Himmels gezeigt und den Lauf der Planeten erklärt; ein Kaiser hatte mit ihr geredet und ihr ein Geschenk gebracht. Immer seltsamer hatte sich seitdem ihr Leben gestaltet. Um ein junges adeliges Fräulein zu retten, hatte sie sich für dasselbe ausgegeben und war in ein Kloster geführt worden. Ihr Vater starb, ein Opfer seiner Pflichttreue, eines geheimnißvollen Todes. Eine Weile konnte sie sich in der Einsamkeit und Gefangenschaft für eine lebendig

Begrabene halten. Wieder aber trat ein Wunder ein, sie zu befreien. Rothhahn erscheint im Kloster; sie zweifelt nicht, daß der Graf, wohl gar noch ein Höherer, ihn gesendet habe, und der Pater bestärkt sie in diesem Glauben. Wer wird sich um einer Magd willen so große Sorgen machen? Und doch ist in der Kanzlei des Kaisers von ihr gesprochen worden, der alte vornehme Herr, dem sie vor wenigen Tagen begegnet, hat es versichert. Mrakotin, der Zauberer und Prophet, nennt sie die weiße Jungfrau ... Umfließt sie wirklich, wenn auch ihr selbst nicht sichtbar, ein leuchtendes, himmlisches Gewand? Wie emporgehoben fühlt sie sich, ein Schauer erfaßt ihr Herz. Es schlägt so eigen unter dem goldenen Kreuz des Kaisers. Jene unbeschreibliche Sehnsucht und Verzückung, welche die Nonnen die Liebe zu ihrem göttlichen Bräutigam nennen, durchzittert auch sie. Nur ist es kein Phantasiegebild, dem ihre Träume sich zuwenden; ihr Geliebter lebt, sie hat ihn gesehen und sein Kleid berührt. Aber im Uebrigen ist er ihr so unerreichbar, wie den Nonnen der König des Himmels. In einer mystischen Verlobung endet diese Liebe. Sollte sie ebenso handeln? Oder die Gattin eines guten, stillen Mannes werden, statt ohne Ziel und Genuß sich in der ewig unerwiderten Liebe zu einem Kaiser verzehren? Einen Kaiser lieben! Der Gedanke traf sie wie ein Wetterschlag. Wenn eine niedere Magd ihr Auge zu der

Majestät erhebt, begeht sie nicht ein Verbrechen? Wie unrecht ist die Behauptung, daß man im Schlaf und Traum nicht sündigen könne!

Sie stand an einem Wendepunkt ihres Lebens, zwischen einem friedlichen Hause und unstäter Wanderung konnte sie wählen. Doch war es nicht die Abneigung, ihren Wünschen zu entsagen, allein, die sie in ihrer Entscheidung schwanken ließ; etwas in ihrem Herzen sträubte sich gegen die Lüge: einem Manne Liebe und Treue zu geloben, während doch ihre Seele einem Andern gehörte. Daß dieser Andere sich um ihre Liebe niemals kümmern würde, daß kein Pfad von seinem Thron zu ihrer Hütte führte, änderte nach ihrer Meinung das Verhältniß nicht. Das Kloster hatte ihren Sinn für Gewissensfragen und Zweifel geschärft. Wer gab ihr in ihrer Verwirrung einen Rath und bestimmte ihren unsichern Willen? Wem in ihrer Umgebung konnte sie sich vertrauen? Wie durfte sie es auch nur mit einem halben Wort eingestehen, daß sie den Kaiser liebte! Mit Schmach und Schande würde man die hochmüthige Dirne verstoßen oder sie als eine Irrsinnige behandelt haben. Welch' andern Grund aber als dies innere Widerstreben vermochte sie gegen eine Heirath mit Fritz Buchholz geltend zu machen? Hatten der Graf und die Gräfin es um sie verdient, daß sie ihrem Lieblingsplan sich wider=

setzte, einem Plan, in dem nach menschlichem Bedünken ihr Glück fest und dauerhaft begründet war?

Stärker und voller fiel der Mondschein in ihre Kammer, und eine Stimme, deren sanften, sich dem Ohre einschmeichelnden Ton sie kannte, sagte:

„Liebe Hedwig!"

Eine Gestalt stand im Schatten an der Thür: der Pater Rothhahn. Wie war er nur hereingekommen? Weder das Geräusch seiner Schritte, noch das Aufklinken der Thür hatte Hedwig gehört.

Die Hände glitten von ihrem Gesicht, zitternd saß sie auf dem Schemel ihm gegenüber, sie in der Helle, er im Dunkeln.

„Mein Kind", sagte Rothhahn, ohne sich von der Stelle zu bewegen, „das Wiedersehen Deines Reisegefährten hat Dich mächtig aufgeregt. Ich habe es Dir angemerkt, Dein Herz ist voll Unruhe und Sorgen, wie dies enden soll."

„Hochwürdiger Herr, Sie wissen, daß der Graf..."

„Du brauchst nicht zu vollenden. Der Graf will Dich mit dem jungen Manne verheirathen; wenn Dein Vater noch lebte, würde er dasselbe wollen."

„Mein Vater würde sein Kind anhören und es nicht wider seinen Willen einem Fremden übergeben."

„Prüfe Dich wohl, ehe Du Dich entscheidest. Was hast Du gegen Fritz Buchholz?"

Wußte er es nicht? Er, der vom Kaiser zu ihr

gesendet worden? Sie senkte den Kopf und preßte ihre Hand auf das Herz, als wollte sie mit dieser Bewegung sagen:

Hier liegt es!

Im nächsten Augenblicke hatte sie sich ihm zu Füßen geworfen.

„Ich hoffe auf Ihren Rath und Schutz, hochwürdiger Herr", bat sie mit stockender Stimme. „Sie verstehen meine Zweifel und meine Beängstigungen. Zu schwere Prüfungen sendet mir Gott. Ich bin in ein Irrsal verstrickt, aus dem ich mich allein nicht herauszufinden vermag. Ist es meine Schuld, ist es eine besondere Gnadenwahl? Ich bin ein armes, unwissendes Geschöpf. Will Gott die Magd erhöhen, oder soll ich ob meines Stolzes gedemüthigt werden?"

„Harre aus!" entgegnete Rothhahn. „Ich wollte Dich nur prüfen, ob Du in der Stunde der Entscheidung Muth und Entschlossenheit genug besitzen würdest, nur Deinem Herzen und Deiner höheren Bestimmung zu folgen. Was wissen wir von den Geheimnissen Gottes? Er will Dich seinen eigenen Weg geleiten, gehorche ihm blindlings. Ich werde die Gräfin vorbereiten, daß Du in ihr eine Freundin findest, wenn sie Dich zu dieser Verbindung zwingen wollten. Fürchte nichts! Immer strahlender geht Dein Stern am Himmel empor. Du wirst nach Wien kommen und den Kaiser sehen."

„Den Kaiser!“ jauchzte Hedwig auf.

Rothhahn's Worte hatten die Bande ihrer Seele gelöst. Sie wollte zu ihm aufschauen, aber sie blickte nur ins Leere. Lautlos wie er gekommen, war er aus der Kammer gewichen. Es war ganz dunkel darin geworden. Sie trat an das Fenster; aus der Tiefe des Himmels funkelten ihr die Sterne entgegen, und es war ihr, als seien die hellsten unter ihnen zwei große leuchtende blaue Augen, die freundlich auf sie niedersähen.

Sechstes Capitel.

Die alten glücklichen Tage der Tannburg schienen heute wieder auferstanden zu sein. Es war wie damals, als der Graf mit Festen und Huldigungen aller Art um die Liebe der schönen Renata warb. Kaum konnten die Gäste und die Diener einen Unterschied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart entdecken. Mit Fichtenzweigen waren die Fenster und Thore geschmückt, an dem Thurm hatte Blanchard wie damals seine bunten Lampen für den Abend zu einer glänzenden Erleuchtung aufgehängt. In fröhlichster Laune empfing Paul seine Gäste, alles Gezänk, Neid und Mißgunst waren wenigstens für diesen Tag vergessen. Die Gegenwart Renata's verbannte auch den leisesten störenden Ton früherer Verstimmung. Wenn seine Gemahlin sich wieder mit ihm versöhnt, warum sollten die Anderen zögern, auch ihrerseits mit dem Grafen ihren Frieden zu schließen?

Verwunderte Gesichter hatte es genug gegeben, als die schöne Gräfin auf den oberen Stufen der Treppe

ihren Gästen entgegentrat, ihnen den Willkommensgruß bietend. Das war etwas so Unerwartetes, daß einige der Edelleute sprachlos dastanden und nicht wußten, welche Mienen sie zu diesem Schauspiel machen sollten.

„Dieser Graf Erbach!“ hieß es dann. „Welch' ein Pfifficus!“

„Ein galanter Mann, wie es keinen zweiten in ganz Oesterreich giebt!“

„Und ein Politicus, der die Leute zu überraschen versteht!“

Das Roth holder Scham lag auf Renata's Wangen, ihre braunen Augen blickten sanft und glücklich. Vor der Freude, wieder einmal im eigenen wohl eingerichteten Hause die Pflichten der Wirthin üben zu können, war der Zug des Leidens aus ihrem Antlitz fast ganz gewichen, und was davon noch zurückgeblieben, umfloß sie wie ein zarter ätherischer Duft.

Die Menge der Gäste, die Besichtigung des Thurms, die Erfindung Blanchard's, die Anmuth der Gräfin halfen leicht und sicher über die ersten Unbehaglichkeiten und Fragen fort, die immer entstehen, wenn eine Gesellschaft sich nach längerer Entfremdung wieder vereinigt.

Das große Bild des Kaisers, das an der einen Wand des Speisesaales, den Eintretenden gegenüber, in einsamer Majestät hing — der Kaiser stehend, im Purpurmantel, die Hand am Degen, die Krone neben

ihm auf einem Marmortisch — that seine gute Wirkung. Es war erst vor einigen Wochen aus Wien angekommen, das wohlgelungene Werk eines italienischen Malers. Wie ungünstig diese böhmischen Herren auch über die Neuerungen Josef's urtheilten, im Angesicht der Majestät siegte das Gefühl der Unterthanentreue über ihren Verdruß. Mochte der Graf immerhin ein Freigeist, ein Freimaurer und Philantrop sein — Begriffe, die sich in den meisten dieser Köpfe zu einer einzigen bedenklichen Vorstellung zusammenschlossen — an seiner Liebe und Treue gegen den Kaiser war nicht zu zweifeln. Und diese Tugend löschte viele Fehler aus. Dabei behandelte er seine Gäste mit ausgesuchter Höflichkeit, und wußte besser als der alte Lobkowitz seine Ueberlegenheit zu verbergen und seine Satyre zu zügeln. In der Behandlung menschlicher Schwächen hatte er sich den armen Yorik zum Vorbild gewählt. Warum sollte er den Anderen nicht ihre Steckenpferde lassen, da er selbst, natürlich nicht zum Vergnügen seiner Umgebung, mehr als eines ritt?

Die Vorurtheile der Adeligen durften an einem solchen Tage nicht hervorgekehrt werden. Das Richtfest eines Hauses verträgt nicht den ausschließlichen Ton der Vornehmen. So erregte es keinen Anstoß, daß neben Blanchard, den seine Eigenschaft eines Erfinders und noch mehr der Vorzug, ein Franzose zu sein, unmittelbar in den Kreis der Edelleute führte,

auch Fritz Buchholz und der Baumeister sich bescheiden in der Gesellschaft bewegten.

Am nächsten Tage sollten die sächsischen Arbeiter aufbrechen und über die Grenze nach dem Kurfürstenthum zurückkehren, die besten wollte der Graf mit dem Eintritt der besseren Jahreszeit wieder bei dem Bau des kleinen Jagdschlosses an der Dubnitzer Feldmark beschäftigen. Heute war ihnen ein stattliches Festmahl bereitet. Vor dem Schlosse hatte Erbach eine weitläufige hölzerne Halle aufschlagen lassen, in der sie essen und tanzen sollten. Die Mädchen und jüngeren Weiber des Dorfes waren bereitwillig auf die Einladung des Grafen, an dem Fest theilzunehmen, eingegangen, die Alten hatten zuerst gebrummt, aber zuletzt sich den Wünschen der Jugend bequemt. Nur eine kleine Zahl finsterer Eiferer hielt sich fern, das Fest des lutherischen Ketzers als eine Baalsfeier verwünschend. Erbach lachte darüber und sagte zu dem Pfarrer, der in „pflichtschuldiger Submission", dem Herrn seinen Glückwunsch darzubringen, auf das Schloß gekommen war:

„Da haben wir's, Hochwürden! Es sind doch Wölfe in Ihren Schafstall gebrochen. Denn nimmermehr sind diese Trotzköpfe gute Katholiken. Würden sie sonst nicht Ihrem Beispiel, dem Beispiel ihres guten Hirten, gefolgt sein und meinen Wein kosten?"

Trotz seiner Ascese verstand sich Haslick zu gut

auf Wein-Kosten und noch besser auf -Trinken, als daß er sich die letzten Worte hätte zweimal sollen sagen lassen. Seine strengen Ansichten über den Verkehr mit dem ungläubigen Grafen hielten vor dessen Liebenswürdigkeit und einer Flasche guten Rheinweins niemals lange Stand. Wie soll man überdies hinter die Geheimnisse eines Mannes kommen und in seine Seele blicken, wenn man nicht mit ihm trinkt? Was verschlug es der Kirche, daß er sich einmal mit einem Ketzer gütlich that? Beging doch der gelehrte Pater Rothhahn schon seit einer Reihe von Wochen diese Sünde, und sie schien ihm trefflich anzuschlagen. Er aber, Gregor Haslick, hatte einen viel höheren Zweck, als nur sein leibliches Wohlergehen im Auge. Bei diesem Feste hoffte er dies und jenes zu erspähen, von der Dienerschaft eine Mittheilung zu erfahren, halbe Worte, Winke und Geflüster aufzufangen; darauf hin, wie er versprochen, wollte er dem Fürsten einen Bericht erstatten. Heimlich hatte er die Unzufriedenheit im Dorfe geschürt und war jetzt neugierig, ob es beim Murren bleiben oder ein Tumult die Freude stören würde. Aber der Pfarrer dachte, und Gott Bacchus lenkte. Einmal im Schlosse, in der Mitte der lustigen und derben Junker, die ihn mit seinen Teufelsbeschwörungen gegen Wenzel Swoboda aufzogen, erlag er bald dem Thyrsusstabe des Gottes. Seine Beobachtungen beschränkten sich auf einen engen Kreis. Die

Gräfin wechselte einige Worte mit ihm, aus denen er die Ueberzeugung schöpfte, daß sie sich glücklich fühle und ihre Entfernung von ihrem Gemahl bedauere. An dieser Seite den Grafen zu kränken und zu verwunden, hatte der Fürst offenbar keine Aussicht mehr. Aus dem jungen Brandenburger, mit dem sich Gregor unter dem Vorwande zu schaffen machte, er möge ihm von dem Lande Italien erzählen, war nichts herauszubringen. Fritz hing so ganz seinen Liebesträumen nach, daß er dadurch, wie der Nachtwandler gegen den Schwindel, so gegen alle Fallen gesichert war, die der Pfarrer ihm stellte. Diesem harmlosen Gemüthe war es nicht einzureden, daß die Versöhnung Renata's mit ihrem Gemahl einen andern Grund haben sollte, als ihre Sehnsucht nach ihm und einem friedlichen Leben. So eindringlich sprach er in diesem Sinn, daß er den weinseligen Gregor fast zu seiner Meinung bekehrte.

Warum suchen, was so nahe liegt? sagte der Pfarrer endlich zu sich selbst. Die Frau Gräfin ist in ihren Mann verliebt. De gustibus non est disputandum. Wenn der Fürst dies nicht einsehen will, ist es meine Schuld?

Noch weniger Glück hatte Gregor mit seinen Nachforschungen nach dem Haupt der Sectirer.

Ein Gerücht, dem auch Lobkowitz Glauben geschenkt hatte, behauptete, daß Mrakotin eine Zuflucht in der Tannburg gefunden. Aber Jeder, dem der Pfarrer darauf hin mit Fragen zusetzte, hatte nur ein lautes

Gelächter dafür, so daß er endlich verdrossen alle diese Untersuchungen aufgab und mit Rothhahn anstieß, der ihm freundlich über den Tisch das Horazische carpe diem! zurief.

In solcher Feststimmung befand sich die ganze Gesellschaft. Kam neben lustigen Scherzreden und Geschichten ein ernstes Gespräch auf, so betraf es Blanchard's Erfindung. Die Herren gaben plötzlich eine Theilnahme für die Naturwissenschaft zu erkennen, von der sie sich selbst noch vor wenigen Tagen nichts hatten träumen lassen; die Eifrigsten zeigten sogar ein Verlangen, Paul's Sammlungen zu sehen, und er mußte, um sie zufriedenzustellen, ihnen seinen Bibliotheksaal öffnen und sie darin umherführen. So gering seine Schätze an Herbarien, Steinen und Muscheln auch waren, sie erregten dennoch nicht geringe Bewunderung. Im Hinblick auf die Flugmaschine stellte sich den Edelleuten die Liebhaberei Erbach's in einem günstigeren Lichte dar; sie war nicht eine Schwärmerei ins Blaue hinein, sondern verfolgte und erreichte bestimmte nützliche, vielleicht gar gewinnbringende Zwecke. Der Erfolg hatte, was bisher für Thorheit gegolten, zur Weisheit gestempelt. Dem Pfarrer hatte es, wie ein alter Herr behauptete, der Teufel am ärgsten angethan; er betrachtete die seltsam geformten amerikanischen Farrnkräuter, die Basalte und Quarze, die Lavastücke vom Aetna, die versteinten Hölzer und die Mücken im

Bernstein mit einer Aufgeregtheit, daß ihn Rothhahn fragte, ob er denn noch heute in die geheime Werkstätte des Demiurgos hinabsteigen wolle. Vor dem griechischen Namen schlug Haslick ein Kreuz und wendete ängstlich den Kopf ab.

Dennoch konnte er sich nicht enthalten, als die Gesellschaft den Saal verließ, noch einen Blick hinter sich auf die Glasschränke mit den wundersamen Dingen zu werfen, an denen nach seinem engen Verständniß etwas von magischer Kunst haftete. Oder galt sein Blick dem Schreibtisch des Grafen, an dem er sich vorhin zu schaffen gemacht, um die bunten, eingelegten Hölzer, deren kunstvolle Zusammenstellung ihm aufgefallen war, besser betrachten zu können?

Nach dem Mittagsmahl machten sie eine Fahrt durch den Wald nach dem zerstörten Jagdhause, zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß, wie Jeden die Neigung trieb. Die Ruine hatte seit den Versammlungen der Sectirer eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sichtbar trat ihnen der Wechsel des Irdischen in diesen Trümmern entgegen. Nacheinander hatten sie fröhlichen Jagdgesellschaften, Soldaten und Wegelagerern, zuletzt dem Propheten und den Jüngern eines neuen Glaubens und einer neuen Welteinrichtung Obdach gegeben. Tafellieder und Trinksprüche hatten mit Commandoworten und kriegerischen Trompeten und diese wieder mit Psalmen und Predigten abgewechselt. Launig

wußte Paul alle diese Geschicke in einer kurzen, mit Beifall aufgenommenen Rede zu schildern. Mit Ausnahme weniger Aengstlichen legte Keiner der geistlichen Bewegung im Lande ein großes Gewicht bei, die Kirche sei stark genug, solche Schwankungen ohne Gefahr zu ertragen. Es mochte Höflichkeit gegen den lutherischen Grafen sein, aber die Mehrzahl schien den Plänen des Kaisers in Betreff allgemeiner Religionsduldung nicht abgeneigt. Gerade die Vornehmsten empfanden das Mißverhältniß, in dem Oesterreich in Bildung und Wohlhabenheit zu den anderen Ländern des deutschen Reiches stand, mit Unbehagen. Noch sahen die großen Adelsgeschlechter in dem Staate etwas wie ihr ausschließliches Eigenthum und fühlten in der Ueberflügelung Oesterreichs durch das kleine, verachtete, barbarische Preußen gleichsam eine persönliche Kränkung. Daß eine innere Umgestaltung des Staates nöthig sei, um ihm sein früheres Gewicht in den deutschen Angelegenheiten wieder zu verschaffen, wollten sie freilich nicht zugeben. Der aufgeklärte Despotismus Friedrich's II., den Josef nachzuahmen sich anschickte, erregte ihre Furcht und ihren Zorn. Vor dieser Gleichmacherei, wie sie es nannten, konnten auch ihre Privilegien und Vorrechte keine Gnade finden. War es nicht gerathener, statt den Staat in seinen Tiefen zu erschüttern, ihm durch die Erwerbung des südlichen Baierns Stärke

und Ausdehnung in einem Grade zu verschaffen, daß dadurch der Verlust Schlesiens aufgewogen würde?

Immer jedoch wurde der Ernst durch Scherz und Witz unterbrochen. Lag Alles, was man hoffte oder fürchtete, doch noch in weitem Feld, in dem Schleier der Zukunft verborgen. Als die Gesellschaft mit der Dämmerung von dem Jagdhause aufbrach, war nur die eine Frage in Aller Munde:

„Welch' Schauspiel haben uns der Graf und Blanchard für den Abend aufgespart?“

Um die letzten Vorbereitungen zu seiner Erleuchtung des Thurms zu treffen und genau zu überwachen, war Blanchard im Schlosse zurückgeblieben, und Fritz hatte sich ihm angeschlossen.

Die günstige Gelegenheit, die ihm das Fest bot, wollte er sich nicht entschlüpfen lassen und sich endlich das Wort seines Schicksals aus Hedwig's Munde holen.

Für das junge Mädchen hatte der Tag so viel Arbeit und Mühe gebracht, daß sie bisher noch keine Muße für träumerische Gedanken gehabt und ihres Liebhabers fast vergessen hatte. Wenigstens heute erwartete sie keine Erklärung von ihm und glaubte sich in ihrer Geschäftigkeit gesichert. Um so heftiger erschrak sie, als sie nach einem Gange durch die Halle, um sich zu überzeugen, daß Alles für den Abendschmaus der Arbeiter hergerichtet sei, an dem Eingang auf Zdenko

traf. Die Arme übereinander geschlagen, den oberen Theil des Gesichtes von der niedergeschlagenen Hutkrempe bedeckt, stand er an einem der Holzpfosten gelehnt. Sie erkannte ihn erst, als es zu spät war, ihm auszuweichen.

„Heisa!“ sagte er und hielt sie am Rock fest, „Du hast nicht geglaubt, daß ich heraufkommen würde. Aber da bin ich! Der flachsköpfige Deutsche ist wieder im Schloß, und Du willst mit ihm davonlaufen, wie vor einem Jahre. Haha! Wie vor einem Jahre! Damals ist es Euch beiden schlecht bekommen!“

Nur der Wein konnte ihm Muth gemacht haben, so mit ihr zu reden.

„Geh'!“ erwiederte sie streng. „Laß mein Kleid los, wenn ich nicht die Diener rufen soll!“

„Bin ich ein Hund, den man mit dem Stock wegjagt? Dein Vater hat mich einmal mit dem Stock bedroht ... Aber die Hunde heulen nicht bloß, sie können auch beißen! Wo ist nun Dein Vater?“

„Rede nicht von meinem Vater. Sein Name soll nicht in Deinem Munde verunehrt werden.“

Zdenko lachte grimmig auf und schlug den Hut zurück. Alle schlimmen Leidenschaften glühten, von der Trunkenheit noch mehr entflammt, in seinem häßlichen Gesicht.

„Hochmüthige Dirne!“ schrie er. „Es geht zu Ende mit Euch Allen! Du hast mich mit Füßen weggestoßen,

und ich hab' es ertragen. Jetzt aber ist meine Geduld aus! Ganz ausgeblasen, wie die letzte Kohle auf dem Herd! Mordio! Feurjo! Wo habt Ihr den Mann gelassen, den ich zu Euch gebracht? Ich Dummkopf! Euch den Heiligen anzuvertrauen! Ihr habt ihn in das Verließ Eures Thurms geworfen! Ihr habt ihn eingemauert! Doch Gott und Zdenko werden ihn retten! Feurjo! Wenn Alles in Feuer steht, wird er unversehrt durch die Flammen schreiten!"

Seine Stimme war bei den letzten Worten zu einem heiseren Geflüster herabgesunken, seine Augen wurden gläserner und mit den Händen focht er in der Luft umher. Andere Bauern, die eben in die Halle traten, drängten ihn beiseite und befreiten Hedwig von seiner unliebsamen Berührung.

Eine Weile hörte sie ihn noch lärmen und fluchen, dann fing die Menge zu singen an, und die Musikanten auf der Estrade stimmten ihre Geigen und Bässe.

Hart an der Ringmauer des Schlosses, auf einer steinernen Bank, ruhte Hedwig aus. Ihr Busen wogte, nicht sowohl vor Schrecken, als vor Widerwillen. Wie sie sich gescheut hätte, in einen Pfuhl zu treten, so empörte sich das Gefühl der Reinheit und Scham in ihr gegen die Leidenschaft, mit der Zdenko sie seit Jahren verfolgte. Wie vor einem Molch hatte sie sich schon als Kind vor dem heimtückischen Burschen gefürchtet, obgleich er Alles that, was er ihr an den

Augen absehen konnte. Damals hatte sie seine Geschenke, die Blumen, die Vogelnester und das Kätzlein, das er ihr gebracht, zurückgewiesen; später hatte sie ihn überall vermieden. Allein weder ihre Gleichgültigkeit, noch ihr Abscheu, weder die Drohungen ihres Vaters, noch das Verbot des Grafen, sie zu belästigen, vermochten den Sinn Zdenko's zu wandeln. Gerade der Widerstand, den ihm Hedwig bot, verstärkte in seinem trotzigen Herzen die Gewalt seiner Leidenschaft; sie wurde eine Art Wahnsinn, als die mystischen Reden des mährischen Sehers von der weißen, das Gottesreich herbeiführenden Jungfrau sich in seinen Vorstellungen mit der Erscheinung Hedwig's verbanden. Zu dem sinnlichen Reize, den ihm das Mädchen erregte, gesellte sich der phantastische Zauber.

Auf der Bank sitzend, blickte Hedwig in die herbstliche Landschaft. Trotz der Kühle war es ihr heiß und schwül um Brust und Haupt.

Beabsichtigte Zdenko eine frevelhafte That, oder waren seine frechen Worte nur die Wirkung des Rausches? Hatte er nicht von Brand und Feuer gesprochen? Deutlich stand das Bild der großen Feuersbrunst, die den alten Thurm zerstört hatte, vor ihrem Geiste. Vor wenigen Wochen, am 13. October, war es wieder jährig geworden.

Kurz vorher wurde damals in dem Schlosse ein Fest gefeiert, so lustig wie das heutige, so strahlend.

War es nicht eine kecke Herausforderung des Schicksals, wenn Blanchard heute wieder wie an jenem Tage das Schloß, wie er sagte, illuminiren und ein prächtiges Feuerwerk abbrennen wollte? Dann war die schreckliche Nacht hereingebrochen, wo der Graf mit Gefahr seines Lebens das ihres Vaters — ach, nur für eine kurze Frist! — gerettet hatte. Sie wurde den Verdacht nicht los, daß Zdenko jenen Brand angelegt hätte. Plötzlich war in ihr der Argwohn aufgestiegen, nun ließ er sich nicht mehr verbannen. Je eifriger sie sich einredete, nur ihre Abneigung und die Tollheit des Trunkenen hätten solch' abscheulichen Gedanken in ihr erweckt, um so stärker wuchs ihre Unruhe und Beängstigung. Wo blieb nur der Graf mit seinen Gästen? Die Gegenwart der Herren würde den Uebermuth wie die Rachsucht Zdenko's einschüchtern.

„Hier sitzt die Jungfer?“ sagte Fritz Buchholz, der unbemerkt von ihr, da sie den Rücken dem Schlosse zuwendete, aus dem Portal geschritten kam. „Sie wird sich in der Abendluft erkälten! Wonach schaut Sie nur so ängstlich aus?“

„Dauert es auch Ihm nicht zu lange, Herr Buchholz, daß die Gesellschaft noch immer nicht heimkehrt?“

„Ei, die Herren haben keine Eile, und Monsieur Blanchard ist ganz damit zufrieden, daß sie sich und ihm Zeit lassen. Viel schlimmer ist es, Jungfer, daß Sie sich uns entzogen hat. Was haben wir verschuldet,

daß Sie sich lieber mit den Bauern, als mit uns zu schaffen macht?"

„Brauchen sie mich im Schloß?"

„Auch das. Monsieur Blanchard war eben im Thurm und läßt Ihr sagen: der Kranke hätte einen Fieberanfall und verlange nach Ihr. Weiß nicht, was es bedeutet . . ."

„Ein armer Greis, den der Graf aus Barmherzigkeit verpflegt. Ich will gleich zu ihm gehen."

„Da will ich Sie nicht hindern: ein Werk der Barmherzigkeit geht allem Andern vor."

„Das klingt ja beinahe, als hätte Er mir . . ." nun stockte sie erröthend. Unvorsichtig hatte sie ein bedenkliches Wort gewagt. Wie wirst du dich herauswinden, fiel es ihr jetzt schwer auf das Herz.

„Ich . . . ach, ich hab' der Jungfer nichts Wichtiges zu sagen!" meinte Fritz, den ihre entgegenkommende Freundlichkeit noch verlegener machte, als er es schon von Natur war. „Nur eine Bitte . . ."

„Eine Bitte?" Sie hatte die Augen niedergeschlagen.

„Will Sie mir einen Tanz nicht abschlagen? Es werden heute genug Cavaliere sich um die Ehre bewerben . . ."

„Ach, geh' Er doch! Was sollen die Grafen und Barone mit mir armen Mädchen? Ich will schon mit Ihm tanzen."

„Wirklich? Weiß Sie, Jungfer Hedwig, daß ich auf der ganzen langen Reise fortwährend an Sie gedacht habe? Wir hatten uns ja vorgenommen, bis nach Paris mit einander zu fahren und die Welt zu besehen! Bis nach Paris — und weiter, immer weiter! Entsinnt Sie sich noch?“

Sie nickte stumm mit dem Kopfe und gab ihm die Hand.

„Es ist anders gekommen“, fuhr Fritz fort und die Stimme versagte ihm eine Weile. „Ganz anders! Aber wir sind beide noch jung! Was meint die Jungfer, wenn wir die Reise noch einmal begönnen!“

Sie schwieg noch immer, nur ihre Hand fing in der seinen zu glühen und zu zittern an.

„Eine weite Reise, liebe, gute Hedwig! . . . Durch das ganze Leben . . .“

Es war heraus, der ehrliche Fritz athmete auf, als hätte er das Bekenntniß einer schweren Schuld, die ihn bedrückt, abgelegt, und seine treuen Augen hingen fragend an ihrem Antlitze. Halb hatte sie es von ihm abgewendet, halb verschleierten es die Schatten des Abends. Sie rang nach einer Antwort, die ihre Weigerung weniger grausam und thöricht erscheinen ließe. Diejenigen aber, die beide so Hand in Hand unter dem Thorbogen stehen sahen, mußten von ihrer Einigkeit überzeugt sein. Und ehe noch Hedwig die Lippen geöffnet, brüllte Zdenko hinter ihnen: „Verbuhltes

Weibsbild! Mordio! Sie sind alle falsch wie die Schlangen. Zertritt, schlage, tödte!"

„Rede Er nicht mit ihm, Herr Fritz! Es ist ein wüster Trunkenbold!" Sie flüchtete in den Schloßhof und versuchte Fritz mit sich zu ziehen.

Dem war indessen bei dieser boshaften Störung seiner Liebeswerbung und den Schmähungen gegen das geliebte Mädchen das Blut in die Stirn gestiegen, mit einem Ruck hatte er sich umgedreht und ergriff den rechten Arm Zdenko's. Vergeblich rang der Bauer, um sich loszureißen, wie in einer eisernen Zange hielt ihn der Brandenburger. Darüber berührten sich fast ihre Gesichter, und jetzt that das Staunen, was alle Kräfte Zdenko's nicht vermocht.

„Kerl! Dich hab' ich im Walde von Eger unter den ungarischen Husaren gesehen!" rief Fritz und ließ Zdenko's Arm fahren.

Nur das Wort: Eger! hatte der Andere deutlich verstanden. Sein Rachegeschrei verstummte, es war ihm, als zöge einer seinen Kopf bei den Haaren empor . . .

Indem waren die Ersten der Gesellschaft zu Wagen und zu Pferde auf dem Hügelrücken angekommen. In wenigen Minuten war der Platz vor dem Schlosse mit Menschen angefüllt, mit den Dienern, die herbei eilten, die Wagen zu öffnen, die Pferde in Empfang zu nehmen, mit den Herren, die plaudernd zusammen standen und

Lampe um Lampe um die Brüstung des Thurms, um die Fenster und Portale sich entzünden sahen.

Ein prachtvolles Schauspiel, wie so nach und nach das alterthümliche Gebäude in buntem Farbenschimmer hier und dort in riesigen Schatten wie ein Zauberschloß aus der Dunkelheit und den Fichten hervorwuchs. Die windstille Luft begünstigte Blanchard's Kunstleistung. Kein neckischer Kobold löschte eine der Lampen aus, still brannte die Flamme in den farbigen Gläsern, zu magischen Wirkungen verschmolzen sich die rothen, gelben, grünen, violetten und blauen Lichter. Die Herren klatschten in die Hände und riefen nach dem geschickten Meister, die Arbeiter und die Bauern schrieen dem hochedelgebornen, erlauchten Reichsgrafen ein Hoch nach dem andern zu. Es machte den besten Eindruck, als Erbach, seine Gemahlin an der Hand führend, die Anderen hinter ihm her, in die Halle schritt und ein Glas Wein auf das Wohl seiner Gutsunterthanen und Dienstleute leerte. Einen so glücklichen Tag hatte Renata lange nicht erlebt, er brachte viele Sorgen und Schmerzen ein. Leise wollte sich in ihrer Seele die Reue regen, daß sie durch eigene Schuld sich um eine Reihe ähnlicher Stunden voll Freude und Lust betrogen habe; ein Blick in das Antlitz Paul's aber vertrieb auch diese Schatten. Du hast ihn ja nun wieder, durfte sie sich sagen, und ist in seinem Herzen noch ein Stachel gegen Dich zurückgeblieben, Deine

Liebe kann ihn beseitigen. Hatte ihr Stolz früher die Leutseligkeit ihres Gemahls im Verkehr mit dem armen Volk verurtheilt, heute klang ihr die Huldigung und der Zuruf desselben so erhebend und verführerisch, daß sie gern noch länger in seiner Mitte verweilt hätte.

In diese Bewegung der Menge war auch Fritz Buchholz gerathen und hatte bald die Spuren des Mannes verloren, der ihm so unerwartet das Abenteuer im Grenzwalde, seine Gefangennehmung und den Tod Rechberger's in das Gedächtniß zurückgerufen. Es fiel ihm ein, daß Rechberger einmal von einem tückischen Bauernburschen gesprochen, der sich um Hedwig's Liebe bewürbe; aber weder der Vater, noch die Tochter hatten dieser Werbung irgend welche Wichtigkeit beigelegt. Andere Dinge, Begebenheiten und Erfahrungen hatten bald jede Erinnerung daran in Fritz verlöscht; vorhin, als Zdenko vor ihm gestanden, war ihm das Gedächtniß davon wiedergekommen. Wenn nicht die Husaren, wenn dieser Mensch aus Rachsucht Rechberger erschossen? Im Dickicht des Waldes, unter den Soldaten, bei der Verwirrung, die Corona's Flucht hervorgerufen haben mußte, wie leicht hatte der Verbrecher sein Gewehr auf den ahnungslosen Mann abschießen, wie leicht entfliehen können! Wer kannte ihn in Eger? Wer gab, wo es sich um die Verhaftung einer Gräfin Thurm handelte, auf einen ungeschlachten Bauernburschen Acht? Und war er dann unangefochten

nach seinem Dorfe heimgekehrt, wer hatte dort seine Abwesenheit bemerkt? So viele Gründe, die Fritz bei seiner Erregung unwiderleglich schienen, vereinigten sich, daß er beschloß, am nächsten Morgen dem Grafen seinen Argwohn mitzutheilen.

Der, über dessen Haupt sich so die Wolken zusammenzogen, irrte, von Eifersucht und Trunkenheit verblendet, in der Finsterniß umher. Im ersten Schrecken bei Fritz' Anruf war er den Schloßhügel hinabgestürzt, um sich zu retten. Baumwurzeln, über die er stolperte, hemmten seinen Lauf. Der Himmel hatte sich von dem Widerschein der Flammen leise geröthet. Stillstehend blickte Zdenko hinter sich. Niemand verfolgte ihn. Der lichte Schein, die Musik, der Lärm zogen ihn wieder zu der verhängnißvollen Stelle. Stärker als seine Furcht, die ihn zurückhielt, trieb ihn die Leidenschaft vorwärts. Zu viel hatte er schon gewagt, Hedwig sein zu nennen, als daß er jetzt hätte feige schwanken sollen, wo er seinen Nebenbuhler in seinem Bereich, unter der Spitze seines Messers hatte. Er griff in die Tasche und umfaßte krampfhaft die Waffe. Lauernd schlich er dann den Hügel wieder hinauf.

Die vornehme Gesellschaft hatte sich in das Schloß und in den Speisesaal zurückgezogen mit dem Versprechen, noch einmal hinunter in die Halle zu kommen und dem Tanze zuzuschauen.

Um die Tafel ging es geräuschvoll zu. Der genußreiche Tag hatte Jedem so mannichfache Anregungen gebracht, daß die Unterhaltung nicht einen Augenblick verstummte oder auch nur stockte. Wieder kam man auf die naturhistorischen Sammlungen Erbach's zurück: er stand auf, einige der merkwürdigsten Versteinerungen zu holen und sie seinen Gästen noch einmal zu zeigen.

Auch war es ihm ein Bedürfniß, eine Weile mit sich allein zu sein; um so schneller ergriff er diesen Vorwand, sich von der Tafel zu entfernen. Vorhin, als das Schloß plötzlich von Lampen und Lichtern erschimmerte, hatte er einen Stich im Herzen empfunden; Corona's Gestalt schien hoch oben auf der Zinne des Thurmes zu stehen und ihm zuzuwinken. Wie eine Nebelwolke schwebte das Traumbild herab und heftete sich an seine Schritte. Wohin er blickte, ward es sichtbar. Du bist ein Narr, schalt er sich, und doch glaubte er eine Berührung zu spüren, wie von ihrer Hand, wie von ihren flatternden Locken. Im Bibliotheksaal war es kalt und dämmerig. Eine einzige Ampel brannte; die Diener, mit anderen Hantirungen beschäftigt, hatten sich um das Feuer im Camin nicht ferner bekümmert, so war es aus Mangel an Nahrung dem Verlöschen nahe. Paul suchte es wieder zu entflammen und warf einige Holzscheite hinzu. Nur langsam, knisternd und Funken sprühend, kamen sie in Brand. Mit verschränkten Armen stand er davor.

Giebt es eine Wirkung in die Ferne, aus der Ferne? Dachte Corona zu dieser Abendstunde seiner, ohne daß ihre Körper sich streiften? War eine Zwiesprache der Geister möglich? Thörichte Fragen, die nur aus Erinnerungen und Wünschen entsprangen, aus Wünschen, die offen zu bekennen er nicht ehrlich genug war. Ach, warum vermehren wir die Pein und Arbeit des Lebens! Wie schön wäre es und edler Menschlichkeit entsprechend, wenn Alle, die sich liebten, immer vereinigt bleiben könnten! Aber die Liebe, die hier bindet, trennt dort.

Er schüttelte sich, war es vor Gedanken oder vor Kälte? und ging zu dem Glasschrank, seine Versteinerungen hervorzusuchen. Auf das grausame Weh des Herzens übt der Anblick der ewig gesetzmäßig und gleichgültig sich bewegenden Natur einen beruhigenden Einfluß. Was die Gläubigen die Ergebung in den Willen Gottes nennen, ist für die Philosophen die Versenkung in das Naturgesetz.

Machte es seine Verwirrung, war es eine Folge des Halbdunkels, er konnte die Stücke, die er suchte, nicht finden und zündete eine der Wachskerzen auf dem Schreibtisch an. Dabei fiel sein Blick auf das Papier, das der Pfarrer verstohlen dorthin gelegt. Ein zusammengefalteter Brief mit einem Siegel, das Erbach nicht kannte, die Aufschrift in festen, leserlichen Buchstaben an ihn gerichtet: was konnte es sein? wer

war, was wollte der Schreiber? Es zuckte etwas in seiner Hand, als er das Siegel aufbrach. Hastig überflog er die wenigen Zeilen.

„Entsinnt sich der Graf Erbach", schrieb der unbekannte „Warner", wie er sich unterzeichnet hatte, „noch jener Maske, die in Venedig mit solcher Zudringlichkeit seine Gemahlin verfolgte? Diese Maske, die Alles that, um unerkannt zu bleiben, war der Kaiser."

„Der Kaiser?" wiederholte Erbach fragend und erschrak vor dem Ton seiner eigenen Stimme.

Der Kaiser? Wußte Renata darum? Hatte sie aus Besorgniß, einen unheilvollen Zwiespalt herbeizuführen, gegen ihn geschwiegen und dadurch seine Eifersucht noch mehr gereizt? Und der Kaiser? Liebte er Renata noch? Hatte er aus zarter Rücksicht niemals mehr jenes venetianischen Abenteuers gedacht? Wollte er durch Gunst und Freundschaft die Schuld, die er vielleicht gegen Erbach begangen, wieder gutmachen? In diesem Labyrinth gab es nur eine sichere Führerin: Renata selbst. Sobald die Gäste das Schloß verlassen hatten und der Festlärm verrauscht war, wollte er sie um Aufklärung bitten. Ein dauerndes Zusammenleben war nur auf Grundlage der Wahrheit möglich.

Die Kerze in der Hand trat er an den Glasschrank und fand jetzt leicht die Merkwürdigkeiten, nach denen seine Gäste verlangten. Es war gut, daß kein Spiegel im Saale hing, der sein Bild zurückgestrahlt. Vor

der Blässe seines Gesichts wäre er sonst zurückgefahren. Zu unerwartet hatte sich ein Schleier gehoben, der gerade heute nicht hätte weggezogen werden sollen.

Von Außen scholl ein wilder Lärm und wüstes Getümmel an sein Ohr, aber er merkte es kaum. So ganz war seine Seele mit ihren inneren Erlebnissen beschäftigt.

Draußen im Corridor, der die Bibliothek mit dem Speisesaal verband, hörte er seinen Namen rufen, dazwischen Hülfegeschrei und dann wieder:

„Es brennt! Es brennt!"

Seine Schritte verdoppelnd, eilte er in den Saal.

„Dem Himmel sei Dank, daß Sie wieder da sind! Wo weilten Sie nur so lange? Die Bauern sind mit den Arbeitern in Streit gerathen. Ein Bösewicht hat das Messer gezückt! Die Halle brennt! Kommen Sie hinunter, Herr Graf! Wir gehen mit! Die Diener mit Hetzpeitschen! Dies Gesindel ist nur zufrieden, wenn es geschlagen wird!"

So durcheinander mit Reden, Nachrichten, Rathschlägen und Aufforderungen eilten die Herren auf Erbach zu.

Schon fiel der Widerschein der brennenden Halle durch die Fenster. Bei der Entfernung, in der sie von dem Schlosse lag, und bei der vollkommenen Windstille war die Sorge, daß sich das Feuer weiter

ausdehnen würde, nur gering, doch rieth die Vorsicht, ihm auf der Stelle Einhalt zu thun.

Noch flüsterte Erbach seiner Gemahlin einige Worte, sie zu beruhigen, zu, dann sagte er fast mit fröhlichem Ton:

„Kommt, ihr Herren, es ist dies ein Feuerwerk so gut wie jenes, das uns Blanchard versprochen!"

Ueber Unruhe und Gedanken half ihm die Nothwendigkeit, schnell handeln zu müssen, hinweg.

Im besten Einvernehmen hatten sich die in der Halle Versammelten Anfangs des Festes und der Freigebigkeit des Grafen gefreut. Reichlich war Essen und Trinken vorhanden, die Musikanten spielten unermüdlich. Die Anwesenheit des Baumeisters hielt die Arbeiter, die des Amtmanns die Bauern in Ordnung. Als dann noch Blanchard und Fritz Buchholz mit der schönen Hedwig in die Halle kamen, um an dem Tanz theilzunehmen, hing Allen der Himmel voller Geigen. Allmälig aber mochte der Wein die Gemüther erhitzt haben, die Tänzerinnen diesen Burschen vor jenen bevorzugen, die Worte, je loser die Zungen, um so spitziger werden: es bildete sich eine Schaar Unzufriedener. Erst machten sie, hinter einem Tisch verschanzt, ihre Glossen, dann fingen sie an, die Tanzenden zu hindern. Einem deutschen Zimmermann stellt ein Czeche ein Bein: der stürzt mit seiner Tänzerin, die ganze Tanzreihe stockt.

Wieherndes Gelächter von dieser, drohende Rufe von der andern Seite.

„Hinaus mit den Sachsen!“ schallt es darauf aus einer Ecke.

„Die Ketzer! Die Lutheraner!“

„Ruhe gehalten! Seid doch vernünftig!“

„Spielt weiter, Musikanten! Es ist Alles nur ein Scherz!“

„Hoho! Fort, ihr Weiber! Es wird Ernst!“

„Warum stößt Du mich?“

„Von hinten willst Du schlagen? Warte, vermaledeiter Kerl!“

„Das sind die Folgen der Gottlosigkeit“, sagt ein alter weißhaariger Bauer, der eifrigste Kirchgänger des Dorfes. Niemand weiß, warum er heraufgekommen. „Nun hat der Teufel Trunkenheit und die Teufelin Wollust sie Alle beim Schopf!“

„Spielt, daß die Saiten springen!“ schreit der Amtmann, der auf einen Tisch gestiegen ist, über den Knäuel, der sich in der Mitte der Halle zusammengeschlungen, den Musikanten zu; er hofft noch auf die besänftigende Macht der Musik.

„Auseinander, ihr Leute, auseinander!“ rufen Fritz und der Baumeister und suchen die Wüthendsten, die sich schon gefaßt haben, zu trennen.

Blanchard hat indessen Hedwig sicher aus der Halle gebracht, und dies verdoppelt die Entschlossenheit des

Brandenburgers. Kräftig und hochgewachsen, wie er ist, beherrscht er eine Weile die tobende Menge: den lautesten Schreier hat er so derb geschüttelt, daß er ganz kleinlaut geworden ist und sich scheu zur Seite gedrückt hat. Aber der Zank hat auch die entfernter Stehenden ergriffen. Ein Gedränge nach vorn.

„Drauf los! Drauf los!“

Und ehe man noch den Zunder an dem Funken, der aus dem Steine springt, entzünden kann, ist das Handgemenge ausgebrochen.

„Schlagt! Schlagt! Mordio! Legt Feuer an!“ kreischt Zdenko und bricht sich zu Fritz, der noch unerschüttert im Getümmel aufragt, Bahn.

Das Messer blitzt, halb verborgen von dem langen Rockärmel, in seiner Hand. Doch Fritz hat gute Augen.

„Du hast Rechberger ermordet!“ ruft er und fällt ihm in den erhobenen Arm.

Andere sind dem Beispiele Zdenko's gefolgt und haben die Messer gezückt.

Da reißt auch den Kaltblütigsten die Geduld. Es hagelt Püffe, Stöße, Schläge. Die Weiber kreischen, die Getroffenen schreien vor Schmerz und Wuth. In einander geschlungen wälzt sich der Knäuel dem Ausgang zu. Andere reißen die Bretter los, um eine Waffe zu haben. Die Bänke werden umgestürzt, den Schemeln die Füße abgebrochen. Die Tollsten schwingen

die Wein- und Bierflaschen um die Köpfe. Eine Verwandlung der Menschen in Bestien wie auf den Zauberschlag einer boshaften Göttin vollzieht sich. Aus der heiteren Festfreude ist ein der Hölle würdiger Tumult geworden.

Plötzlich, ob durch Zufall, ob durch eine tückische Hand, wer will es entscheiden? schlägt dort an der Holzwand eine Flamme empor, leckt mit gieriger Zunge hinauf, hinab, setzt sich fest, lodert auf . . .

„Feurio! Feurio! Es brennt! Rette sich, wer kann! Gottes Gericht! Feurio!"

Die Angst, der Naturkraft zum Opfer zu fallen, der Selbsterhaltungstrieb sind stärker als die gegenseitige Wuth. Die Schlägerei hört auf, Alles wälzt sich dem Ausgange zu, um ins Freie zu gelangen. Von leichtem Holz aufgeschlagen, steht die Halle nach wenigen Minuten in vollem Brand. Die Fichtenzweige und die Fahnen, mit denen sie geschmückt, tragen die Flammen unwiderstehlich weiter. Entfesselt tobt das Feuermeer auf und nieder.

Da ist der Graf mit den anderen Herren. Seine Gegenwart und sein entschlossenes Auftreten stellen die Ordnung bald wieder her. Die Feuersbrunst hat ernüchternd auch auf die Zornigsten gewirkt. Allmälig verfliegt der Rausch, mit einer gewissen Beschämung betrachten sie ihre zerrissenen Kleider, ihre Beulen, ihre versengten Haare. Die Herren lassen sie hart

an und drohen mit Verfolgung und Bestrafung der Schuldigen. Es gilt, sich beim Löschen thätig zu erweisen und den mit Recht erzürnten Grafen dadurch wieder zu begütigen. Die Diener schleppen Eimer mit Wasser herbei, Andere laufen nach dem Dorfe hinunter, die alte, leider untaugliche Feuerspritze, die noch der Graf Jodocus im siebenjährigen Kriege hat anschaffen lassen, herbeizubringen. Aber die Flammen haben schon zu mächtig um sich gegriffen, als daß ihnen das Wasser gefährlich werden könnte.

„Gebt euch keine Mühe", sagt Erbach, „das dürre Holz will Asche werden. Der Schaden ist nicht groß, nur seid ihr durch eure Zanksucht um euer Vergnügen gekommen."

Heimlich jedoch flüstert er Fritz zu:

„Ich glaub' Ihm Alles, was Er von Zdenko sagt. Auf seinem Sterbebett hat mir der alte Nepomuk seine Noth mit dem Burschen geklagt und mich vor ihm gewarnt. Der Hedwig wegen hat er einen unversöhnlichen Haß auf uns geworfen. Ich werde ihn verhaften lassen und dem Criminalrichter übergeben. Er schädigt nicht nur mich, er schädigt auch die Gemeinde."

Die Halle glich jetzt halb zusammengesunken einem in sich niederbrennenden Scheiterhaufen. Die Menge hatte einen weiten Kreis darum geschlossen, das schreckliche Schauspiel zu betrachten. Solche Helle verbreitete das Feuer, daß der Thurm und das Schloß wie

von einem matten Tageslicht überflogen erschienen. Durch den röthlich grauen Rauch, der sich hob und senkte wie ein Nebelmeer, schimmerten die Lichter in den bunten Lampen mit seltsamem Schein. Nur durch halblaute Reden und Ausrufe wurde das allgemeine Schweigen unterbrochen. Zu schnell und ohne Uebergang war der Feststimmung Entsetzen gefolgt. Die Abergläubischen, die ihre düsteren Prophezeihungen und Ahnungen über diese Feier so oft geäußert, hatten Recht behalten. Den Thurm der drei Narren hatte der Finger des Schicksals wieder roth gezeichnet.

Aber was ist das? Seht doch, seht!

Leise beginnt das staunende Gemurmel und wird immer lauter und stärker.

Seht! Ist es eine Erscheinung, ein Mensch, eine Rauchwolke, die so wunderbare Formen angenommen hat? Wirklichkeit oder Täuschung? Dort auf dem Thurm! Eine Gestalt in weißem Mantel, mit weißem Bart und weißen Haarlocken! Jetzt überglüht sie der Widerschein des Feuers ganz und gar. Der Mantel flattert und das greise Haar. In der Entfernung und bei dem raschen Wechsel von Licht und Schatten ist das Gesicht nicht deutlich zu erkennen; ein Gespenst indessen kann es nicht sein. Alle sehen die Gestalt, es ist ein Mensch. Er breitet die Arme aus, jetzt nach den Sternen des Himmels, jetzt nach dem Feuer, das unter ihm lodert. Redet er nicht? Aber die Höhe,

auf der er steht, ist zu groß oder seine Stimme zu schwach: seine Worte dringen nicht bis zu Denen hinab, die sie so gern vernommen. Vernommen wie Orakelsprüche, die von Kind zu Kindeskind sich forterben! Denn schon hat Einer dem Andern zugeraunt, daß der Greis auf der Zinne des Thurmes der Seher aus Mähren sei. Diese sehen in ihm einen Gesandten Gottes, Jene einen Hexenmeister.

Wie ist er hinaufgekommen? Woher? Ist er vom Himmel gefallen? Ist er ein Nachtwandler? Hat er teuflische Künste gebraucht?

„Ein armer verschmachtender Kranker, den ich aus Mitleid aufnahm“, sagt der Graf unterdessen zu den Gästen, die neugierig sich um ihn gesammelt haben und nach Aufklärung forschen. „Er lag im Fieber und wird bei dem Tumult von seinen Wächtern verlassen worden sein.“

Blanchard ist in den Thurm geeilt, um den Alten von der gefährlichen Stelle, auf der er sich befindet, wieder hinabzuführen. In seinen Fieberträumen hat sich Mrakotin, als der Feuerschein durch das Fenster seiner Kammer fiel, bei dem tobenden Geschrei der Menge, von seinem Lager erhoben, seinen Mantel umgethan und ist die Wendeltreppe, die dicht an der Thür seines Gemachs sich in die Höhe windet, bis zur Plattform hinaufgestiegen. Er glaubt den Weltuntergang gekommen, mit dem seine Phantasie sich so lange und

ausschließlich beschäftigt hat. Nun beschwört er dort oben die Mächte des Himmels und erwartet, daß sich der feurige Wagen des Elias zu ihm niederlasse, oder daß sich die Wolken theilen, damit die Herrlichkeit Gottes und der weißen Jungfrau allen Sterblichen sichtbar werde.

Nach einem andern Schauspiel steht der Sinn der meisten Zuschauer.

Kaum die Hälfte der Zinnen, welche die Plattform umgeben sollen, ist aufgemauert, Steine, Gerüststangen, Bretter liegen in Unordnung oben umher. Ein Fehltritt — und zerschmettert liegt der Greis unten auf dem Pflaster des Schloßhofes. Und Viele, die ihn einen Zauberer schelten, würden in solchem Ende nur die Gerechtigkeit Gottes erkennen. Alle, die sich dem Teufel ergeben haben, müssen zuletzt durch den Teufel selbst sterben.

Niemand wagt einen lauten Ruf auszustoßen. Das hieße vorschnell in den Rathschluß Gottes eingreifen. Der Alte ist auf die Kniee gesunken, hart am Rande des Thurmes. Die gefalteten Hände erhebend, scheint er zu beten. Ahnungslos der Tiefe, die unter ihm — finster wie der Abgrund des Todes und dunkelglühend wie der Rachen der Hölle — gähnt, hat er das Gesicht zum Himmel gewendet, an dem die Sterne in heiterer Klarheit glänzen.

Leise ist Blanchard hinter ihn getreten, nun wird

auch eine Frauengestalt sichtbar: es ist Hedwig, welche das Mitleid hinaufgetrieben.

Da senkt der Greis plötzlich wie von einem Schlage getroffen das Haupt auf die Brust, sein Oberkörper schwankt ... Jählings richtet er sich noch einmal in die Höhe, tastet mit unsicheren Händen nach dem Mädchen, ein Schrei entringt sich seiner Brust: „Das himmlische Jerusalem!“ und todt fällt er in die Arme Blanchard's.

Jetzt war die Menge nicht länger zurückzuhalten; ein Strom, der über seine Ufer tritt, so wälzte sie sich in den Hof. Die Keckten drangen in den Thurm und klommen die Stiege hinauf. Das Feuer hatte allen Reiz für sie verloren.

Tief erschüttert stand Paul.

Welch' ein Fest! Mißtrauischen Blickes sahen ihn seine Gäste an; was hatte er mit dem Ketzer und Volksverführer zu schaffen gehabt, der so eben einen schrecklichen Tod, ohne Beichte und Absolution, gefunden?

War wie über den Thurm zu Babel, so über den stolzen Bau des Grafen das Gottesgericht hereingebrochen? Im Großen wie im Kleinen: Gott läßt seiner nicht spotten!

Eher, als sie es am Morgen beabsichtigt, begann die Mehrzahl der Gesellschaft an ihren Aufbruch zu denken. Sie riefen nach ihren Dienern, nach Wagen und

Pferden. Auch gab bei dieser Stimmung Erbach bald seine Bitten, sie zurückzuhalten, auf. Die abergläubischen Vorstellungen des Volkes wurden von den Herren getheilt: es ist eine schlimme Vorbedeutung, wenn ein neues Haus gleichsam durch eine Leiche eingeweiht wird.

Eben trugen die Arbeiter den Leichnam Mrakotin's in den Hof, damit sich jeder von seinem natürlichen Tode überzeugen könnte. Ein Herzschlag hatte ihn getödtet.

Aengstlich drängten sich die meisten der Edelleute an der Leiche vorüber in das Schloß, um sich von der Gräfin zu verabschieden. Ein Vorwand für ihre plötzliche Abfahrt war leicht gefunden: nach solchen aufregenden und erschütternden Ereignissen bedürfe die zarte Gesundheit der Gräfin Ruhe und Schonung, jedes längere Verweilen so vieler Menschen im Schlosse sei ein Mißbrauch der Gastfreundschaft. Wie beredt sind Alle, wenn sie ihre eigenen Wünsche mit dem Deckmantel der Theilnahme für fremdes Glück verhüllen können! Nur Wenige waren um den Grafen zurückgeblieben, Freigeister, denen die Erforschung der Ursachen der Dinge mehr am Herzen lag, als die Meinung, welche Weiber und Thoren darüber hatten. Fast mit Neid betrachtete Paul die hagere, ganz in dem weißen Wollenmantel eingehüllte Gestalt des Sehers. Wie so ruhig und still lag er auf der Bahre, welche die Leute rasch aufgerichtet. Mit einem Lächeln auf

dem ernsten, blassen Gesicht! Hedwig hatte ihm die Augen zugedrückt und die wirren, greisen Locken aus der Stirn gestrichen. Ein Kopf, so weiß und unbewegt, so starr und kalt, als ob er von Marmor gewesen, jetzt umglüht von dem röthlichen Schein, den die hochgehaltene Fackel in Blanchard's Hand darüber wirft.

Wenn du es auch erst hinter dir hättest, dieses Daseins Arbeit und Qual, auch so friedlich gestorben wärest mit dem Hinaufblick in den geöffneten Himmel, in der Gewißheit eines kommenden neuen Jerusalems, eines goldenen Zeitalters! denkt Paul.

Aber der Anflug der Schwermuth haftet nicht dauernd an seiner Stirne. Gerade weil die Widerwärtigkeiten in Schaaren auf ihn einstürmen, muß er um so muthiger den Kampf mit ihnen aufnehmen und das Schlachtfeld nicht vorzeitig verlassen.

Die leichten Jagdwagen der in der Nähe Wohnenden, die schwerfällige Carosse des alten Liechtenstein, der nicht auf diese Nachtfahrt vorbereitet war, doch aber lieber vier Stunden auf holperigen Wegen fahren, als in einem Hause übernachten will, in dem eine Leiche ruht, sind bereit, die Kutscher haben die letzten Riemen festgeschnallt. Auf der Rampe nehmen die Herren mit vielen Verbeugungen und Handküssen von der Gräfin Abschied, Erbach begleitet sie durch das Thor. Der Menge wegen, die den ganzen Hof erfüllt, haben die Wagen draußen auffahren müssen.

Wartend stehen die Diener mit Fackeln an den Wagenthüren.

Die Festhalle ist zu einem riesigen, glühenden Kohlenhaufen geworden, aus dem zuweilen noch die Flammenlohe emporschlägt.

Es ist die zehnte Stunde des Abends.

Horch, sind das nicht Hufschläge? Ein Reiter arbeitet sich den Hügel hinauf. So spät, wer kann das sein? was kann er bringen? Nach dem, was schon geschehen, wird heute Alles bedeutend und schicksalsvoll. Die Gäste, die sich noch vor einigen Minuten so eilig entfernen wollten, als brennte dieser Boden unter ihren Füßen, haben mit einemmal Zeit gewonnen und noch dies und jenes zu besprechen, was sich nicht auf einen andern Tag verschieben läßt; sie müssen den Reiter sehen und seine Botschaft erfahren.

Da taucht er aus der Tiefe und der Dunkelheit auf. Das Pferd scheut vor dem Lichtglanz, der ihm entgegenschimmert, aber mit einer Geschicklichkeit, die den Meister verräth, weiß es der Reiter zu bändigen. Dabei fliegt sein Mantel auseinander, und eine Uniform wird darunter sichtbar.

„Ein Officier von des Kaisers Dragoner-Regiment“, heißt es.

Der Fremde ist vom Pferde gesprungen und legt grüßend die Hand an seine helmartige Kopfbedeckung:

„Bon soir, messieurs! Ich bringe ein Handschreiben

kaiserlicher Majestät an den Reichsgrafen Paul zu Erbach auf Tannburg Erlaucht."

„Es gilt mir, Herr Rittmeister!" sagt Paul vortretend, und nimmt das Schreiben, das jener aus einer Ledertasche zieht, mit einer Verbeugung in Empfang.

Und wenn jetzt der Blitzstrahl auf ihn niederschlüge, er müßte den Kopf hochaufgerichtet tragen. In der Mitte der Edelleute, bei dem Schein eines Windlichtes öffnet er den Brief und überfliegt seinen Inhalt.

„Ich danke Ihnen, mein Herr", wendet er sich darauf zu dem Ueberbringer. „Lassen Sie sich meine Gastfreundschaft gefallen. Kaiserliche Majestät befehlen mir, ungesäumt mich zu Ihr nach Ihrer Burg in Wien zu begeben. In zwei Stunden bin ich reisefertig."

Ist das ein Zeichen besonderer Gunst, oder handelt es sich um ein schweres Vergehen des Grafen? Hat der Rittmeister den Auftrag, ihn gefangen fortzuführen, und findet sich Erbach nur mit klug gespielter Verstellung in sein Geschick?

Fragen, die man am sichersten in seinem Wagen überlegen kann, wenn man von diesem unheimlichen Orte erst um einige tausend Schritte entfernt ist.

Noch ein gegenseitiges Händeschütteln, Ausrufe hinüber und herüber:

„Glückliche Reise! Laßt bald von Euch hören, Graf!"

„Gute Nacht!“

„Es war doch ein merkwürdiger Tag!“

„Grüßt des Kaisers Majestät vom Lande Böhmen und seinen getreuen Edelleuten!“

„Ich wette, diese Berufung steht mit dem drohenden Krieg in Verbindung; riecht Ihr keinen Pulverdampf?“

So durcheinander die Gehenden und die Bleibenden. Dann knallen die Kutscher mit den Peitschen; die Fackeln schwingend, rennen einige Läufer, um den steilen Weg den Hügel hinab zu erhellen, voran. Pferdegestampfe, Wagengerassel, da fahren sie hin.

Der Rittmeister von den grün-rothen Dragonern — dem ersten Regiment, das der Kaiser als Erzherzog commandirt hat und seitdem besonders bevorzugt — sitzt mit den vier Herren, die im Schloß übernachten wollen, in dem Speisesaal und labt sich nach dem scharfen Ritte, den er gemacht, an Speise und Trank.

„Der Befehl litt keine Zögerung“, sagt er den Neugierigen, sonst nichts.

Er ist ein soldatisch zugeknöpfter Mann.

In seinem Gemach geht Erbach auf und nieder, allein mit seinen Gedanken.

„Mein lieber Graf“, hat ihm der Kaiser geschrieben, „es bereitet sich eine schwere Anklage wegen Vorschub und Unterstützung von Aufrührern und Sectenpredigern, wegen Freimauerei und Landesverrath gegen Sie vor. Vernichten Sie Ihre Feinde durch die Kühnheit Ihres

Auftretens. Kommen Sie unverzüglich an den Hof. Ich bestehe denselben Kampf wie Sie. Mein Zustand ist unerträglich, halb Herr, halb Unterthan. Große Dinge und Schicksale sind im Anzuge. Kommen Sie, wir wollen zusammen siegen oder zusammen in die Verbannung gehen."

Dem Vertrauen des Kaisers muß das seine entsprechen. Warum sollte er überdies auch nur eine Minute zögern, sich vor seinen Richter zu stellen? Er ist sich keiner Schuld bewußt und glaubt alle seine Handlungen rechtfertigen zu können. Von Fritz und Blanchard hat er Abschied genommen, den Pater Rothhahn gebeten, noch einige Zeit auf der Tannburg zu verweilen, bis sich Renata wieder in die ihr fremd gewordenen Verhältnisse gefunden hat.

„Meine heftigsten Feinde sind Ihres Glaubens", sagt er zu ihm mit halbem Lächeln; „dennoch vertraue ich Ihnen das Gemüth meiner Gattin an: Sie werden meine gute Meinung von Ihnen nicht betrügen."

Schweigend hat der Pater seine Hand auf die Brust gelegt. Warum sollte er den Grafen wie die Thurms und Lobkowitz anfeinden, wie die Haslicks verleumden? Er berechnet, während er nach seinem Gemache geht, daß die Kaiserin eine alte Frau und ihr Sohn ein Mann in der Blüthe des Lebens ist. Warum mit dem sinkenden Gestirn fallen, statt mit dem aufsteigenden emporzuschweben?

Die nöthigsten Anordnungen hat Paul für seinen Amtmann und Verwalter aufgesetzt; übrigens wird seine Abwesenheit nicht lange dauern, und sie sind daran gewöhnt.

Aber Renata? Und jenes geheimnißvolle Schreiben von der Liebe des Kaisers? Steht es mit dem Wunsche Josef's, ihn wiederzusehen, in irgend einer Verbindung?

Die Thür öffnet sich; da ist sie schon, bleich, mit aufgelöstem Haar, die Thränen zittern an ihren Wimpern und geben ihren braunen Augen einen feuchten Glanz. Mit ihren schwermüthigen, wie verlorenen Blicken gleichen sie zwei Sternen, die verirrt im Aether schwimmen. Keines Wortes mächtig, wirft sie sich an seine Brust. Er küßt sie sanft auf die Stirn.

„Kaum bist Du mit mir vereint", sagt er, „und schon beginnt auch Dein Leiden wieder."

Aus seinen Armen ist sie zu seinen Füßen niedergeglitten. Er will sie aufheben, aber sie duldet es nicht.

„Ich kann Dich nicht so ziehen lassen", flüstert sie, das Gesicht an seinen Knieen verborgen, „wenn Du aus einem andern Munde hörtest . . ."

„Lies!" entgegnet er und legt das Blatt in ihre Hand. „Des Kaisers Schatten hat unser Glück getrübt —"

„Paul, vertraust Du mir?"

„Dir wie ihm."

„Laß mich Dir Alles sagen . . ."

„Nicht heute! Es ist auch sein Geheimniß. Wenn ich Dein Herz mit mir nehme, Dein ungetheiltes Herz —“

Nur einen kurzen Augenblick sieht sie ihn an und verbirgt dann wieder ihr erglühendes Gesicht an seiner Brust.

Im Nebengemach hört man den Diener mit dem nöthigsten Reisegepäck eintreten.

„Ich lasse Dich nicht ganz allein, liebe Renata“, sagt Paul. „Hier ist mein kostbarster Schatz, das Vermächtniß jener edlen Frau, das mich in den schlimmsten Stunden geistig aufrecht gehalten. Ihre Schätze haben mich zu einem reichen Manne gemacht, ihre Worte spornen mich an, edel zu denken und hülfreich zu sein. Dies sei ein Band zwischen unsern Seelen. Leb' wohl, Renata!“

Und indem er ihre Stirn noch einmal küßt, kehrt auch seine scherzhafte Laune wieder.

„Gelt“, ruft er, „jetzt kann ich kaiserliche Majestät von Dir grüßen?“

Ende des dritten Bandes.

Im goldenen Zeitalter.

Im goldenen Zeitalter.

Roman in vier Büchern

von

Karl Frenzel.

Vierter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1870.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Eilf schwere sorgenvolle Monate waren für die großmächtigste Kaiserin Maria Theresia dahingegangen. Trotz ihrer Warnungen und Abmahnungen hatte ihr Sohn Josef II., von seinem Ehrgeiz hingerissen, in der Hoffnung, durch die Erwerbung bairischer Landschaften den Verlust Schlesiens wieder gut machen zu können, nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Josef am 30. December 1777 die Ansprüche seines Hauses auf einen Theil der Erbschaft mit dem Degen in der Hand aufrecht zu erhalten versucht. Der ganze tiefe Zwiespalt zwischen Mutter und Sohn war in dieser Angelegenheit hervorgetreten. „Wären unsere Ansprüche“, hatte sie ihm geschrieben, „besser begründet und erwiesen, als sie es sind, so müßte man doch zögern, um eines besonderen Vortheils willen einen allgemeinen Brand anzufachen, den glücklich wiederhergestellten Credit zu vernichten und das Volk aufs Neue zu belasten.“ Er aber war hoffnungsfreudig wie immer, zu Gewaltmaßregeln geneigt, in der Ueber=

zeugung, der bloße Schein des Krieges werde genügen, ihm die Frucht des Sieges zu gewähren. In diesem Sinne schrieb er seinem Bruder Leopold: „Die europäische Lage scheint günstig, Jedermann ist beschäftigt und aufmerksam. Ich schmeichle mir daher, daß dieses Unternehmen ohne Krieg glücken wird, und die Erwerbung, obwohl nicht vollständig, wird immer schön sein, weil sie Nichts gekostet hat."

Er hatte sich in dem alten Erbfeind seines Hauses getäuscht. Nach dem Feldzuge hat der König Friedrich zwar die Verse gedichtet:

„Unglücklicher, in Frieden laß Dein alt geworden Pferd!
Es bricht im Wettkampf unter Dir zusammen ohne Werth!"

aber er war doch nicht Willens, ohne Kampf das Wachsen der österreichischen Macht und die Aufrichtung des deutschen Kaiserthums, das längst in Europa zu einem Schatten und einer leeren Würde herabgesunken war, zuzugeben. Diesmal im Bunde mit Sachsen, sammelte er seine Bataillone und Schwadronen rings in einem weiten Halbkreise um den Nordosten Böhmens. Der Prinz Heinrich sollte aus der Lausitz über die sächsische Gränze auf Leitmeritz und Prag vordringen, er selbst hielt sich an der schlesischen zu einem Marsch nach Mähren auf Olmütz oder nach Böhmen zwischen Arnau und Königgrätz bereit. Ihm gegenüber standen in gut verschanzten Lagern die Oesterreicher. Sommer und Herbst des Jahres 1778 zogen die Truppen

hin und her, Plänkeleien, Kanonaden, Gefechte wechselten mit einander ab. Krankheiten wütheten in beiden Heeren. Zu einer offenen Feldschlacht indessen kam es nicht. So heftig Josef auch nach kriegerischem Lorbeer trachtete, die alten erfahrenen Generale aus dem siebenjährigen Kriege mäßigten sein Ungestüm. Mehr als unklug wäre es nach ihnen gewesen, eine treffliche Stellung aufzugeben und die Schlacht anzunehmen, die der Gegner suchte. Ueber die Köpfe der Soldaten, selbst über das Haupt des Kaisers hinweg, spielten die geheimen Verhandlungen der Kaiserin. Den Ausbruch der Feindseligkeiten hatte sie nicht hindern können; als Josef einmal bei seinen Truppen in Böhmen war, hatte der Stein zu rollen angefangen. Aber daß er nicht zu heftig in die Tiefe rollte, dafür sorgte Maria Theresia. Zu viel des Elends, das der Krieg heraufbeschworen, hatte sie in einem langen Leben gesehen, zu mannichfache Wechselfälle des Schicksals, die der Ausgang einer Schlacht bestimmt, an sich selbst erfahren, um nicht mit großer Ernüchterung alle kriegerischen Erfolge zu betrachten. Der stoischen Kälte ihres Sohnes, der, weil er sich selbst der Pflicht aufopferte, auch von allen Andern eine gleiche Aufopferung forderte, setzte sich ihr mitleidsvolles Herz entgegen. In Friedrich's Seele begegnete sie einer ähnlichen Friedensstimmung. Er fühlte, daß seine Hand für den Degen von Leuthen zu schwach geworden; nicht ohne die äußerste Noth

wollte er den erworbenen Ruhm aufs Spiel setzen. Diese Strömungen wurden allmälig in beiden Lagern die stärkern, der Kriegsmuth, der anfänglich so gewaltig emporgeloht, erlosch in den Führern wie in den Soldaten. Mit dem Eintritt des Herbstes entschwand jede Aussicht auf eine schnelle blutige Entscheidung. Das Zögern der Kriegführenden gab den mächtigen Nachbarn Deutschlands, Frankreich und Rußland, die erwünschte Gelegenheit, sich in seine inneren Händel zu mischen. Mit der Drohung der Kaiserin Katharina, ihr Heer mit dem Friedrich's zu vereinigen, war Oesterreich der Stillstand geboten. Frankreich, auf dessen Beistand Maria Theresia gerechnet, erwies sich als ein schwankender, mißtrauischer Freund, ausschließlich hatte der Aufstand der Amerikaner gegen die englische Regierung die Aufmerksamkeit des Hofes zu Versailles und die begeisterte Theilnahme des französischen Volkes für sich gewonnen. Eine unbestimmte Ahnung, ein Vorgefühl, dessen Wahrheit erst die Enkel erkennen sollten, schien den Völkern zu sagen, daß jene Kämpfe in den Wäldern und an den Strömen der neuen Welt von der inhaltschwersten Bedeutung für die Menschheit sein würden und daß vor ihnen der dynastische Krieg der Hohenzollern und Habsburger zu einem „Zwetschken-Rummel" herabsänke. In dem Augenblick, wo die Freiheit für Alle auf jenen fernen Schlachtfeldern verkündigt und gewonnen, und die größte Republik der Erde

geschaffen wurde, was galt da der Streit um Mein und Dein über den kleinen Fleck eines kleinen Landes!

Anders zeigten sich in unmittelbarer Nähe diese Dinge einer besorgten Mutter und Fürstin. Betrübt über das Leiden und die Noth ihrer Völker, in beständiger unruhiger Angst um den geliebten Sohn, der in leidenschaftlicher Kühnheit sich allen Gefahren des Gefechts aussetzte und seinen Stolz darin suchte, das Brod der gemeinen Soldaten zu brechen und alle Beschwerden mit ihnen zu theilen, hatte Maria Theresia in tiefer Gemüthsverstimmung zu Wien in ihrer Hofburg und im Schloß zu Schönbrunn das Jahr verbracht. Zu dem Kummer über die Lage ihres Reiches gesellte sich ein bitteres Gefühl ihrer Vereinsamung, ihres Alters und ihrer Schwäche. Die Gewißheit, daß die Zügel der Herrschaft, die sie nun fast vierzig Jahre lang straff in den Händen gehalten, ihr langsam aber unaufhaltsam entglitten, mußte sich ihr wiederholt, vor Allem in der Anstrengung aufdrängen, die es kostete, wenn sie dieselben wieder anziehen wollte. Noch einmal sollte es ihr gelingen, ihren Willen durchzusetzen: aber sie betrachtete den Frieden, den sie herbeizuführen strebte, als die letzte That ihres Regiments. Einsam stand sie auf der Höhe, von den Morgennebeln einer neuen Zeit umgeben. Gestalten und Erscheinungen tauchten vor ihr auf, die sie mit Schrecken erfüllten, und die zu bekämpfen, ihre Kraft doch nicht

mehr ausreichte. Auch sie hatte das Reich nicht in der Verfassung gelassen, in der sie es von ihrem Vater überkommen. Aenderungen und Verbesserungen waren in der bürgerlichen Verwaltung, in dem Kriegswesen, in den Gesetzen eingeführt worden. Sie hätte es gern gesehen, daß ihr Nachfolger auf diesem Wege weiter vorgeschritten wäre, nicht unbedingt liebte und vertheidigte sie das Alte. Allein der Sinn Josef's richtete sich mit der Hartnäckigkeit eines Philosophen, der von der Wahrheit und Vortrefflichkeit seines Systems überzeugt ist, auf eine vollständige Vernichtung des Althergebrachten; in diesen Einrichtungen, welche die Barbarei des Mittelalters geschaffen und der Unverstand der Folgezeit ausgebildet, fand nichts Gnade vor seinen Augen. Was sie am meisten geliebt, die Kirche, verfolgte er nach ihrer Meinung mit blindem Hasse. Die Duldung, die er den Andersgläubigen versprach, bedrohte den Frieden und erschütterte die Grundsäulen des Reichs. Der Kaiserin, die sich ihr Leben lang als katholische Fürstin gefühlt, erschien der Bruch mit den alten Ueberlieferungen des Glaubens als der Anfang des Chaos.

Wenn der Wagen der Kaiserin von der Burgbastei aus, Mariahilf entlang, in den Schönbrunner Weg einbog, der Brücke zu, die hart vor dem Lustschlosse über die Wien führt, konnte sie aus dem Fenster, dem Carmeliter-Hof schräg gegenüber, auf der linken Seite

der Straße, hinter Bäumen versteckt, das Dach des kleinen Hauses erkennen, in dem Renata Erbach während dieses Sommers, nicht weniger ängstlich und zärtlich besorgt als sie, die Nachrichten aus den böhmischen Feldlagern erwartet und gelesen hatte. Wo die Kaiserin um das Leben und Seelenheil ihres Sohnes, bangte sie um ihren Gatten. Ihre Empfindung war noch stärker und leidenschaftlicher, als die der hohen Frau, da keine politischen Beweggründe und Rücksichten ihre Ursprünglichkeit gebrochen und ihre Reinheit getrübt hatten.

Aus der Tannburg war Renata auf den Wunsch ihres Gemahls nach Wien gekommen: er wollte sie nicht schutzlos im Getümmel des Kriegs wissen. Und der drohende Einmarsch der Sachsen und Preußen unter dem Prinzen Heinrich in Böhmen ließ ihn befürchten, daß gerade das Elbthal von Leitmeritz bis zur Grenze wie im Beginn des siebenjährigen Krieges der Schauplatz erbitterter Kämpfe werden würde. Ein so gefühlvolles Wesen wie Renata war für den Anblick blutiger Gräuel nicht geschaffen, Paul segnete darum die Verwickelung des Geschicks, die ihn schon vor dem Ausbruch des Krieges nach der Hauptstadt geführt hatte. Als er damals im Novembersturm in Wien eingetroffen und im Römischen Kaiser, dem bevorzugten Gasthof aller böhmischen Edelleute auf der Freyung, abgestiegen war, hatte er nicht geglaubt, daß

sein Aufenthalt in Wien von langer Dauer sein würde. Die Beschuldigungen und Anklagen seiner heimlichen und offenen Feinde zwar widerlegte er bald; des Kaisers Ansicht bewährte sich: seine Gegenwart schon schüchterte die Gegner ein. Mrakotin's Tod hatte überdies die gefährlichste Anklage, wenn nicht aufgehoben, so doch entkräftet. Aber einmal im Treiben der Residenz, wurde er von früheren Verbindungen, am stärksten von der Freundschaft des Kaisers festgehalten. Von einem Tag zum andern verschob er seine Abreise, zuletzt drängte die politische Lage jeden Gedanken daran in den Hintergrund; die Rastlosigkeit und Thatenlust, die sich bei der Nachricht von dem Tode des bairischen Kurfürsten, doch auch wie ein heftiges Fieber, Josef's bemächtigte, theilte sich seiner engeren Umgebung gleich einem Flugfeuer mit. All' diese jüngeren Männer brannten vor Begierde, ihre kriegerische Tüchtigkeit auf dem Schlachtfeld oder ihre diplomatische Geschicklichkeit am grünen Tische zu beweisen. Vor ihnen lag eine weite Ruhmesbahn geöffnet. Mit neuen Kräften und Gedanken lösten sie die alten Kämpfer ab. Diejenigen, die wie Erbach über die Befriedigung ihrer ehrgeizigen persönlichen Wünsche und Hoffnungen hinaus, auf die Entwickelung des Allgemeinen sahen, wähnten an einer bedeutungsvollen Wendung im Leben der deutschen Nation zu stehen. Schien es doch, als breite der kaiserliche Doppeladler seine Schwingen zu

so mächtigem Fluge aus, wie in den glorreichen Tagen Karl's V. War vielleicht Josef II. berufen, wie sein Ahnherr zugleich in Rom und am Ufer der Elbe siegreich zu sein? Ein längst erloschenes Gefühl von der Einheit und Größe des heiligen römischen Reichs deutscher Nation regte sich wieder leise in der Seele des Reichsgrafen. Sollte es an der Zeit sein, den Spott Voltaire's zu Schanden zu machen? So leicht wie der Kaiser konnte Erbach freilich nicht über die tiefe Kluft fortschreiten, welche die Reformation zwischen den deutschen Stämmen gerissen, allein die Aufrichtung der österreichischen Macht im Süden und der preußischen im Norden schien ihm auch die religiöse Freiheit und Unabhängigkeit der beiden Glaubensmeinungen zu sichern und, Alles in Allem betrachtet, die wünschenswertheste Form für die Entwickelung des gesammten deutschen Lebens zu sein. Einmal in Wien gefesselt, hatte Paul bald das Verlangen getragen, eine feste Heimath in der Stadt zu haben. Die Rücksicht auf Renata, welche Gärten, schattige Baumgänge und Wiesenland in der Umgebung ihrer Wohnung liebte, und die Nähe von Schönbrunn bestimmten ihn, ein kleines schloßartiges Haus vor der Mariahilfer Linie zu kaufen. Ein lothringischer Hofherr aus dem Gefolge des Kaisers Franz hatte es besessen und seiner Wittwe hinterlassen. Der große, wohlgepflegte Garten, der zu einem chinesischen Lusthäuschen auf der Spitze eines Hügels anstieg,

die Stille umher, in die nur aus gemessener Ferne das Geräusch der volksbelebten Gassen drang, der freie Rundblick, den man von der Höhe über die Stadt und über Feld und Wald zu der sanft geschwungenen Linie der Berge im Süden hatte, entschieden schließlich Erbach's Wahl. In den letzten Märztagen des Jahres 1778 war es gewesen, daß Renata zum ersten Male ihren Fuß über die Schwelle des weißgelben Hauses mit dem grauen, steil aufragenden Schieferdach gesetzt hatte.

Außer einigen Dienern hatten sie Hedwig und Blanchard begleitet. Fritz Buchholz war mit den sächsischen Arbeitern, der Kriegswolke zuvorkommend, die ihn doch verscheucht hätte, nach seinen Havelseen und Kieferhaiden heimgezogen. Mit betrübtem Herzen hatte er das Schloß, in dem sich der glänzendste Theil seines Lebens wie ein schöner Traum abgespielt, verlassen. Nicht, wie er gehofft, brachte er ein treues Weib oder doch das Jawort der Geliebten von seiner langen Wanderung mit sich nach der Heimath. Hedwig hatte ihm ohne einen bestimmten Entscheid Lebewohl gesagt. Weltklug hatte ihr der Pater gerathen, aus der Unruhe und dem Drang der Umstände bei des Grafen plötzlicher Abreise den Vorwand zu nehmen, ein bindendes Ja oder Nein hinauszuschieben. Wie undankbar würde sie handeln, wenn sie sich jetzt von der Gräfin trennte, wo diese am nöthigsten einer treuen Dienerin bedürfe!

Dieser Einwand war zu gut auf das Gemüth des ehrlichen Mannes berechnet, dem Pflichterfüllung als das Heiligste galt, um nicht jeden Widerspruch und jede laute Klage in ihm zu ersticken. Wiederum rührte seine bescheidene Zärtlichkeit Hedwig's Herz, daß sie, auch wenn sie gewollt, keine Weigerung für immer über ihre Lippen gebracht hätte. So waren sie geschieden, herbstlich wehte der Wind, Herbst war es in ihrem Herzen. Die Hoffnungen des guten Fritz waren verblüht wie die Blumen des Sommers, und zwischen der Furcht vor einer traurigen Zukunft und hochfahrenden Wünschen schwankte Hedwig's Seele irrend hin und her. Jeden Briefwechsel hinderte der Krieg. Mußte sich doch die Gräfin selbst schon glücklich preisen, wenn sie in längeren Fristen Nachrichten von ihrem Gemahl erhielt.

Gern hatte Renata das böhmische Schloß mit dem einsamen Hause in der Vorstadt zu Wien vertauscht. Die Stille, die sie suchte und die ihrem Gemüth wohlthat, fand sie hier wie dort, aber keine unheimlichen schmerzlichen Erinnerungen umschwebten ihre neue Heimath. „In der Tannburg wohnt mein Glück nicht", hatte sie am Morgen nach Paul's Abreise gesagt. Statt heitere Tage dort mit ihm zu verleben, und ihr Herz wieder zu seinem Herzen den Weg finden zu lassen, hatte sie ihn nach flüchtigstem Zusammensein, unter Zufällen, die sie wie eine schlimme Vorbedeutung

der Zukunft niederdrückten, aufs Neue verloren. Immer weiter schien das Schicksal die Stunde jenes Seelenaustausches, den sie herbeisehnte, hinauszuschieben. Im Sturm und Wetter des Kriegs war nun gar nicht an ein Aussprechen jener tiefsten Empfindungen zu denken. Große politische Erschütterungen und Umwälzungen gleichen auch darin schrecklichen Naturereignissen, daß sie in der Menschenbrust die heftigeren Leidenschaften entzünden und die sanfteren Gefühle zum Schweigen verurtheilen. So verschlang die Sorge um das Leben und Wohlsein des theueren Mannes in Renata jede andere Regung und ihn wieder nahmen die Pflichten seines Dienstes in Anspruch, beschäftigten ausschließlich die Wechselfälle des Kampfes. Ob sie noch einmal im ruhigen Genuß ganz und voll einander angehören würden? Wer durfte es mit Bestimmtheit sagen? War es doch zweifelhaft geworden, ob sie sich jemals wiedersehen würden!

In solchen Stunden der Ermattung und des Trübsinns fand Renata in Hedwig eine Gefährtin, die, wie entfernt sie auch von ihrer Lebensstellung und Bildung war, doch mit natürlichem und durch eigenes Sinnen und Leiden geschärftem Verständniß auf ihre Stimmung einzugehen und derselben nachzugeben wußte. In erregten Seelenzuständen der Schwermuth und der Sehnsucht ist es uns schon eine Wohlthat, von der Außenwelt und unserer Umgebung keine Störung un=

seres inneren Lebens zu erfahren und sanften Augen zu begegnen, in deren Blick wir Erkenntniß unseres Wesens lesen. Hedwig hatte im Kloster jenes leise und schonende Auftreten gelernt, das jeden körperlich oder seelisch Leidenden wie ein erquickender Hauch berührt. Oft saß darum Renata mit ihr in dem kleinen buntbemalten Pavillon zusammen und sah in die abendlich glühende Sommerlandschaft. Sie sprachen wenig, jede hing ihren eigenen Gedanken nach. Dennoch gereichte ihnen gegenseitig ihr Beisammensein zum Trost. Mehr Heiterkeit brachte Blanchard bei der Mittagstafel und am Abend, wenn er der Gräfin französische Dichter vorlas oder von seinen Streifereien durch die Stadt und die Umgegend erzählte, in das Haus. Er wollte nun einmal an den Ernst dieses deutschen Kriegs nicht glauben. Seine Erfindung, das Luftschiff, das war die Hauptsache dieses Jahrhunderts. Was konnte daran gelegen sein, daß über einigen bairischen Städten die schwarzgelbe Fahne wehte, während seine Maschine das unendliche Reich der Lüfte durchsegelte und die größten Städte der Erde unter ihr zu winzigen Pünktchen zusammenschrumpfen würden? Schwarz-weiß oder schwarz-gelb — schon in einer mäßigen Höhe waren von dem glücklichen Sterblichen, der in seiner Maschine emporschwebte, diese Farben nicht mehr zu unterscheiden, und Blanchard machte aus dieser Wahrheit den kühnen Schluß, daß alle Kriege unter den Menschen

im Grunde um Nichts geführt würden, um Besitzthümer, die, am unendlichen Raume gemessen, noch nicht die Größe eines Sandkorns hätten; er vertiefte sich voll Begeisterung in eine närrisch erhabene Friedensphilosophie, deren Offenbarungen Renata mit stillem Vergnügen und freudiger Zustimmung, wenn auch mit ungläubigem Lächeln hinsichtlich ihrer Verwirklichung, lauschte.

Waren doch in jenen Tagebuchblättern, die ihr Paul bei seiner Abreise gegeben, ähnliche Gesinnungen und Anschauungen ausgesprochen. Wieder und wieder hatte Renata sie gelesen und eine eigene Erhebung des Gemüths daraus geschöpft. Welch' ein weites mächtiges Bild der Welt erschloß sich in diesen Aufzeichnungen für ein bisher befangenes Auge, welch' eine Quelle lebendigen Wassers strömte in ihnen für ein in Sehnsucht und Schmerz verschmachtendes Herz! Die Freifrau Friederike von Erbach-Waldbühl, die sie niedergeschrieben, hatte ein Leben, so reich an Abenteuern, Erfahrungen und Schicksalswandlungen geführt, wie selten eine Frau. Aber ungebrochen hatte sie im Glück wie im Unglück einen edlen Sinn, ein großmüthiges Herz, Tapferkeit im Kampf und Geduld im Leiden bewiesen. Weder der Trug noch die Undankbarkeit der Menschen, nicht die Täuschungen der Welt, noch die Dämmerung, die mit den Jahren und einer langsam schleichenden, unabänderlich wachsenden Krank-

heit für sie über alle Dinge hereinbrach, hatten die Saiten ihrer schönen Seele herabzustimmen vermocht. Sie war immer wohlthätig und hülfreich, mild gesinnt und voll hohen Aufschwungs geblieben. Die einzige Tochter eines reichen Kaufmanns in Hamburg, hatte sie, eben zur Jungfrau erblüht, den jungen Herrn von Erbach-Waldbühl, den nachgeborenen Sohn aus einer verarmten Seitenlinie des reichsgräflichen Hauses Erbach, kennen gelernt. Auf dem kleinen Gute des Vaters war für den wilden Junker schon frühe kein Platz mehr gewesen, er hatte in dem hannoverschen Heer Dienste genommen und sich bei Dettingen unter den Augen seiner britischen Majestät Georg's II. ausgezeichnet. Auf der Haide von Culloden erhielt er von dem Herzog von Cumberland das Hauptmannspatent, und drei Jahre später sah er die schöne Friederike bei einer zufälligen Anwesenheit in Hamburg. Schnell kam die Liebe über beide, aber es kostete heiße Kämpfe, ehe Friederikens Vater seine Einwilligung zu der ungleichen Heirath gab. Leichter war die Zustimmung des Königs zu erlangen, bei dem der junge Hauptmann gut angeschrieben stand. Er ging in seiner Huld sogar so weit, sich die junge Frau Hauptmännin in seinem Schlosse zu Herrenhausen vorstellen zu lassen und einige Worte an sie zu richten. Allein diese ersten Sonnentage ihrer Ehe wichen nur allzubald schlimmen Zeiten und traurigen Erfahrungen. Bei ihrem ersten Besuch in Franken bei der Familie

ihres Gatten wurde die junge Frau von der adelsstolzen Sippe scheel angesehen. Die Eltern des Hauptmanns, seine Verwandten betrachteten die Verbindung eines Freiherrn aus dem Geschlecht derer von Erbach mit einer bürgerlichen Kaufmannstochter als eine Mißheirath, die den Uebelthäter von Rechtswegen auf immer aus ihrer Mitte ausschließen müsse. Nur bei Einigen galten seine Jugend und der Reichthum der Braut als Entschuldigungsgründe für seine leichtsinnige Handlungsweise, die Heißsporne dagegen wollten die Ehe gar nicht als gültig anerkennen und beim kaiserlichen Reichskammergericht auf Annullirung derselben antragen. Vergebens suchte Friederike durch Liebenswürdigkeit und freundliches Entgegenkommen die Vorurtheile und die Abneigung dieser ritterbürtigen Männer und Frauen zu überwinden; gerade daß sie ihnen an Bildung des Geistes und Edelmuth des Herzens überlegen war, machte deren Feindschaft nur um so unversöhnlicher. Was sie betraf, sie brauchte diese Menschen nicht, im Gegentheil, ihre bäuerische Rohheit verletzte, ihre Beschränktheit engte sie ein, aber sie kämpfte für den Namen und die Rechte ihres Sohnes, um die Liebe ihres Gatten. Denn diese Liebe, die sie für ewig und unwandelbar gehalten, hatte durch die Angriffe der adeligen Vettern und Muhmen einen harten Stoß erlitten. Es schien unmöglich, daß je ein Vorurtheilsloser, wie viel mehr ein Liebender, den Reiz, die An-

muth und den Witz Friederikens auch nur in einen Vergleich zu den Eigenschaften dieser schlecht erzogenen, auf ihren Gütern oder im besten Fall an den kleinen fürstlichen Höfen Frankens und Thüringens in untergeordneten Stellungen lebenden Damen und Edelfräuleins hätte stellen können — und doch fragte sich der Hauptmann, als er erst eine kurze Weile die Luft dieser Kreise geathmet, wiederholt: ob er mit seiner raschen Heirath nicht doch einen Fehlgriff gethan? So stark sind die angeerbten Vorurtheile, sie ertödteten allmälig seine Liebe. Unzufrieden mit seiner Gattin, unzufrieden mit sich selbst, kehrte er nach Hannover zu seinem Regiment zurück. In Trinkgelagen, durch die Leidenschaft des Spiels suchte er seinen Gram zu betäuben. Je tiefer er sich dadurch in Schulden stürzte, um desto verhaßter wurde ihm die Gattin, deren Vermögen er fortwährend in Anspruch nehmen mußte, um seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Zwischen den halben, abgerissenen, wie durch Thränen und Schluchzen unterbrochenen Zeilen des Tagebuchs las Renata schreckliche Geschichten. Dennoch verleugnete sich Friederikens Bestreben, ihren Gatten zu entschuldigen, nie. Welche Qualen, welche Beleidigungen hatte diese Frau zu ertragen, sagte sich Renata mit stiller Selbstanklage, und blieb doch ihrer Pflicht getreu! Der Tod löste die unglückliche Ehe. In einem Zweikampf, den seine Heftigkeit beim Spiel hervorgerufen, starb der Haupt-

mann von dem Degen seines Gegners in die Brust getroffen. Es war kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Mit ihrem einzigen kränklichen Kinde begab sich die Witwe zu ihrem Vater nach Hamburg und reiste von dort auf den Rath der Aerzte, die ihr und ihrem Sohne ein milderes Klima anriethen, nach dem südlichen Frankreich. Jahre lang brachte sie so in Begleitung eines alten holländischen Arztes auf Reisen zu. Was anfangs nur eine Nothwendigkeit, die Rücksicht auf die Gesundheit ihres Kindes, gewesen, der Aufenthalt in fremden Ländern, wurde ihr bald zur Quelle des reinsten Vergnügens und der mannichfaltigsten Erkenntniß. In der Betrachtung fremder Völker, ihrer Eigenart und Sitte, gewann ihr Geist eine ungewöhnliche Schärfe und Weite; gegenüber dem kleinlichen und oft so boshaften Treiben der Einzelnen, dem Fehlschlagen der Hoffnungen, dem wirren Wechsel der Erscheinungen, erfüllte sie sich mit einer edlen und stillen Gefaßtheit. „Wer wie ich", schrieb sie, „von einem unheilbaren Leiden gequält, das Bild des Todes im eigentlichen Sinne immer mit sich umherträgt, entwöhnt sich, von den Dingen und Menschen Dauerhaftigkeit zu verlangen. Er fühlt sich selbst hinschwinden und erkennt im Fallen der Blätter, im Zerrinnen der Wellen, im Erkalten der Freundschaft dasselbe Gesetz, dem er erliegt. Nicht ohne Trauer betrachte ich das Absterben der Blüthen und unserer schönsten

Gefühle, aber doch ohne heftigeren Schmerz. War ich in meiner Jugend, war ich in der Leidenschaft glücklicher? Ach, wie oft wird, was wir heiß begehren, als Besitz uns zur Qual! Jetzt genieß' ich ruhigen Sinnes eines jeden heitern Tages, und auch der trübe erschreckt mich nicht. Mit dem Ende vertraut, suche ich die Schauer, die uns von ihm her entgegenwehen, zu überwinden. Mit unendlicher Wehmuth erfüllt mich der Anblick meines Kindes. Mit Wehmuth nur, ist nicht auch ein unbeschreiblicher Zug süßester Sehnsucht in meiner Empfindung? Der Arzt spricht ihm kein langes Leben zu. Glücklicher Schelm, der Du Dich so heiter mit Deinem Hunde auf dem Rasen tummelst, was fragst Du, ob Du zwanzig oder dreißig Jahre das Licht siehst? Was sind Dir die Wonnen und die Bitterkeiten des Lebens? Du lebst eben im frohen Bewußtsein des Augenblicks. Können wir Alten nichts Besseres thun, als zur Weisheit der Kindheit zurückzukehren und jede Stunde arbeitsam oder genießend auszunutzen? Ist das Unbewußte, das den Knaben zum ermüdenden Spiel treibt, die Sehnsucht nach dem Schlaf? Und die Ruhelosigkeit, die uns Alle vorwärts jagt, ohne daß wir einen zutreffenden Grund dafür anzugeben wissen, die Sehnsucht nach dem Tode?"

Als der Friede in Deutschland wieder hergestellt war, kehrte sie zurück. Die Gesundheit ihres Sohnes schien sich befestigt zu haben. Weder Mühe noch Geld

sparend, brachte sie das kleine, in Verfall gerathene Gut, das ihrem Kinde aus der Erbschaft seines Großvaters zugefallen war, wieder in einen guten Stand, kaufte andere Ländereien dazu und schuf ein stattliches Besitzthum. Da ihr Sohn einmal den Namen eines Freiherrn von Erbach-Waldbühl trug, wollte sie ihm auch in seiner fränkischen Heimath durch Landbesitz eine äußerlich ehrenvolle und hervorragende Stellung sichern. „Welch' einen Sinn hat der Adel", schrieb sie, „wenn nicht ein bedeutender Grundbesitz ihm die Mittel gewährt, die Vorrechte, die er beansprucht, würdig und ohne die Armen zu bedrücken, dem Volke wie dem Fürsten gegenüber zu behaupten und die Pflichten für das Gemeinwohl, die mit seiner Stellung verbunden sind, zu erfüllen?" Die Zeit hatte indeß die Abneigung der adeligen Verwandtschaft gegen die „bürgerlich Geborene" nicht geschwächt: ob man die rechtmäßige Herkunft ihres Sohnes nicht bestreiten könne? ob der verstorbene Freiherr in rechter Ehe mit ihr gelebt? Fragen, die der thörichte Dünkel adeliger Narren und Närrinnen aufwarf, nicht in der Absicht, etwas dadurch zu erreichen, sondern nur, um die Getroffene zu kränken. Damals war es der junge Reichsgraf Paul, in der Abwesenheit seines Vaters auf den böhmischen Gütern das anerkannte Haupt der weitverzweigten Familie, gewesen, der diesem Treiben ein Ende gemacht, indem er die Freifrau als seine „Cousine" behandelte, sie

auf seinem Schlosse empfing, ihren Besuch erwiederte und in allen Angelegenheiten für sie eintrat. Darüber mußten die Schmähungen der Andern verstummen, und das gute Recht Friederikens wurde nie mehr öffentlich angefochten. Ihr Sohn starb plötzlich an einem Blutsturz, gerade als Paul sich zu seiner ersten größern Reise anschickte. Er verschob sie um mehrere Wochen, die er auf Friederikens Gut zubrachte, sie in ihrem Schmerz zu trösten. Eine so zarte Rücksicht, daß sie ihm die dankbare Frau niemals vergaß. Den Meinungen der Aerzte zum Trotz überlebte sie ihren Sohn noch um zehn Jahre, hinsiechend in körperlichen Schmerzen, aber freien Geistes, den Blick immer ins Weite und Ideale gerichtet. „Was bleibt mir“, schrieb sie, „was bleibt einer kranken, reichen Frau übrig, als der Müßiggang der Gedanken? Wie oft, wenn ich von meinem Fenster aus die Menschen zu ihren Arbeiten und Beschäftigungen eilen sehe, beneide ich die Armen, die all' ihr Denken und Trachten an das Nützliche und Erreichbare, an des Lebens Nothdurft, setzen müssen, deren Dasein mit ihrer Arbeit zusammenfällt! Ich komme mir in ihrem Anblick so unnütz und überflüssig vor und fange an, mich zu schämen. Steh' ich aber in der Nacht an demselben Fenster, und über mir in unvergleichlicher Pracht glühen Sterne an Sterne auf, und mein Gedanke, unbeschwert von der Sorge um das Gemeine, nicht gefesselt von der Rücksicht auf

Mann oder Kind, schwingt sich in voller Klarheit von einem Gestirn zum andern, sie mit wunderbaren Geschöpfen bevölkernd und den Weg durch die Unendlichkeit suchend, den die Seele einst, aus den Banden des Körpers befreit, wandeln wird, wie preise ich da mein Loos! Mir ist es gegeben, das Schöne und Erhabene zu denken, in bescheidener Enge und Stille das Gute zu fördern und zugleich, über das kleinliche Gewühl des Tages erhoben, den Fortschritt des Lichts und der Aufklärung zu gewahren. Die im bewegten Leben stehen, werden nur allzuleicht von dem vorüberfliehenden Reigentanz der Erscheinungen ergriffen und verlieren sich in seinen bacchantischen Taumel; zurückgezogen von diesem Treiben, übersehe ich es und glaube sowohl die geheime Kraft, die ihm den Anstoß giebt, wie das Ziel zu erkennen, dem es zustrebt. Ist es ein Schmerz, in einer Zeit, wo die Mehrzahl an dem Tempel der Freiheit und der Vernunft baut, unthätig die Hände in den Schoß legen zu müssen, so gewährt es mir doch Beruhigung und Genugthuung, besser als so viele der Arbeiter die hohe Schönheit und den Glanz dieses Tempels im Geiste zu sehen!"

Wie fremdartig auch manche dieser Aussprüche die katholische Frömmigkeit Renata's berühren mochten, der Eindruck des Ganzen auf sie war ein unauslöschlicher. Die Geduld, mit der die edle Frau, ohne je zu schwanken oder in der Erfüllung ihrer Pflicht auch nur ein Kleines

nachzulassen, das Unglück ihrer Ehe ertragen, hatte einen heldenhaften Zug. Ueber das Grab hinaus hatte sie dem Manne, der ihren Werth so gar nicht zu würdigen verstanden, nachgiebige Liebe und dauernde Treue bewahrt. Wie liebearm und unweiblich erschien sich daneben Renata, daß sie um des Glaubens und der Meinungen willen mit Paul gehadert! Ihre Briefe spiegelten den empfangenen Eindruck wieder, schade nur, daß ihm das Lagerleben und die unglückliche Wendung, die der Krieg genommen, nicht gestatteten, auf diese Betrachtungen einzugehen. Jetzt aber, wo das Jahr sich seinem Ende zuneigte, und die feindlichen Heere die Winterquartiere aufgesucht hatten, durfte Renata hoffen, ihn wenigstens für einige Monate am häuslichen Herde festzuhalten und ihm ihr ganzes Herz auszuschütten.

Der milde Mittagssonnenschein des Novembertages hatte sie in den Garten des Schönbrunner Schlosses hinübergelockt. Als sie im Hofe die einfache Kutsche bemerkte, welche die Kaiserin bei ihren Spazierfahrten von der Burg nach dem Schlosse zu benutzen pflegte, wäre sie beinahe wieder umgekehrt: aber die hohen, jetzt gelb und roth gefärbten, halb entblätterten Rüsterwände, welche das Blumenparterre vor dem Schlosse einfassen, die einsamen, sonnenbeschienenen Kieswege, auf dem Hügel weiß schimmernd die luftige, säulengetragene Gloriette, übten eine unwiderstehliche An-

ziehungskraft auf Renata. Ihr war, als müsse dem Garten mit seinen kahl gewordenen Bäumen, mit dem raschelnden Laub, den versiegten Springbrunnen in dieser Herbstbeleuchtung gerade so traumhaft zu Muthe sein, wie ihr. Wenn die Natur empfinden könnte, müßte sie in dieser Frist von derselben Sehnsucht erfüllt sein, die in ihrem Herzen überschwoll. Darüber vergaß sie, was sie noch eben fast zur Umkehr bewogen hatte: die Anwesenheit der Kaiserin. Den Kopf ein wenig vorn übergeneigt, schritt sie an der Rüsterwand und den Statuen in ihren Nischen dahin, zur Gloriette hinauf. Stimmen, die aus einem Seitengang zu ihr tönten, ließen sie einen Augenblick still stehen. Da, wo der Nebenpfad in den Hauptgang mündete, gewahrte sie einen Diener in der kaiserlichen Livrei, der jede Störung von seiner Gebieterin, wie es schien, fernhalten sollte. Eilig suchte sich die Gräfin zu entfernen, schon aber hatte die Kaiserin, die bei ihrem Lustwandel in die breite Allee eingebogen war, sie erkannt.

„Bleib' Sie, Frau Gräfin! warum flieht Sie uns?“

Renata war bei Seite getreten und machte die vorgeschriebenen, ceremoniösen Verneigungen.

Maria Theresia hatte ihre gute Stunde, oder war es nur der Sonnenschein, der ihr alterndes runzelvolles Gesicht überflog? Eine stattliche Frau im grauen mit schwarzen Spitzen besetzten Seidenkleid, in ernster

Haltung und schwerfälligen Bewegungen, die nichts von der Anmuth und Leichtigkeit ihrer Jugend mehr verriethen.

Sie reichte der Gräfin die Hand zum Kusse und fuhr fort: „Ich hab' Ihr gute Nachrichten mitzutheilen. Der Josef kömmt nächster Tage nach Wien, und Ihr Mann ist heil und gesund. Er hat sich sehr brav in allen Gefechten gehalten, und der Kaiser ist seines Lobes voll. Das freut mich um seinet= und Ihretwillen. Sie hat eine gar vortreffliche Mutter gehabt, die bis an ihr Lebensende meine gute Freundin gewesen. Gott möge ihr eine fröhliche Auferstehung bescheeren! Da hat Sie mich eigentlich gedauert, daß Sie diesen Freigeist geheirathet hat. Aber er ist ein tapferer Mann und ein kluger Politicus. Der Josef wird ihn besser gebrauchen können als ich. Ja, ja, wir armen Frauen! Sie hat Ihre liebe Noth mit Ihrem Mann — und ich . . ." Nun vollendete sie ihren Gedanken doch nur im Herzen und sagte: „Will Sie mich ein Stücklein begleiten? Wie gefällt Ihr denn Ihr Haus?"

Renata lobte die Lage und Behaglichkeit ihrer Wohnung. „Wie sollt' ich mich nicht wohl in ihr fühlen", schloß sie, „da ich hier unter den Augen meiner Kaiserin wohne und mich täglich während des Sommers an ihrem Anblick erfreuen durfte?"

„Sie ist eine Schmeichlerin, Frau Gräfin, wir wissen das! Ach, es war eine böse Zeit! Wir beide

haben genugsam ausgestanden, ich um den Sohn, Sie um den Mann. Mir war es oft, als sollte ich zum zweiten Mal Witwe werden. Mit dem Schmerz ist nicht zu spaßen. Aber jetzt muß die Sache zu Ende gebracht werden. Einen neuen Feldzug dulde ich nicht mehr. Was kömmt bei dem ewigen Kriegführen heraus? Nichts als Blut und Thränen! Ich wollte lieber in der tiefsten Einsamkeit, in den Bergen Tyrol's meine Tage beschließen, als länger noch von diesen grausamen Geschichten hören!"

„Ihre Völker werden die Anstrengungen Ihrer Majestät für den Frieden segnen."

„Gott geb's. Die Welt nennt mich eine große Fürstin, aber Sie hat gesehen, daß ich wie das ärmste Weib gelitten habe. Nach Leid kommt Freud'. Wir wollen wünschen, daß sich das Sprüchwort bewährt. Bei meinem Alter muß man's mit jeder Stunde und jedem Sonnenblick genau nehmen."

„Die blühende Gesundheit Ihrer Majestät —"

„Red' Sie doch davon nicht! Wie blühend sah der selige Kaiser Franz aus! Ganz Leben, Fülle und Wohlsein! Und eine Stunde nachher legten sie ihn als Leiche auf das Bett. Welch' ein Anblick! Aber ich will mir den schönen Tag nicht mit solchen Erinnerungen verderben. Wir gehen alle nur vorüber und bleiben nicht, Kaiser so wenig als Bettler. Weiß

Sie denn, daß Ihre Cousine, die Corona Thurm, vor drei Tagen in Wien angekommen ist?"

„Corona Thurm?"

„Ja, ja! Mit ihrem Adoptivvater, dem italienischen Marchese. Sie soll viel besser singen als die Cavalieri bei der Opera. Nun, wir werden sie hören, wenn nicht früher, doch beim Friedens-Tedeum. Gott befohlen, meine liebe Gräfin, da bin ich am Schlosse!"

Renata war allein im Garten. Sie blickte der Kaiserin nach, wie sie langsam die Treppenstufen zu ihren Gemächern hinaufstieg und hinter der großen Glasthür im ersten Gestock entschwand. Aber ihre Gedanken weilten nicht dort, wohin ihre Augen gerichtet waren. Corona in Wien, in ihrer Nähe! Dies allein von Allem, was die Fürstin gesagt, beschäftigte ihr Gemüth. Sie hatte sich von dem Schlosse ab nach den inneren Gängen des Gartens gewandt und ruhte auf einer Bank aus. Trotz des Sonnenscheins überschlich sie ein Frösteln. Sie fürchtete sich vor dem Wiedersehen Corona's. Nur einmal hatte Paul im Gespräch mit ihr des abenteuerlichen Mädchens, ihrer Flucht aus dem Hause ihrer Großmutter und ihres Aufenthaltes auf der Tannburg gedacht. Heute schien es ihr, als wäre er damals absichtlich schneller über diese Dinge hinweggegangen und hätte in ihrer Gegenwart nur mit einem gewissen Unbehagen das Gedächtniß daran erneuert. War sie jetzt eifersüchtiger, als

vor einem Jahre? Warum legte sie einem Schweigen, das sich so natürlich durch die Rücksicht auf das junge Mädchen erklären ließ, andere Gründe unter? Wie geringe Fortschritte hatte sie doch in Friederikens Philosophie gemacht! Und indem sie dies dachte, fragte sie sich doch, mit welchem Gesicht sich Paul und Corona gegenübertreten würden, ob ihr Gesang wieder seine zauberische Wirkung auf ihn ausüben würde? Jene Wirkung, von der sie mit stillem Neid in Trianon ach! nur zu viel gehört! Du bist schlecht, sagte sie sich dann mit edler Aufwallung, Du verklagst den Gatten und die Jugendfreundin schon im Voraus; Empfindungen, die nur in Dir sind, schiebst Du ihnen zu und verdächtigst eine unschuldsvolle Freundschaft. Statt den Riß zu heilen, den Du mit verschuldet hast, willst Du ihn mit Deinem Argwohn, Deinem Neid erweitern? Wäre Corona zur Stelle gewesen, sie wäre ihr um den Hals gefallen, und unter Thränen und Küssen hätten sie sich aufs Neue, diesmal vielleicht mit besserm Erfolge, unverbrüchliche Freundschaft gelobt.

Aber nicht die schlanke Gestalt der Freundin kam den Bergabhang von der Gloriette herab, nur zwei schwarz gekleidete Männer, der eine im Rock eines Weltgeistlichen, beide in ihre Unterhaltung vertieft, näherten sich der Bank, auf der Renata saß. Das Rollen des kaiserlichen Wagens, der davon fuhr, das laute Commandowort des wachthabenden Officiers, der

im Hofe seine Mannschaft antreten ließ, hatten Renata aufgeschreckt. Sie erhob den Kopf, und der Weltgeistliche, sie gewahrend, grüßte und trat mit ehrerbietiger und freudiger Verwunderung, die einem schärfer Blickenden durch ihr Uebermaß eine leise Verlegenheit verrathen hätte, einen Schritt näher.

„Pater Rothhahn!“ nickte die Gräfin.

„Er selbst, Ihro Gnaden Diener! Ich hätt' es mir nicht träumen lassen, in dem herbstlich entblätterten Garten die gnädige Frau Gräfin zu finden! Und so blühend und gesund, daß Ihr Aussehen die absterbende Natur mit dem Frühlingsglanz seiner Frische beschämt.“ Darüber war er seiner Bestürzung Meister geworden und sprach in seinem gewohnten ruhigen Ton weiter: „Ich brauche nicht zu sagen, daß ich erst seit wenigen Tagen in der Stadt bin; der dringendsten Geschäfte wegen, mußte ich es noch aufschieben, der Frau Gräfin Grüße von Ihrem Herrn Gemahl und meine ehrfurchtsvolle Huldigung darzubringen.“

„Ich kenne Ihren Eifer und Ihre Freundschaft für mich, hochwürdiger Herr. Wie geht es dem Grafen?“

„Wohlauf, was seine Gesundheit anbetrifft, aber ein wenig niedergeschlagen im Gemüth. Der Feldzug hat den Erwartungen kaiserlicher Majestät nicht entsprochen. Ich sah den Herrn Grafen zuletzt in Prag. Er wollte auf kurze Zeit die Tannburg besuchen, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, welchen Schaden seine

Besitzungen durch die Märsche der Truppen erlitten, und dann zu den Füßen der gnädigen Frau eilen."

„Ich denke doch, hochwürdiger Herr, Sie gehen meinem Hause nicht vorüber, sondern treten mit mir ein. Ihr Begleiter ist ungeduldig geworden . . ."

„Will die Frau Gräfin gestatten, daß ich ihr den jungen Mann vorstelle? Signore, die erlauchte Frau Reichsgräfin zu Erbach hat Sie bemerkt . . . Signor Antonio Rossi, der demnächst als erster Tenor in unserer Oper sich zeigen wird. Darf ich ihn im Voraus des Schutzes Ew. Gnaden empfehlen? Er war mir ein lieber Gefährte während meines Exils in der böhmischen Grenzstadt und kommt aus Paris."

Der schwermüthige Zug in Antonio's gelblich blassem Gesicht erweckte im ersten Blick die Theilnahme der Gräfin. Daß eine flüchtige Röthe auf seinen Wangen erschienen war, und seine dunklen Augen geblitzt hatten, als der Pater ihren Namen genannt, hatte sie übersehen. Ihr war er fremd, ein Künstler, der den Schutz einer hochstehenden Dame brauchte und verlegen nach Worten suchte, denselben zu erbitten. Welch' verhängnißvolle Rolle er im Leben Corona's gespielt, wußte sie nicht. Unbefangen sagte sie darum: „Signor, möge Ihnen Wien gefallen. Mein Gemahl wird Sie gern in seinem Hause sehen, er ist ein großer Freund und Kenner der Musik. Von mir können Sie nur ein offenes Ohr und ein leicht gerührtes Herz erwarten."

„Wenn die gnädige Frau Gräfin mir nicht mit Voreingenommenheit begegnet . . .“ Dies Zusammentreffen war zu überraschend, und er zu wenig vorbereitet, vor der Gemahlin des Mannes zu stehen, — wie brannte die alte Wunde bei der Erinnerung! Demüthig, ein Bittender vor der Gräfin Erbach stehen zu müssen!

„Voreingenommen?“ fragte erstaunt Renata.

Der Pater kam mit großer Gewandtheit Antonio zu Hülfe. Während er ihm von unten auf einen schnellen und funkelnden Blick zuwarf — ein „Fasse Dich!“ ohne Worte — entgegnete er der Gräfin: „Mein armer Freund ist aus Paris ein wenig kopfscheu zurückgekehrt. Die Frau Gräfin entschuldige ihn. Er ist ein Sohn Venedig's, ein Schüler Porpora's, muß ich es sagen, ein Bewunderer Piccini's! In Paris hat er die Königin von Frankreich und ihre Damen so hingerissen von der Musik des Ritters Gluck gefunden, daß er den Muth verloren hat, mit seinen italienischen Arien ferner sein Glück zu machen. Er sieht in jeder Oesterreicherin eine Verehrerin Gluck's und eine Feindin der italienischen Musik. Die Musen wandern. Das ist eine Wahrheit, welche am heftigsten von denen bestritten wird, deren Haus sie so eben den Rücken gekehrt haben.“

Die Gräfin lachte. „Ich bin bei diesem Streite unparteiisch, Signore! Und nur zu empfänglich für

den Zauber italienischer Kunst. Ich habe in Venedig die Barkenführer so eigenthümlich singen hören, so kunstlos und doch so herzergreifend. Oft konnt' ich mich der Thränen nicht erwehren, eine so tiefe Wehmuth hauchte mich aus diesen Klängen an und zitterte in mir nach."

Welch' ein Herz! Das mochte die bewundernde Geberde Antonio's sagen. „Ich will wieder Muth fassen, gnädige Frau Gräfin", sprach er mit einer leidenschaftlichen Hast, die übrigens gut zu seinem wunderlichen Wesen stimmte, „Muth, daß auch für mich der Lorbeer noch grünt! Ihre Huld sei der Stern, der mich geleitet!" Er verneigte sich schnell und entfernte sich fliegenden Schrittes nach einem andern Theile des Gartens.

Bis zu dem Hause jenseits der Brücke hatte Rothhahn Muße, eine schickliche Ausflucht für Antonio's Benehmen zu ersinnen. Denn schweigend legte die Gräfin den Weg zurück. Offenbar hatte die Begegnung mit dem Sänger sie auch wider ihn verstimmt. Es lag nicht in Rothhahn's Weise, Lügen zu erfinden, wo er, ohne sich zu weit hervorzuwagen, mit einem Theil der Wahrheit seine Sache führen konnte.

„Glaube mir die gnädige Gräfin nur", sagte er, „daß mir dies Zusammentreffen die peinlichsten Minuten bereitet hat! Wie gern hätte ich die Vorstellung vermieden! Aber der Wunsch der Frau Gräfin! Den

jungen Mann verfolgt ein merkwürdiges Schicksal. Er war der Singmeister der jungen Gräfin von Thurm und hatte, wenn ich recht berichtet bin, zugleich eine gute Anstellung bei der Opera in Dresden. Im Frühling des vergangenen Jahres erhält er glänzende Anerbietungen von den Freunden und Gönnern Piccini's in Paris. Man lädt ihn ein, dorthin zu kommen und seine Stellung in Dresden aufzugeben. Der Marchese Val' Ombrone schreibt ihm in einem Brief: er habe einen Phönix von Sängerin gefunden, mit der vereint werde Antonio die Pariser und den Hof entzücken. Arglos, hoffnungsvoll kömmt der Unglückliche an. Wie wird er enttäuscht, die Sängerin ist seine frühere Schülerin, die Gräfin Thurm! An ein Auftreten der Gräfin Corona auf der Bühne mit ihm ist nicht zu denken, überdies hat die Partei Gluck's in Versailles das Uebergewicht gewonnen. Ich kann nicht beurtheilen, wie weit die Kunst Antonio's reicht, ob, wie er behauptet, feindselige Ränke gegen ihn gespielt worden sind — bei seinem ersten Auftreten wird er ausgezischt. Er fällt in eine schwere Krankheit. Nach seiner Genesung macht er einen zweiten Versuch, er findet unbestochene, aber kalte Richter. Man nennt ihn einen trefflich geschulten und reich begabten Sänger, allein man vermißt Feuer und Erhabenheit. Gekränkt und mißmuthig hat er Paris verlassen und ist hierhergekommen, ein besseres Glück zu suchen."

Ohne ihn zu unterbrechen, hatte ihm Renata zugehört, sie bemerkte jetzt nur, daß Corona Thurm in der That ein Unstern für den Sänger zu sein scheine, wie in Paris, träfe er sie jetzt auch in Wien auf seinem Wege.

Damit ließ sie das Gespräch fallen und kam auch im Laufe des Tages, den der Pater in dem weißen Schlößchen zubrachte, mit keinem Worte wieder auf Antonio Rossi und seine Abenteuer zurück. Hatte doch Rothhahn genug von dem Grafen, dem Kaiser und dem Kriege zu erzählen. In Prag war er beinahe im Mittelpunkt des Ganzen gewesen und hatte die Schrecken und die Verwirrung, welche die Hin- und Hermärsche der Truppen in der Bevölkerung erweckt, in unmittelbarster Nähe erlebt. Von der Verwüstung des Landes und dem Elend der Bauern entwarf er traurige Schilderungen. Den Kaiser hatte er nach seiner Rückkehr aus dem Feldlager in Prag gesprochen. Vorsichtig deutete er an, daß ihm die Ehre einer längeren Unterredung zu Theil geworden. Der Anblick des Krieges, der Verwundeten und Kranken, der geplünderten und verbrannten Dörfer habe auf das menschenfreundliche Gemüth des Kaisers den tiefsten Eindruck gemacht. Es sei nicht anzunehmen, daß er jemals wieder ohne die äußerste Noth den Degen ziehen würde. Das Mißlingen seiner groß und kühn angelegten politischen Pläne habe ihn verbittert, und er gefalle sich darin,

dem Preußenkönige nachahmend, sein Mißtrauen und seine Verachtung gegen die Menschen schroff hervorzukehren. Von den alten Räthen der Kaiserin hielte er sich, wenn nicht im schlimmsten Sinne für verrathen, doch für schlecht bedient, aus Unkenntniß, Trägheit oder bösem Willen. Nur der Freundschaft — und der Pater betonte mit einer leichten Handbewegung nach Renata hin dies Wort in jener eigenthümlichen Weise, die dem verständnißvollen Hörer eine Fülle geheimer Beziehungen erschloß — nur der Freundschaft und klugem Zuspruch werde sich das Herz des Kaisers öffnen und durch sie seine verdrossene Stimmung sich umwandeln lassen. Er beendigte seine Erzählungen mit der Bemerkung, daß die Thatkraft und der Drang des Kaisers, Neues und Rühmliches zu schaffen, sich um so rücksichtsloser auf die innern Einrichtungen seiner Länder richten würden, je weniger es ihnen vergönnt gewesen, sich nach außen kämpfend und erobernd zu entfalten. Hier sei der Punkt, wo alle Freunde Oesterreich's mit Hand und Rath dem Kaiser fördersam zur Seite stehen müßten, hier werde vor Allem der Graf Erbach seine Erfahrung und Tüchtigkeit erproben können.

Kurz, ehe sich Rothhahn, nachdem er noch ein „Schälchen Kaffee" genommen — ein Getränk, das sich immer fester bei allen Volksklassen einbürgerte und trotz des Widerspruchs der Aerzte und Juristen allmälig zur unentbehrlichsten Nahrung wurde — entfernen

wollte, brachte ein Heiduck der Gräfin einen Brief des Fürsten Lobkowitz, in der höflichsten Form eine Bitte: die Frau Gräfin, seine theure Nichte, möge es über sich gewinnen, ihm an einem der nächsten Tage die Ehre ihres Besuches zu schenken, ihn fessele das leidige Podagra an seinen Sorgenstuhl, bei der allgemeinen Friedensstimmung dränge es auch ihn, seinen Frieden mit ihrem Gemahl endgültig zu schließen, sie werde es nicht weigern, die Taube mit dem Oelblatt zu sein. Der Pater, dem Renata den Inhalt des Briefes mittheilte, zeigte sich nicht davon überrascht. Bei dem Alter und der Krankheit des Fürsten sei das Verlangen nach einer Aussöhnung mit seinen Verwandten natürlich. Die große Strömung der Zeit thue dann das Uebrige. Man wolle nicht abseits von den Andern stehen und in der freudigen Erregung Aller seiner besondern Freude genießen.

Er empfahl sich, als sich die Gräfin zur Beantwortung des Briefes anschickte und bat, die Thür schon in der Hand, wie einer, der etwas vergessen hat, um die Erlaubniß, sein Beichtkind Hedwig — das sei sie nun doch einmal trotz ihres Lutherthums — begrüßen zu dürfen. Das Mädchen war nach dem Eintritt des Paters in das Haus gar nicht mehr zum Vorschein gekommen. Zu lange aber hatte er sie beobachtet, um nicht zu wissen, wo er sie finden würde. Geraden Wegs schritt er durch den Garten dem Hügel zu, den das chinesische

Häuschen krönte. Dort oben, auf dem einsamen Platz, wo eine weite Rundschau sich bot, Himmel und Erde zugleich dem Blicke offen lagen, und Niemand ihre Gedanken störte, stand sie. Herbstnebel zogen über Stadt und Land. Schon fing die Dämmerung an, sich in Dunkel zu verwandeln.

„Erwartest Du den Aufgang Deines Sternes?" fragte er, ihre Hand ergreifend.

„Er wird mir nie wieder aufgehen", entgegnete sie. „Seit ich Sie nicht gesehen, hochwürdiger Herr, ist mir die Sträflichkeit meiner thörichten Gedanken so recht klar geworden. Es ist doch wohl Alles nur mein Hochmuth und nicht Gottes Wille und Eingebung gewesen."

„Welcher Sünde hättest Du Dich denn schuldig gemacht, mein Kind? Was wäre verzeihlicher, als daß Du Dich gern einmal wieder dem Kaiser nahen möchtest? Welche Undankbarkeit Deinerseits, wenn Du seiner Gnade vergessen wolltest!"

„Ich seiner vergessen?" rief sie aus.

„Halte Dich brav und sittsam, wie bisher", unterbrach er sie, jeden Ausbruch ihrer Leidenschaft abschneidend, „damit Du Gott wohlgefällig werdest. Zur rechten Stunde und am rechten Ort wird er Dir seinen Rathschluß schon enthüllen. Nicht ungeduldig werden! Hast Du Nachricht von Deinem — von Fritz Buchholz?"

„Er hat mir nicht geschrieben."

„Scheint es doch, als habe Gott Deines Herzens Ausspruch gebilligt und durch diesen Krieg eine Schranke zwischen euch aufgerichtet. Und Zdenko?"

„Er ist verschollen. Sie wollen ihn zuletzt, als Mrakotin an der Gartenmauer des Schlosses begraben wurde, gesehen haben."

„Ich dachte, er wäre Dir hierher gefolgt. Wohl Dir und dem Grafen, wenn euch der Tod von diesem Wahnsinnigen befreit hätte. Da erkenne die Folgen blindwüthiger Leidenschaft. Aber Gottes Wind weht die Einen auseinander und treibt die Andern zusammen. Erinnerst Du Dich noch des alten Herrn, der mit Dir auf der Dubnitzer Straße von dem Kaiser redete? Er ist in Wien und würde Dich gern wieder sehen."

„Der Fürst Lobkowitz? Wie Sie meiner spotten!"

„Der Fürst . . . Sieh, sieh! Woher weißt Du denn seinen Namen?"

„Ich habe einmal mit meiner Frau Gräfin von der Begegnung gesprochen, und da hat ein Wort das andere gegeben."

Die Falte des Verdrusses, die sich in Rothhahn's Gesicht gezeigt, hatte sich wieder geglättet.

„Um so besser, wenn die Gräfin darum weiß. Sie wird in den nächsten Tagen ihrem Oheim aufwarten. Es wird nicht unschicklich sein, daß Du sie begleitest. Die Schicksale und Wunder Deines Lebens

sind noch nicht zu Ende. Warum senkst Du den Kopf? Niemand weiß, ob Gott ihn erwählt oder verworfen hat: immer in Bereitschaft sein, der Stimme aus der Höhe zu folgen: das allein ist unsere Pflicht."

Zweites Capitel.

„Ja, ja! Der Pater wird Recht behalten, und ein schlimmer Sturm über Oesterreich dahinbrausen. Ueber Adel und Kirche!"

Eine Weile war in dem geräumigen halbdunklen Zimmer Alles still. Die Füße sorglich in Decken eingewickelt, saß der Fürst in dem weichgepolsterten Armstuhl. Sein Leiden mochte ihn nicht weniger peinigen als seine Gedanken. Er sah grämlicher und hinfälliger aus, als es Rothhahn gefürchtet.

„Was hilft die Kraft hier oben", und er legte die Hand an die Stirn, „wenn die Beine uns nicht mehr weiter tragen wollen? Wie verdrießlich ist doch die Welt!"

„Fürstliche Durchlaucht werden sich an einem anderen Tage freier fühlen", begütigte Rothhahn, der, die Hand auf das Marmorgesimse des Camins gestützt, seine Aufmerksamkeit zwischen dem lodernden Feuer und dem Kranken theilte, „wir sollten von angenehmeren Dingen reden."

„Wovon? Meine jours de fête sind vorüber! Zum Kartenspielen habe ich keine Lust und über den Tod erbauliche Betrachtungen anzustellen, ist mir noch zu früh, bei alledem zu früh! Die Politik ist die einzige Dame, die es bei einem alten Manne aushält. Madame la politique und eine Partie Piquet . . Das ist nun mein Leben! O über diese abscheuliche Krankheit!"

„Wie oft haben große Männer von ihrem Krankenbette aus die Welt gelenkt! Torstenson hat in seiner Sänfte liegend Schlachten geschlagen, und Richelieu" ...

„Ach, Vater, das sind alte Geschichten, die mir nicht aufhelfen. Und Sie selbst wollen damit nur die Pille verzuckern, die ich hinunterschlucken soll."

„Mein Fürst, welche Dreistigkeit trauen Sie mir zu! Ich bin ein schlichter Gelehrter und galt, so lange mein Orden bestand, in Allem, was die kämpfende Kirche und die Mittel, ihre Macht auszudehnen, betraf, nur für ein mäßiges Ingenium und eine zaghafte Hand. Nachher bin ich durch wunderbare Fügungen, nicht durch mein Verdienst oder meine Absicht, in Verhältnisse gekommen, die, wie drücke ich es nur aus? die Peripherie des Staates streiften. Ich sehe einen Monarchen in der Blüthe seines Mannesalters, von neuem Geiste erfüllt, das Steuerruder ergreifen, ich ahne, daß er das Fahrzeug gutwillig oder gewaltsam in eine neue Richtung führen wird. Um

meinen Rath befragt, wie nichtig und unklug er auch sein mag, rieth ich, diese Hitze zu mäßigen und, indem man den Anschauungen Cäsar's entgegenkäme, Einfluß auf seinen Geist und noch mehr auf sein Gemüth zu gewinnen."

„Und so ohne Kampf die Hälfte unserer Rechte preiszugeben?" warf der Fürst ärgerlich ein.

„Um die Mannschaft zu retten, wirft man von dem gefährdeten Schiffe die Ladung ins Meer. Erlaube mir der Herr Fürst noch wenige Worte. Der Zufall bringt mich mit dem Kaiser, mit dem Grafen Erbach, einem Manne von großen Gaben und vieler Entschlossenheit, zusammen. Sie würdigen mich ihres Vertrauens, ich suche ihnen — wie so viele meiner Brüder würden es besser vermocht haben! — zu beweisen, daß nicht alle Geistliche den Haß und die Unduldsamkeit lehrten, nicht alle auf Widerspruch gegen billige Ansprüche des Staates dächten: ich werfe ein winziges Samenkorn wahrer Erkenntniß von unserer heiligen Kirche aus. Und was geschieht? Man thut das Mögliche, mich Lügen zu strafen. Die thörichtsten Dinge und Erfindungen ersinnt man, um den Grafen bei dem Kaiser zu verläumden und beide zu entzweien. Das Entgegengesetzte geschieht, wie es bei dem Charakter beider Männer unschwer vorauszusehen war. Die Abneigung, die der Kaiser als ein Fürst, als ein Philosoph in diesem Jahrhundert der Aufklärung gegen die Kirche

hegt, hat man durch persönliche Kränkungen verbittert. Und jetzt, wo wir vor einem Aeußersten stehen, gelte ich diesen Fanatikern als der Verräther, der Abtrünnige, ein Judas Ischariot!"

„Sie sind empfindlich, Pater Rothhahn! Sie sollten es mir gegenüber nicht sein. Ich weiß eine vermittelnde Stellung zu begreifen und zu schätzen. Aber Sie dürfen auch nicht vergessen, daß Keiner ein langbewahrtes, rechtmäßiges Besitzthum gern aufgeben will. Die Noth der Dinge ist ein vieldeutiges Wort. Uns hat sie nicht so mächtig eingeleuchtet, wie Ihnen."

Der Pater verschmerzte den Nadelstich und sagte nun wieder ganz ruhig: „Meiner Wissenschaft kann es gleichgültig sein, ob der Kaiser oder die Kirche in diesem Kampfe siegt, meinem Herzen wäre es erwünscht, wenn er durch die Nachgiebigkeit der einen und die Mäßigung des andern vermieden würde. Das wagte ich schon vor einem Jahre fürstlicher Durchlaucht im Schloß des Grafen Thurm zu sagen, daß alle Gedanken eines offenen Widerstandes gegen die Maßregeln, die der Kaiser ernstlich durchführen wollte, zunächst aussichtslos seien. Der Geist des Jahrhunderts und die Stimmung der Menschen ist mit ihm. Längst hat die fürstliche Gewalt den Vorrang über Adel und Geistlichkeit in der Meinung der Gebildeten gewonnen."

„Der Gebildeten! Sie reden wie die Herren Philosophen in Paris! Gott sei Dank, daß der ärgste

Schreier, dieser Monsieur de Voltaire, endlich doch ins Gras hat beißen müssen. Uebrigens ein so witziger Kopf, voll so schnackischer Geschichten.“ Er zog die Decke etwas höher hinauf. „Gebildet! Bei den Völkern, die in Oesterreich wohnen, hat dies Wort weder Sinn, noch Werth. Blindlings folgt die Menge dem Pfaffen und dem Herrn.“

„Folgt blindlings und erwartet doch im Stillen den Cäsar, der ihr Joch erleichtert. Und auf der anderen Seite, ist denn der Adel einig? Haben fürstliche Durchlaucht eine ehrfurchtsvolle Protestation der böhmischen Herrn gegen beabsichtigte Neuerungen im Königreich durchsetzen können?“

„Dem Himmel sei's geklagt, nein! Diese Froschköpfe bekümmern sich nicht um den Lauf der Welt. Wenn die Herren Ungarn und Belgier nicht muthiger sind“ . . .

„Zuerst, wenn der Kaiser den Thron bestiegen hat, wird sein Glanz allgewaltig wie derjenige der aufgehenden Sonne sein. Er wird alle blenden, verwirren und betäuben. Die Majestät seines Namens, seiner Erscheinung, wird selbst den Willen der Empörung bändigen. Wohl wird die Unzufriedenheit, der Widerspruch sich später erheben, aber was dem ersten Ansturm des cäsarischen Gewitters erlegen ist, das richtet sich nicht wieder auf. Niemand kann seine Unnützlichkeit in diesen Geschäften tiefer fühlen, als ich,

da mich aber der Herr Fürst einer solchen Zwiesprache für werth halten, äußere ich unumwunden meine Meinung; den ersten Stoß zu mäßigen, das ist die Hauptsache. Wie leidig ist der Trost, daß der Wolf doch vielleicht zuletzt in die Grube fällt, nachdem er hundert Schafe zerrissen! Wenn der Kaiser in der Mitte oder am Ende seiner Bahn unübersteigliche Hindernisse findet, stehen die wieder auf, die er im Anfange niedergeritten? Wird man die Klöster wieder einrichten, die er aufgehoben, den Protestanten die Kirchen nehmen, die er ihnen eingeräumt, Frohnden der Bauern wiederherstellen, die er abgeschafft? Solchen Träumereien sind der Herr Fürst nicht zugänglich."

„Er ist ein diplomatisches Genie, Pater Rothhahn; Alles, was Er sagt, ist klug abgewogen. In der Vergangenheit ist Manches versäumt und verfehlt worden. Die Zukunft — ach, ein Kranker sollte gar nicht von der Zukunft sprechen! Was gedenkt Er nun zu thun?"

„Ich?" fragte Rothhahn mit gutgespielter Verwunderung. „In einiger Zeit werde ich wieder nach Prag in meine geliebte Bibliothek zurückkehren, um sie, dies ist mein Wunsch und meine Hoffnung, nicht mehr zu verlassen. Vespasianus wünschte stehend, ich wünsche unter meinen Büchern zu sterben. Bereichert durch die Anschauung der Wirklichkeit, ziehe ich mich in die stille Zelle zur Betrachtung und Untersuchung der ewigen Naturgesetze zurück."

„Oho, Sie hätten keinen Ehrgeiz?“

„Doch, fürstliche Durchlaucht, den Ehrgeiz, ein großer Gelehrter zu sein. Aber dieser Ruhm ist uns Geistlichen verweigert. Vielleicht beweist nichts mehr den gewaltigen Umschwung der Zeit, als der Umstand, daß die Geistlichkeit, aus deren Mitte einst die großen Naturkundigen Albertus Magnus und Roger Bacon hervorgegangen, jetzt in physischen und chemischen Künsten so unerfahren, wie der Bauer, ist. Die Kirche setzt sich gegen die Natur. Wenn nur die Natur nicht die stärkere bleibt und das Schifflein Petri zuletzt in ihrem unermeßlichen Ocean verschlingt!“

„Sie sind ein schlimmer Ketzer!“

Der Pater hob unmerklich die Schultern, als wollte er sagen: ich hätte Dich für klüger gehalten, bist Du ein solcher Narr, wie die Andern!

Nach einer Pause sprach er fast im scherzenden Ton: „Welch' andern Ehrgeiz sollte ich besitzen? Etwa General eines Ordens zu werden, der aufgehört hat, zu sein, oder der Beichtvater des Kaisers? Ich fürchte, daß in diesem Jahrhundert die Damen uns auch aus dieser letzten Stellung verdrängt haben. Und nun gar bei unserm lebhaften und muntern Cäsar!“

„Ich hatte früher einmal diese Rolle meiner Nichte zugedacht“, richtete sich der Fürst ein wenig auf. „Als

das Gewissen, der gute Genius des Kaisers, welche Dienste hätte sie der Kirche und dem Staate leisten können! Aber das ist nun vorbei!"

„Vorbei?" entgegnete Rothhahn und trat dem Armstuhl des Fürsten näher. „Der Kaiser wird das Haus des Grafen Erbach häufig aufsuchen, man sagt allgemein, daß er die großen Hofgesellschaften nicht liebt, und es vorzieht, im vertrauteren Kreise sich offener hinzugeben und den Reiz einer anziehenden Unterhaltung zu genießen. Jenes Haus wird ihm bieten, was er verlangt. Mit dem Grafen wird er Musik machen oder seiner satyrischen Laune den Zügel schießen lassen. Kömmt dann der Geist des Unmuths über ihn, so wird die Gräfin ihn mit ihrem idealischen Schwunge aus beengenden Schranken emporzuheben wissen. Sie ist eine schöne Schwärmerin, und wenn sie ihn auch nicht mehr liebt, so wird sie es ihm doch nie vergessen, daß es einen Augenblick gab, wo sie sich von ihm geliebt glaubte."

„Und im Hintergrunde steht der Pater Rothhahn, um —" spöttelte der Fürst.

„Im Hintergrunde", sagte der Pater und legte seinen Arm auf die Lehne des Sessels, das Gesicht zum Ohre des Fürsten neigend, mit leiser Stimme, „steht ein junges, blondes Mädchen, eine Dienerin, auf die ich die Aufmerksamkeit fürstlicher Durchlaucht lieber, als auf meine Armseligkeit gerichtet sähe."

„Eine Dienerin? Was soll das? Will der geistliche Herr nicht lieber ernst bleiben?"

„Der Herr Fürst sind zu rasch. Die Sache ist wohl einer ernsthaften Ueberlegung werth. Das Mädchen heißt Hedwig Rechberger."

„Die Rechbergerin? Hm! Eine schmucke Dirne mit sanften Augen! Ist sie in Wien?"

„Fürstliche Durchlaucht werden sie in einer Stunde sehen, sie wird die Frau Gräfin Richte begleiten."

„Er versteht sich ja auf Alles, auf Naturwissenschaft, Politik und Amourschaften! Das Mädchen wär' schon nach meinem Geschmack, aber Er hat das Podagra vergessen. Hätte früher kommen sollen! Wir hatten auch unsere tolle Zeit!"

Rothhahn machte eine ungeduldige Bewegung, er besorgte, daß der Fürst in den Wald seiner verliebten Abenteuer abschweifen würde und sprach halblaut in scharf betonten Sätzen: „Dies Mädchen liebt den Kaiser, schwärmerisch, mit einer ersten Liebe. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch der Kaiser sich ihrer noch erinnert. Ueber ihren Stand hinaus ist sie gebildet und welterfahren, ihr Vater, der Graf, zuletzt noch die Nonnen haben sie in Allem unterrichtet, was etwa unsere Edelfräuleins lernen. Ihre Rede und ihr Betragen erhöhen noch das Wohlgefallen, das ihre Schönheit einflößt. Dennoch" und seine Stimme sank zum Flüstern herab, „wird sie stets nur ein Werkzeug

in der Hand bleiben, die ihre Leitung übernehmen will."

Der Fürst sah auf. „Pater, warum waren Sie nicht statt Lorenzo Ricci's der General des Ordens? Sie würden ihn vor der Bulle Ganganelli's gerettet haben."

„Wir sind nicht Herrn des Zufalls", fuhr Rothhahn eifrig fort. „Es ist möglich, daß der Kaiser ungerührt an dem Mädchen vorübergeht, dann führten wir eben einen ungefährlichen Schlag in die leere Luft: im günstigen Falle aber besitzen wir einen Zugang zu dem Herzen und dem Ohr des Mächtigen. Ich stelle selten das, was die Menschen Glück zu nennen pflegen, in meine Vorausberechnungen, ich suche nur für jedes Wetter gerüstet zu sein."

„Ist das Mädchen nicht eine eifrige Lutheranerin?"

„Gerade so eifrig, um als Geliebte eines Kaisers der katholischen Kirche aus Ueberzeugung dienstbar zu sein."

„Und der Fortgang, die Entwickelung Ihres Plans?"

„Fortgang? Plan? Ich bin mißverstanden worden, mein Fürst. Ich habe keinen Plan entworfen. Hier ist ein junges Mädchen, das sich wie eine phantastische Thörin in einen Kaiser vergafft hat: er steht drüben, er kennt sie. Gott schüttelt die Würfel, nicht wir. Ein freundliches Wort des Herrn Fürsten zu dem armen Dinge in dem bewußten Sinne, ist Alles,

was mir in diesem Augenblick nöthig scheint... Heißt es nicht, Kaiserliche Majestät wolle heute Abend das Theater am Kärnthnerthor besuchen?"

„Der Kaiser will sich nach seiner Rückkehr aus dem Kriege dort dem Volke zeigen. Es wird viel Lärm auf den Gassen geben. Aber was beabsichtigen Sie?"

„Der Wagen des Kaisers fährt an diesem Palaste vorüber, die Dienerschaft wird auf dem Platz neugierig seiner warten, Hedwig unter ihnen — welche Zufälle sind da möglich! Nur müssen wir Enthaltsamkeit üben und das Schicksal allein sein Instrument spielen lassen."

„Das soll geschehen! Er hat mich selbst ganz erwartungsvoll auf diese Nacht gemacht. Seine Parole ist also . . ."

„Sie wird erst von Bedeutung, wenn der Herr Fürst sie zur seinigen macht: Friede und Freundschaft."

„Ich werde sie in der nächsten Stunde bei meinen Damen zur Geltung bringen."

„Nicht gebrochen, erweicht soll der Sinn Cäsar's werden. Haben Fürstliche Gnaden noch einen Auftrag für mich?"

„Nein, Pater! Leben Sie wohl! Ich trenne mich ungern von Ihnen, aber Sie hatten vorher das bessere Theil erwählt, als Sie es ablehnten, bei der ersten Begrüßung der Damen gegenwärtig zu sein. Weiß Er, ich sollte Ihm grollen! Es sind zwei so hübsche Frauenzimmer, die Renata und die Corona, und doch

werde ich keine Augen für sie haben. Ich denke fortwährend an das Zauberkunststücklein, das Er uns aufführen wird. Geh' Er, Herr Hexenmeister! Philadelphia könnte bei Ihm Unterricht nehmen" . . .

„Das Ende abwarten, Herr Fürst! Respice finem! warnt der Lateiner."

War eine Linderung seiner Schmerzen eingetreten, oder hatten Erregung und Erwartung sie überwunden, eine Stunde nach dieser Unterredung stand der Fürst in dem Empfangssaal seines Hauses in gewählter Hoftracht, seiner Verwandten gewärtig, da. Er warf bei der hellen Beleuchtung der Kerzen in Kron- und Armleuchtern einen prüfenden Blick in den Spiegel und war mit sich und dem Werk seines Kammerdieners an ihm zufrieden. Zu den kleinen Schwächen des großen Fürsten Kaunitz gehörte eine fast weibische Putzsucht und Geckenhaftigkeit: ihm entgegen legten seine Widersacher, und an ihrer Spitze stand Adam Lobkowitz, wenn er auch äußerlich seine Abneigung zurückhielt, einen besonderen Nachdruck auf Einfachheit und Würde. Heute indessen war der Fürst diesen Grundsätzen untreu geworden, sein Aussehen hatte ihn erschreckt und widerwillig hatte er zu den Toilettenkünsten seines Kammerdienes seine Zuflucht genommen. Er schalt sich einen alten Narren, der den jungen Stutzer spielen wollte, und fand doch jetzt vor dem Spiegel stehend die Schmeichelei Jean's: um zehn Jahre sähe der Fürst

jünger und blühender aus, nicht ganz ohne Grund. Auch Renata, die zunächst eintrat, bestätigte die Meinung des erfahrenen Dieners, die nun schon als die Meinung des Herrn gelten konnte und seine Stimmung in Wirklichkeit erhöhte.

Als ihm die Ankunft seiner Nichte gemeldet worden, war er ihr bis zum ersten Absatz der Stiege entgegengekommen, halb aus Höflichkeit, halb um sich von der Anwesenheit Hedwig's zu überzeugen. Der Pater hatte nicht eitel geflunkert: das Mädchen war da mit glühendem Gesicht und demüthig niedergeschlagenen Augen.

Der Fürst rieb sich die Hände. „Ei! Ei!“ sagte er nach den ersten förmlichen Begrüßungen, in Gegenwart der beiden Diener, die an den geöffneten Flügelthüren des Saales standen, „welche Ueberraschung bringen mir da die Frau Nichte mit! Trete Sie doch näher, Jungfer! Eine Bekanntschaft von der Landstraße, dicht vor der Tannburg, Frau Nichte!“

„Hedwig hat mir von der Gnade und Leutseligkeit des Herrn Fürsten erzählt.“

„Eine treue Dienerin!“ und nun halblaut zur Gräfin: „Sie hat so viel für uns gelitten, man ist solchen Leuten eine gewisse Auszeichnung schuldig, vor ihren Genossen schon des Beispiels wegen, um zu zeigen, wie wir treue Dienste lohnen.“ Er reichte, den Kopf halb zurückgewandt, Hedwig seine Rechte: „Lasse es

sich die Jungfer in Wien gefallen. Sie hat hier gar vornehme Gönner."

Die Thüren hatten sich hinter Oheim und Nichte geschlossen. Renata's Befangenheit hielt vor der Weltgewandtheit des Fürsten nicht lange Stand. „Sprechen wir nicht von der Vergangenheit, liebes Kind!" sagte er. „Ich und Du, aber auch Dein Gemahl haben gefehlt. Glaube mir, die Trennung von Dir ist mir am Schwersten gefallen. Gottlob, es ist nun Alles wieder gut! Du bist mit dem Grafen ausgesöhnt — wie bist Du schön und frisch geworden! Man sagt, daß ihr den zärtlichsten Briefwechsel mit einander führet. Du brauchst nicht zu erröthen, der Graf hat immer für einen der vollkommensten Cavaliere gegolten. Und die leidige Politik! Sie soll uns Männer nicht mehr entzweien. Ich bin mit meiner Kaiserin allgemach in das alte Register gekommen, und der Wind, der weht, ist unsern alten Lungen nicht gesund. Zusammen bin ich mit der erlauchten Frau auf die Bühne der Welt geschritten, zusammen mit ihr will ich von ihr niedersteigen. Die Alten müssen den Jungen den Platz räumen, so will es die Ordnung Gottes."

Renata umarmte den Oheim, seinen Worten war das Gepräge ächten Gefühls so unverkennbar aufgedrückt. Es bedurfte bei der Empfindsamkeit Renata's nur des Anschlagens dieser Saiten, um ihr Vertrauen zu erwecken. Was hätte auch der Fürst, wenn er den

heimlichen Krieg gegen ihren Gemahl noch fortsetzen wollte, gewinnen können? Sie ihm wieder abwendig machen? Sie, die in der Liebe zu ihm so festgewurzelt war? Arglos schenkte sie darum den Versicherungen des Fürsten Glauben und meinte ihrerseits versprechen zu dürfen, daß der Graf die freundlich dargebotene Hand nicht ausschlagen werde. Da überraschte sie Lobkowitz mit der Bemerkung, daß er für diesen Abend noch Corona Thurm und ihren Bruder Procop erwarte. „Du entfärbst Dich, meine Theuere“, sagte er. „Ist es Dir unangenehm, sie wiederzusehen, so hast Du noch vollauf Zeit, das Haus vor ihrer Ankunft zu verlassen. Ich dachte aber, Du hättest dem Mädchen seine jugendlichen Unbesonnenheiten längst verziehen, und die Liebeserklärungen, die Dir Procop macht, sind eine Art Confect, die man sich alle Jahre einmal gefallen lassen kann. Man verdirbt sich weder den Magen noch das Herz daran.“

Der Fürst schien sich die Rolle des Friedensstifters zwischen Corona und ihren Verwandten mit einer gewissen Feierlichkeit längst zurecht gelegt zu haben. Nicht mit Unrecht würde er Renata der Herzenshärte haben anklagen können, wäre sie seinem Plane jetzt entgegengetreten. Mit einem Seufzer fügte sie sich. „Sie kennen mich ja, mein Oheim“, antwortete sie ihm, „ich bin eine zaghafte Natur, die vor allem Plötzlichen zusammenfährt. Corona war die Freundin meiner

Jugend, welche Freude für mich, knüpften sich die frühern Bande wieder an! Im Augenblick jedoch befällt mich die Angst, daß wir während der Trennung beide anders geworden seien und die Sprache verlernt hätten, die wir ehemals geredet."

War doch bald das vierte Jahr vollendet, seit sie sich nicht gesehen! Die Flucht Corona's und ihr Aufenthalt auf der Tannburg hatten das schon durch Renata's Heirath gelockerte Band der Freundschaft zwischen beiden unbarmherzig zerschnitten. Welch' andere Empfindungen hatten an jenem regnerischen Augustmorgen, als sie zum ersten Mal auf der Tannburg erwachte, Corona's Herz durchzittert: wie wollte sie damals in schwärmerischer Begeisterung Paul und Renata wieder vereinigen — und dann mußte gerade sie es sein, die den Zwiespalt dieser Ehe immer mehr erweiterte! Dieser eine Gedanke hatte ausschließlich von ihrer Seele Besitz genommen, als sie jetzt in den Saal trat und sich gegenüber die erblaßte und fassungslose Renata sah. Ohne den Fürsten auch nur zu beachten, der sie willkommen hieß, fiel sie mit einem lauten Schrei der Freundin um den Hals. „Ich bin es, Renata, die wilde, die unbändige, die schuldige Corona!"

Sie war in diesen Jahren noch gewachsen und überragte die Gräfin. Neben der dunkleren Gesichtsfarbe Renata's hoben sich die glänzende Weiße ihrer

Stirn und der zarte rosige Schimmer ihrer Wangen um so stärker ab. Ihre Augen blitzten unruhig, fast mit herausfordernder Kühnheit. Trotz und Siegesbewußtsein zugleich spiegelten sich in ihrem schönen Gesicht, als sie sich wieder gesammelt und mit freiem Anstand auf Lobkowitz zuschritt. Die Zeit hatte ihre Schönheit, ihr Leben am französischen Hofe ihre Haltung und ihren Geist entwickelt. Welche Wandlungen in ihr vorgegangen, welche Kämpfe sie durchgemacht: das war an diesem Abend nicht zu erfahren. Aber wenn die böse Großmutter Elisabeth, die freilich von einem Schlagfluß tödtlich getroffen, als die verhaßte preußische Fahne wieder siegreich flatternd über die Grenze Böhmens getragen ward, seit Monaten unter der Erde ruhte, ihre Enkelin hätte noch einmal sehen können, als eine so vollkommene große Dame, würde sie ohne Zweifel triumphirend gerufen haben: Das Blut der Thurms ist doch endlich bei ihr zum Durchbruch gekommen! Dies war wenigstens die Meinung Procop's, der mit seiner Bewunderung der Schwester nicht zurückhielt. Aerger sei nie ein junges Frauenzimmer verleumdet und verketzert worden, als sie, behauptete er. Man habe sie ihm wie eine abenteuernde Zigeunerin, eine Comödiantin abgemalt und sie sei doch so vornehm, wie die vornehmste Dame am Kaiserhofe. Er suchte durch Liebenswürdigkeit und Schmeichelei die Enterbung gut zu machen, die der Vater

und die Großmutter über sie verhängt hatten. Nicht genug könne er dem Fürsten danken, betheuerte er wiederholt, der diese Versöhnung eingeleitet: sein Herz habe stets danach verlangt, die Großmutter allein, die sonst eine fromme, vortreffliche, sparsame Dame gewesen sei, habe mit ihrer Heftigkeit die Dinge übertrieben und das traurige Zerwürfniß verschuldet. Beinahe mit den Augen einer Fremden schaute Corona diese Verhältnisse und Beziehungen an, in denen sie doch früher gestanden. War dies nur Verstellung und Spiel oder war in der That eine gänzliche Verwandlung mit ihr vorgegangen?

„Wenn ich all' diese Namen, von all' diesen Geschichten höre", sagte sie, „ist es mir wie ein Traum! Bin ich erst in Frankreich an der Seite meines zweiten Vaters", und hier warf sie dem Marchese, der mit ihr gekommen, einen zärtlichen Blick zu, „zum wahren Leben erwacht? Hab' ich bis dahin in einem Halbschlummer gelegen, und ist die Welt mir nur in Traumgestalten vorübergetanzt? Oder ist der Eindruck von Versailles und Paris so stark, daß er die andern Bilder in unserer Seele erbleichen läßt? Ich weiß es nicht, aber ich sehe meine früheren Erlebnisse nur wie in weiter Entfernung, grau in grauen Nebeln an mir vorüberschweben. Im Hintergrund der Halle, als ich die Treppe zu Ihnen hinanstieg, mein Fürst, bemerkte ich auch ein junges Mädchen, das mir bekannt vorkam…"

„Es ist Hedwig Rechberger, die für Dich im Kloster saß“, antwortete Renata mit einem Ton des Vorwurfs.

„Ach Hedwig! Ein muthiges Kind! Der Herr Graf Erbach hatte sie mir zur Dienerin nach Paris mitgegeben. Ich werde sie bei Dir sehen, liebe Renata, und sie belohnen. So viel Treue, so viel Muth! Aber war es nicht drollig, mein Fürst, daß die Herrn Soldaten ein Bauernmädchen für mich nahmen? Welch' ein Stoff für eine tolle Comödie!“

Von der Lebendigkeit und dem Uebermuth, mit denen Corona darauf Anecdoten von dem Hofe Marie Antoinettens erzählte, die Persönlichkeiten schilderte, und ihnen nachahmend, sie verspottete, wurde Renata's Gemüth empfindlich berührt. Diese leichtsinnige Anschauung des Lebens, die Geringschätzung jedes tiefern Gehaltes, diese Zurückweisung jeder höhern Aufgabe und jeder ernsteren Pflicht schmerzte sie ebenso Corona's wie der Königin wegen. So hatten denn unter der Maske holder Amoretten die bösen Geister der Genußsucht und des Müßigganges das Herz dieser jungen Fürstin bezwungen und die sanft warnende Stimme, die sie einst in Trianon erhoben, mit ihrem Gelächter übertönt. An Corona war sie nicht allein irre geworden: sie verstand sie nicht mehr, das Gefürchtete war eingetroffen, und von ihrer ehemaligen Freundschaft nur das bittere Gefühl grenzenloser Enttäuschung übrig geblieben. Der unverfälschte Herzenston, den

Corona bei ihrem ersten Anblick ausgestoßen, war zu schnell in den Ton kühler Höflichkeit und witziger Plauderei umgeschlagen, um nicht in Renata ein unbestimmtes Mißtrauen zurückzulassen, daß auch er nur der Ausdruck schauspielerischer Kunst gewesen sei. Dahin war der phantastische Zauber, die reizende Einfachheit und das nixenhafte Wesen, das die Corona besessen, die sie gekannt und geliebt; in solch' glänzender Erscheinung, so redefertig, geistvoll und kalt, wie sie vor ihr stand, hatte sie sich die Freundin nicht gedacht. Ihr Herz, das Corona so unruhig entgegengeschlagen, war still geworden, nicht einmal die Eifersucht regte sich darin. Diese Schönheit und dieser Stolz konnten Paul nicht mehr gefährlich werden. Aber warum stimmte sie diese Veränderung des jungen Mädchens, die ihr doch Unruhe und Leiden zu ersparen schien, traurig? Warum erfüllte ihr Gemüth ein so tiefes Mitleid? Nicht eine Falte in Corona's Antlitz, nicht ein Schatten auf ihrer Stirn zeigte die Spur innern Unfriedens, quälender Sorge oder heftiger Wünsche. Frage den Marmor, was er begehrt, hofft oder fürchtet? Niemals, seit sie die Tochter des Marchese und eine viel bewunderte Dame in Versailles geworden, schienen diese Regungen sich an Corona gewagt zu haben. Keine Farben fand sie hell genug, ihr Glück und ihre Zufriedenheit zu schildern. Alles geschah nach ihrem Willen und Belieben. Der alte närrische Ippolito

lebte wie in einer beständigen Bezauberung. Hatte ihn Corona schon als Sängerin zum treuen Diener ihrer Launen gemacht, so beherrschte sie ihn als Tochter mit despotischer Willkür. In ihm vereinigten sich die Freude und das Wohlgefallen des Kenners an einer großen künstlerischen Begabung mit der Zärtlichkeit eines Vaters und der thörichten überschwänglichen Liebe eines Greises, sie zu vergöttern und zu verziehen. Ihr zu gehorchen war das Glück seines Alters. Er hatte nichts dawider, als sie nach Paul's Abreise von Versailles über Einsamkeit und Mißmuth zu klagen anfing, daß sie sein Haus zu Bougival lustigen und lauten Gesellschaften öffnete, um sich zu zerstreuen. Für den Winter mußte er dann eine Wohnung in der Stadt beziehen, damit sie mehr im Mittelpunkt der Vergnügungen sei. Sollte der Rausch und Glanz des Lebens einen geheimen Kummer betäuben? Vielleicht wußte sie es selbst nicht, aber allmälig unterjochte das Dämonische dieses Treibens, dem sie sich anfangs nur hingegeben, um die Schauer der Schwermuth zu bannen, sie völlig. Schon dachte sie nicht mehr daran, als Sängerin auf die Bühne zu treten; es befriedigte ihren Ehrgeiz, wenn sie im Saal zu Trianon oder bei einer der Prinzessinnen ein Lied sang und die Zuhörenden zu jubelndem Beifall hinriß. Ein und ein ander Mal hatte sie in den Kirchen gesungen. Ihre Hoffnungen und Schwärmereien hatte sie hinter sich

geworfen. Das mühevolle und vielgeplagte Leben einer Künstlerin erschien ihr dieser Arbeiten und Entbehrungen nicht mehr werth, es reizte sie im Gegentheil, reich, bewundert und vornehm, auf der Grenze zwischen den beiden Welten der Kunst und des Hofes zu stehen, die Krone der einen und den Lorbeerkranz der andern in der Hand zu halten, als könne sie jeden Augenblick zwischen ihnen wählen. Die Männer umwarben, die Frauen beneideten sie. Von allen hing ihr nur eine mit aufrichtiger Zärtlichkeit an, Jeanne Dubarri. Verstohlen sahen sie sich oft, denn die Gräfin wollte nicht, daß Corona die Gunst der Königin durch die Freundschaft zu ihr verscherze. Im Umgang mit ihr aber lernte Corona diese „beste Welt" kennen, wie sie in der Nacktheit ihrer Selbstsucht und der Furchtbarkeit ihres Wechsels ist. Der Schein des Schönen und Guten ward von den Dingen gestreift, wie grausam war die Natur, wie falsch die Liebe, wie trügerisch das Ideal ohne die Hüllen, mit denen wir sie künstlich bedecken! Und das tiefste Wort der höchsten Enttäuschung über das Irdische ging auch über Corona's Lippen: „Tröbel!"

Durch die Munterkeit des Fräuleins und durch die Wunderlichkeiten des Marchese, der in sein Italienisch und Französisch ein gebrochenes Deutsch in ergötzlichster Weise mischte, gerieth die Unterhaltung nicht in das Stocken. Bei der Tafel machte der Fürst mit

vielem Anstand den allseitig gefälligen Wirth und zugleich das natürliche Oberhaupt der Versammelten. „Es fehlt mir an diesem glücklichen Abend nur einer an meinem Tische“, sagte er, das Glas erhebend, „einer, der uns allen lieb und werth, Dir aber, Renata, der Theuerste ist: Dein Mann! Daß der Graf Paul Erbach bald in unserer Mitte weile!“

Ein tieferes Roth färbte Renata's Wangen, als ihr Glas anstoßend das Corona's berührte. Sie wagte sie nicht anzusehen.

„O, il conte d'Erbach!“ rief der Marchese, „ein sehr braver Mann! Ich habe ihn mit Freuden in Bougival gesehen! Le meilleur ami de sa majesté impériale! Erst hat der Kaiser mich umarmt und dann ihn! Mon prince, das ist eine Ehre, die der Kaiser in Frankreich Niemand angethan hat, als uns beiden. Ein Kenner der schönen Künste, dieser Graf!“ Corona hatte den Kopf auf den Arm gestützt und spielte mit dem Messer, das sie in der Rechten hielt, auf dem kleinen vor ihr stehenden Porzellanteller: „Ja, der Herr Vetter“, sagte sie träumerisch. „Es ist eine Ewigkeit her, daß ich Nichts von ihm gehört habe. Wie ein dunkler undurchdringlicher Wald liegt es zwischen uns!“ Nun ließ sie das Messer klirrend auf den Tisch fallen, blickte Renata starr an und fragte: „Ist es denn wahr, daß er ein so großer Baumeister und Bauernfreund geworden?“

Der Ton, mit dem sie dies sagte, verletzte Renata noch mehr, als die Worte. „Mein Gemahl“, entgegnete sie kurz und ablehnend, „hat sein Schloß ausgebaut, das ist wahr.“

„Der Graf Erbach“, führte der Fürst die Unterhaltung weiter, „ist einer der tapfersten Officiere unserer Armee. Und dabei der Freund, der Vater seiner Gutsunterthanen! Ja, meine liebe Corona, es wäre sehr zu wünschen, alle Herren in unserem Lande und in Frankreich dächten so wie der Graf! Wir könnten dann der Zukunft leichteren Herzens entgegengehen!“

„Das ist politische Weisheit, mein Fürst, die nicht für mich taugt.“

„Eben darum müssen wir Männer uns damit befassen. Den Damen die Kunst und die Liebe, uns Männern die Geschäfte, so ist die Theilung der Welt.“

„Ich ziehe die Cavaliere vor, die den Damen immer ergeben, ritterlich und treu sind. Was haben wir mit der Armuth und Rohheit des Volkes zu schaffen?“

Renata hatte die Empfindung, als suche Corona aus irgend einem Grunde ein Wortgefecht mit ihr und machte sich eine um so größere Behutsamkeit und Geduld zur Pflicht. Nur im Stillen verglich sie die harten Aeußerungen Corona's mit jenen sanftmüthigen, zur werkthätigen Liebe für Alle ermahnenden Worten

Friederikens, an denen sich Paul's und ihr eigenes Herz erhoben.

Ja, zwischen ihnen und dem Fräulein lag es wie ein finsterer Waldabgrund.

„Wie oft hab' ich in diesem kriegerischen Jahre bedauert, nicht mit dem Grafen Erbach zusammengetroffen zu sein!“ bemerkte Procop. Er hielt es der Artigkeit und seiner langjährigen Verehrung Renata's wegen für angemessen, nun doch auch seinerseits ihres Gemahls rühmend zu gedenken. „Aber der Graf stand unmittelbar unter dem Befehl des Kaisers und kam nicht in unsere Gegend, die der Prinz Heinrich mit seinen Truppen überschwemmte. Im Feldlager wären wir bald gute Freunde geworden.“

„O“, meinte Lobkowitz, „was man bei der Trommel versäumt, kann man bei Tanzmusik nachholen.“

Das Wort Musik entzündete die Beredsamkeit des Marchese. Er freue sich auf die Oper und auf die Concerte, die Aussicht auf den Frieden werde den Schritt der Musen beflügeln, es würde sehr lustig in der lustigen Kaiserstadt werden, er hoffe, die Bekanntschaft des berühmten Musikmeisters Haydn zu machen und, so durcheinander von italienischer und deutscher Musik, von Künstlern und Künstlerinnen plaudernd, rief er plötzlich, sich vor die Stirn schlagend: „Oimè, ich Dummkopf! Verzeih' mir, mein Töchterchen! Ich wollte es Dir schon am Mittag sagen und hab's wieder

vergessen. Nicht wahr, mon prince, wenn man sie ansieht, ist die Vergeßlichkeit entschuldigt. Man vergäße das Amen in der Kirche darüber! Ich schaute heute in der Frühe aus dem Fenster — und wen gewahr' ich? Wen? Auf der andern Seite der Gasse, ganz schwarz wie ein Rabe steht er da und starrt mich an, der Unglücksmensch, dieser traurige Sänger, Antonio Rossi . . ."

Corona's Augenbrauen zogen sich drohend zusammen, sie warf Renata einen forschenden Blick zu; da sie aber keine Veränderung in deren Gesicht fand, und nur Procop in sichtlicher Verlegenheit mit dem Teller klapperte, sagte sie, die eine Schulter heraufziehend: „Das lohnte auch der Mühe zu erzählen! Hat er noch nicht genug an seiner Niederlage in Paris? Die Wiener sollen noch feinere Ohren haben, als die Franzosen."

„War er nicht Dein Lehrer? Wenigstens hörte ich es sagen, Du solltest ihm freundlicher gesinnt sein", äußerte unbefangen die Gräfin.

„Freundlicher?" Corona legte die Hände an die Schläfen, als besänne sie sich auf Vergangenes. Freundlicher, dachte sie; Thörin, wenn er der Urheber Deines Unglücks gewesen, wie er der des meinigen ist, wie würdest Du ihn behandeln? „Der Sänger", erwiederte sie langsam, „gefällt mir in Antonio Rossi nicht, und der Mensch ist mir nicht anziehend genug, ihm die

Mängel seiner Kunst zu verzeihen. So besiegt, wie er, hätte er in ein Kloster gehen sollen oder auf ein Schlachtfeld! Das wäre doch noch eine muthige That gewesen und hätte mich vielleicht wieder mit ihm ausgesöhnt."

„Immer liebtest Du das Aeußerste", klopfte der Fürst ihr lächelnd auf die Hand. „Reitest noch immer lieber ein wildes Pferd, als daß Du die goldene Mittelstraße gingest! Feurige Jugend! Nimm Dir ein Beispiel an Renata, die das Glück in der Ruhe gefunden."

„Glück in der Ruhe?" Sie nippte von dem Schaumwein. „Bewegung, Strudel, Lärm: das bin ich. Aber Ruhe? Ruhe ist bei den Capuzinern, hat mir einmal der Kaiser gesagt. Aus wildbewegtem Leben möchte ich plötzlich hinweggerissen werden — so plötzlich, daß ich im Jenseits aufwachte, ohne auch nur zu ahnen, wie ich vom Diesseits geschieden."

„Rede nicht so lästerlich", warnte Lobkowitz.

Aber der Eindruck dieser Worte auf die kleine Gesellschaft war dadurch nicht mehr zu verwischen.

Corona's Art hatte etwas Heftiges und Aufregendes, das sich endlich auch den Andern mitgetheilt hatte.

Um die Unruhe zu steigern, scholl von außen her dumpfes Geräusch in den Saal — wie von einer großen schreienden Menschenmasse, die sich von dem

Kärnthner Thor her die Augustiner-Gasse, an die der Palast des Fürsten stieß, langsam heraufwälzte.

Procop war an das Fenster geeilt. „Es leuchtet von Fackeln! Alles dicht und schwarz von Menschen! Kein Wagen kann mehr hindurch! Sie kommen vom Thor und von der Augustiner-Bastei!"

Dem Fürsten zitterten die Füße, er ergriff Renata's Arm, um sich zu stützen.

Sollte der Zufall die Pläne Rothhahn's in so merkwürdiger Weise zur Erfüllung bringen?

Ein Tausendkünstler, dieser Jesuit, murmelte Lobkowitz in sich hinein. Wenn der Kaiser in diesem Menschenstrom vorüberkäme? Wenn Hedwig auf der Schwelle des Hauses stände? Ein Einfall blitzte in ihm auf.

„Lichter an die Fenster!" rief er dem eintretenden Diener zu. „Lichter an alle Fenster! Hurtig! Oeffnet die Hausthür! Stellt Euch in Ordnung davor, um den Andrang abzuwehren und, wenn's ein Unglück giebt, die Verunglückten aufzunehmen!"

„Auf dem Theaterplatz ist Schlimmes geschehen!" Dies brachte ein anderer Diener von der Gasse herauf. „Die Pferde des Kaisers sind durchgegangen, der Kaiser ist aus dem Wagen gestürzt!"

„Der Kaiser? Es kann nicht sein! Lichter! Lichter! Eilt Euch!"

Schon hatte er selbst einen der schweren, drei-

armigen Leuchter von der Tafel ergriffen und trug ihn an das Fenster des Saales. Procop und der Marchese folgten seinem Beispiel.

Als die Menge, die den kleinen Platz vor dem Palaste und den Zugang zur Augustiner-Gasse besetzt hatte, die erleuchteten Fenster sah, brach sie in ein Beifallsgeschrei aus. Und wie als antwortendes Echo klang es jetzt von der Bastei her: „Es lebe der Kaiser! Vivat! Der Kaiser!“ Die Einen schwenkten die Hüte, die Andern warfen die Mützen in die Luft. Das leicht erregbare Volk war in einen Freudentaumel gerathen. So überläßt sich einer, der so eben einer großen Gefahr entronnen, in leichtlebiger Stimmung dem übermüthigsten Jubel.

„Der Kaiser ist wohlauf!“ sagte oben der Fürst, und schlug die Hände, als wolle er Beifall klatschen, zusammen. „Kommt an das Fenster, ihr Frauenzimmer! Oeffne das mittlere, Procop! Weht mit den Tüchern, das wird einen guten Eindruck machen!“

Adam Lobkowitz galt nicht umsonst unter seinen Freunden für einen großen Staatsmann, der es wohl in der Kunst, Herrscher und Völker zu lenken, mit dem Fürsten Kaunitz aufnehmen könnte.

Hand in Hand standen Corona und Renata in der Fensternische, hell vom Glanz der Lichter bestrahlt. In einer zugleich reizenden und bittenden Bewegung, als suche sie für all' ihre Sünden an diesem Abend

Vergebung nach, hatte Corona ihren Kopf an Renata's Schulter gelehnt.

Die drei Herren hatten sich in einiger Entfernung von ihnen an dem nächsten Fenster aufgestellt.

„Du siehst mich so seltsam an, Renata", flüsterte das Fräulein, und ihre Stimme hatte einen innigeren Klang als früher. „Verurtheile mich nicht! Ich bin nicht, wie ich scheine. Wenn ich allein zu Deinen Füßen sitze, werde ich Dir Alles sagen, Alles!"

„Wir hätten uns nicht hier zuerst begegnen sollen, unter den Augen Fremder . . ."

„Ich wagte es nicht, allein zu Dir zu kommen. Der Graf, Dein Gemahl —"

„Fürchtest Du ihn? Glaub' mir, Du hast keinen bessern Freund auf Erden."

Corona schwieg eine Weile. „Ihr werdet mich schelten und verdammen", hub sie darauf wieder an. „Hasse ich mich doch selbst."

„Wir werden Dich lieben, und in unserer Liebe wirst Du vergessen lernen, was Dich quält. Das Hofleben hat Deine Jugend verführt, finde Dich nur wieder in der Stille und in der Heimath zurecht, dann wird auch Dein Gemüth seine Ruhe und Deine Seele ihre Klarheit wieder erlangen."

„Ach, Du weißt nicht, weshalb ich gekommen."

„Du bist bei uns, das ist mir genug."

„Ein Bewerber ist mir nach Wien gefolgt, er wollte das Wort meines Bruders haben ... Der Graf Robert Aremberg ...“

„Das Wort Deines Bruders? Hat er denn schon das Deine?“

Der Lärm der unten in der Gasse und auf dem Platze fortwährend anwachsenden Menge, das Nahen dessen, dem diese Huldigungen galten, ein Zucken und Erbleichen Corona's hinderten ihre Antwort.

In der kurzen Zeit war es nicht möglich gewesen, alle Fenster des weitläufigen Palastes zu erhellen, aber die des ersten Stockwerks prangten im Kerzenglanz und auf den Stufen, die zum Portal führten, standen zwei Diener, stattliche, hoch aufragende Leute, Wachsfackeln haltend, deren Schein über den Platz leuchtend ging. Um sich von der Vollziehung seines Befehls zu überzeugen, steckte der Fürst den Kopf behutsam ein wenig zum Fenster hinaus — er fürchtete die scharfe Luft des Novemberabends — und sah die Front seines Hauses entlang. Jenes Lächeln, das die italienischen Maler ehren Satyrn, wenn sie eine Nymphe im Walddunkel belauschen, zu geben pflegen, erschien auf den Lippen des alten Herrn, als er auf der obersten steinernen Treppenstufe Hedwig gewahrte. Von der tiefen Aufregung, die sie durchzittern mochte, in der Fackelbeleuchtung, hatte ihr Gesicht mit seinen starken Zügen einen eigenthümlichen Schimmer und Ausdruck erhalten.

Richtete der Kaiser seinen Blick auf das Haus, so konnte er das schöne blonde Mädchen kaum übersehen.

Da kam er, von dem Theater her, die Augustiner-Gasse herauf. Das Volk, das ihn umgab und ihm folgte, hatte in seiner Mitte einen breiten, freien Pfad für ihn und seine nächste Umgebung gelassen. Vier Diener mit Fackeln schritten ihm zur Seite, zwei zur Linken, zwei zur Rechten. Neben ihm, entblößten Hauptes, ging ein Mann in dunklem Mantel, das Gesicht dem Kaiser zugewandt, so daß die Damen und Herren am Fenster des Palastes es nicht erkennen konnten. Hinter ihnen kam Graf Harrach, einer der Adjutanten des Kaisers. Joseph lächelte: freundlich grüßend, legte er beständig die Hand an seinen einfachen Soldatenhut oder winkte der Menge zu, die in ihrem Vivatrufen nicht müde wurde. Mit der Linken hielt er den Mantel leicht zusammengefaltet. Um besser sehen zu können, drängten die Massen von dem Platze der Gasse zu. In dem Gewühl, bei der Enge der Straße, stockte der Zug.

„So ruft doch nicht immer meinen Namen", sagte der Kaiser gutmüthig zu denen, die ihm am nächsten standen. „Diesen Mann", und er deutete auf seinen Begleiter, „müßt ihr leben lassen! Der hat die Pferde angehalten, Graf Erbach hoch!"

„Vivat Graf Erbach! Vivat der Kaiser!" wiederholte das Volk.

Erbach ... Die am Fenster Stehenden stutzten, sahen sich an, Corona ließ ihr Tuch sinken, vor freudigem Stolz und zugleich in Schamhaftigkeit erröthend, suchte Renata sich hinter dem Fürsten zu verbergen.

Das war zu spät. Schon hatte das erleuchtete Haus, die am Fenster weilende Gruppe die Aufmerksamkeit Josef's auf sich gezogen. Offenbar schmeichelte ihm diese Huldigung. Er berührte den Arm des Grafen, der nun auch emporschaute. Sie waren so nahe geschritten, daß sie die Gesichtszüge der oben Stehenden deutlich unterscheiden konnten. Das ist Renata, das ist Corona, mochten sie heimlich zu sich selbst sagen.

Ueber den ganzen Platz ging ein einziges Jubelgeschrei, wie Meergebrause. Nach allen Seiten dankte der Kaiser.

„Da ist Ihre Gemahlin", sagte er leise zu Erbach, „ich halte Sie nicht länger auf, mein lieber Graf. Gehen Sie hinauf, Ihr Herz ist doch nicht mehr bei mir. Meinen Gruß der Gesellschaft! Ihnen . . . o, mein Freund! Ihnen diesen Handdruck!"

Noch einen Blick warf Josef, während der Graf sich durch das Gedränge nach dem Hause zu einen Weg bahnte, auf das Fenster, nach dem Portal des Palastes.

Ob er Hedwig erkannt hatte? Sie glaubte es, denn ihr Herz zitterte. Eine jahrelange Erwartung hatte sich erfüllt. Schöner war ihr nie nach qualvoller

Nacht der Stern des Morgens aufgegangen, als jetzt das Antlitz des Kaisers, die strahlenden Augen auf sie gerichtet. War es der kalte Hauch des Spätabends, war es ein geheimnißvoller Schauer, der sie plötzlich umwehte? Die Legenden fielen ihr ein, die sie im Kloster vernommen, wie Schauer und Verzückungen die Heiligen ergriffen, denen die Gottheit sich entschleiern wollte! Wie eine Vision war Alles flüchtig vorübergezogen. Der Kaiser von Fackeln umleuchtet inmitten des jauchzenden Volkes, wie auf einer feurigen Wolke dahingetragen. Eine Weile Gasse und Platz von Menschen übersäet, schwarz von Köpfen und Gestalten, wiederhallend von dem Geschrei und den Schritten Tausender, röthliche Streiflichter darüber hinjagend — und jetzt Alles vorübergestürmt, der Burg und der Michaelskirche zu, als könnte sich das Volk nicht eher zufrieden geben, als bis es den geretteten Kaiser in sein Haus geleitet hätte.

Die Liebe und Bewunderung der Wiener für Josef hatte sich mit jenem freien und unwillkürlichen Aufschwung, der den Volksbewegungen ihre Gewalt über Gemüth und Einbildungskraft verleiht, eines kleinen Umstandes bemächtigt, um ein großes Feuer daran zu entzünden. Ungesucht und unerwartet war dem Kaiser der schönste Triumphzug bereitet worden. Einen Augenblick schien sein Leben in Gefahr zu schweben: dieser Anblick hatte in den Massen das Gefühl von dem

Bann der Ehrfurcht befreit und einen starken Ausbruch hervorgerufen. Kehrte Josef auch nicht siegreich aus dem Kampfe gegen den eisernen König zurück, den die Wiener, anhänglichen Sinnes, mit dem Hause Maria Theresia's wie zu einer Familie verschmolzen, als ihren persönlichen Feind betrachteten, das Volk wollte ihm zeigen, daß es nicht ihm das Fehlschlagen des Feldzugs zuschriebe, daß es nach wie vor auf ihn rechnete und in ihm den Bahnbrecher eines neuen Zeitalters sähe.

Dies war der Eindruck des ergreifenden Vorfalls, den Paul Erbach mit sich nahm, als er die Stiege des Palastes hinaufschritt. Er bedachte kaum, in wessen Haus er trat, wen er oben im Saale finden würde: auch ihn beherrschte noch ganz und voll die Wirkung des Außerordentlichen. Und bei jenen, die ihn näher kommen sahen, die zu seinem Empfange die Thüren öffneten, verdrängten dieselbe Stimmung, dazu die Neugier, von einem Augenzeugen zu erfahren, was sich begeben, peinliche Empfindungen und rückblickende Gedanken. Freien Muthes, die Stirn hoch, eilte Paul, den Diener, der ihm vorleuchten sollte, weit hinter sich lassend, die Stufen hinan. Vom Saal aus flog ihm Renata entgegen. Mit flüchtigem Kuß berührte er ihre Stirn und sah sie mit langem, herzlichen lustigen Blicke an.

„Da bin ich, Renata“, sagte er, „unbesonnen wie immer, ohne Hut und mit zerrissenem Mantel.“ Und

so sie an der Hand führend, begrüßte er den Fürsten: „Wie vor Jahren die Braut, Herr Fürst, muß ich mir heute auch die Gattin aus Ihrem Hause holen."

Nun schüttelten sich die Männer der Reihe nach die Hände. Unbeweglich stand Corona am entgegengesetzten Ende des Gemaches, so blaß war ihr Angesicht, so schwer ihre Gestalt, als wäre sie zu Marmor erstarrt.

„Corona!" rief Paul.

Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, sie sah ihn an und weinte.

Ob ihn nun in anderer Lage nicht auch eine sentimentalische Rührung ergriffen? Aber die Stimmung, die ihn jetzt auf freudiger Woge, im Hochgefühl des Daseins trug, war mächtiger als Corona's Thräne.

„Haben wir Dich wieder, wildes, holdes Kind!" sagte er. „Sieh nur, Renata, wie schön sie geworden ist! Gelt, nun wollen wir sie festhalten! Fester als der Orkus Euridice hielt! Cospetto, Herr Marchese, kann sie noch singen? Das war ein Abend in Luciennes! Musik, Wein und Gelächter, alle Dinge wie im Wirbel um uns tanzend . . . Es ist doch gut, Herr Fürst, daß Etwas in der Welt feststeht, und daß dies Etwas" — und hier faßte er, sie an sein Herz ziehend, die Hand Renata's — „die Sonne und die Tugend ist."

Corona hatte ihre Thränen getrocknet, ihre Augen blickten kalt und spöttisch drein.

Warum behandelte er sie wie ein Kind? Hatte er vergessen, daß zwischen jenem Abend in Luciennes und dem heutigen für sie eine Reihe von Huldigungen und Siegen, eine ganze glänzende Welt voll Eitelkeiten und Vergnügen lag? War er gegen den Zauber ihrer Schönheit gewappnet? Wohl, auch sie konnte ihm zeigen, daß sie ihn entbehren gelernt.

Für die Andern aber war Erbach's Erzählung wichtiger als die Empfindungen eines in seiner Eitelkeit gekränkten Mädchens.

Der Graf hatte einen Freund nicht, wie er gehofft, in Brünn getroffen — einen mährischen Edelmann, auf dessen Gütern jener Mrakotin geboren war, und von dem er mehr über den wunderlichen Alten und seine Jünger zu erfahren gedacht. Eher, als er es in seinen Briefen angekündigt, war er an diesem Spätabend in Wien eingetroffen. Niemand erwartete ihn in seinem Hause, er erfuhr, daß seine Gemahlin zum Fürsten Lobkowitz gefahren sei, und beschloß sie abzuholen. Innerhalb des Kärnthner Thores mußte sein Wagen halten. Von Carrossen, von Menschen war der Platz vor dem Theater bis zu der Bastei hin bedeckt. Paul stieg aus und wanderte unter den Gruppen auf und ab. Alle waren in der freudigsten Bewegung, den Kaiser zu sehen, wenn er das Theater verließe. Ein wenig abgesondert von der Reihe der andern, stand sein leichter offener Wagen. Wie der Wind über

Baumwipfel wehend, rauschte eine hochgehende Erregung über alle hin. Jetzt nahte der Kaiser, ein lautes Vivat! durchzitterte die Luft. Das Gedränge hatte Erbach wider seinen Willen vorwärts gestoßen, so daß er sich dem Wagen, in den der Kaiser so eben gestiegen, gerade gegenüber befand. Der Kutscher konnte wegen der Volksmassen nur im Schritte fahren. Den feurigen Pferden war diese Zügelung ungewohnt, das Geschrei verwirrte sie noch mehr, plötzlich flog, geschah es aus Bosheit oder aus Ausgelassenheit der Freude, eine Petarde in ihrer Nähe auf, sie ziehen an, sie bäumen sich, der Kutscher verliert das Gleichgewicht, stürzt, die Zügel krampfhaft festhaltend, nieder: auseinander stäubt die Menge. Mit raschem Griff faßt vorspringend Erbach die Zäume und bringt die Thiere einen Augenblick zum Stehen. Gewandt benutzt der Kaiser diese Gelegenheit, um aus dem Wagen zu springen. Darüber hat sich der Kutscher aufgerafft, die Weichenden haben Muth bekommen, hundert Hände sind nun bereit, die Pferde festzuhalten.

Ein Vorfall, wie er sich jeden Tag ereignet, gewinnt doch eine höhere Bedeutung, wenn er die Mächtigen dieser Erde trifft. Paul's entschlossene Handlung erhielt, weil sie einem Kaiser gegolten, einen heldenhaften Anschein. Der Marchese erschöpfte sich in Vergleichungen des tapfern Cavaliers mit den Helden Virgil's und Tasso's. Selbst die träge Seele Procop's,

die sich nie um große Thaten auch nur im Geiste bemüht, empfand eine Regung der Eifersucht und des Neides. Dem Fürsten erschien vor Allem die Verbindung und Verschlingung der Ereignisse wie von der Hand Gottes vollzogen. Eine geheime Kraft, die selbst den Zufall zwang, ihr zu dienen, führte den Kaiser und den Grafen immer aufs Neue zusammen. Rothhahn's Meinung hatte abermals eine Bestätigung erfahren, daß es nutzlos sei, gegen die Freundschaft dieser beiden Männer anzukämpfen.

Als die Gesellschaft sich trennte, suchte Erbach sich Corona zu nähern. Sie aber hatte schon den Arm ihres Bruders ergriffen und ließ ihn nicht mehr los.

„Auf Wiedersehen!“ „Auf Wiedersehen!“ scholl es hinüber und herüber. Paul indessen klang Corona's Ruf wie ein „Nimmermehr!“ Und Corona dachte: „Auf ewig ist er mir verloren. Ergieb Dich drein, armes Herz!“

Drittes Capitel.

Paul's Ahnung hatte sich erfüllt. Das frühere Verhältniß zwischen ihm und Corona wollte sich nicht wiederherstellen lassen. Nicht das Vertrauen von ihrer, nicht die Unbefangenheit von seiner Seite. Jene holde Frühlingsstimmung, das Spiel mit freundlichen Träumen und Möglichkeiten waren dahin. Das tolle, liebliche Kind, das der Großmutter entflohen; die Sängerin, die ihre Hand nach einem Lorbeerzweige ausstreckte; sie hatte er lieben können, in einem Gemisch von Mitleid für ihr Geschick, von Freude über ihr Talent, voll brüderlicher Neigung und inniger Zärtlichkeit: das vornehme Fräulein, die stolze und glückliche Schönheit forderte eine andere heftigere Leidenschaft. Und sie wieder sagte sich: er hat dich damals in Versailles aufgegeben, wo es so leicht war, dich zu gewinnen und zu besitzen; er ist glücklich in der Verbindung mit Renata, er ist für keine große Liebe geboren, er hat nichts als einen klugen Verstand und ein kaltes Herz.

Die äußern Umstände thaten nichts, die innere Trennung zu beseitigen. Corona war oder schien ganz in Festlichkeiten und Tänzen, in Concerten und Ausfahrten aufgegangen zu sein. Huldigend umgab sie überall ein Schwarm junger Cavaliere, der sich wie eine lebendige Mauer zwischen sie und Erbach schob, wenn er einmal ein ernsthaftes Gespräch mit ihr anzuknüpfen trachtete. Nicht als der Letzte in der Schaar dieser Bewunderer trat ihm Robert Aremberg entgegen. Noch immer war Blau die Lieblingsfarbe des belgischen Edelmannes, noch immer hatte er wie in Versailles denselben hochmüthigen, herausfordernden Blick, so oft er Erbach begegnete. Er machte kein Hehl daraus, daß er Corona's wegen nach Wien gekommen. Sie habe ihren Bruder und ihre übrigen Verwandten wiedersehen, er persönlich von ihnen die Hand des Fräuleins erbitten wollen. Bisher hatte sein Glaube an die Unwiderstehlichkeit seiner Liebenswürdigkeit keine Enttäuschung erfahren. Der Fürst Lobkowitz pries ihn als das Muster eines vollendeten Edelmannes, Procop verließ ihn nicht mehr. Die beiden jungen Männer waren unzertrennlich. Auch Corona, die anfänglich in Wien eine größere Zurückhaltung gezeigt, fand allmälig wieder das frühere Wohlgefallen an dem Verkehr mit ihm. Dennoch war sie nicht zu bewegen, das entscheidende Wort auszusprechen. Bald versuchte sie hinter diesem, bald hinter jenem Vorwand der Ent-

scheidung auszuweichen. In der Kunst, die Männer zu umstricken und zu beherrschen, war sie weit genug vorgeschritten, um Aremberg's Ungeduld zu reizen und doch niemals seine Werbung ganz zu entmuthigen. Sie hatte eine zugleich trotzige und schmeichelnde Weise, die ihn entwaffnete. Ich bin Dir ja sicher, schien sie zu sagen, so lasse mir doch noch eine Weile das unschuldige Spiel und die süße Gewohnheit der Freiheit.

In dies Treiben lustigen Müßiggangs paßte Paul nicht mehr. Eine unendliche Leere gähnte ihn daraus an. Selbst in seiner übermüthigsten Zeit hatte er um ein hohes Ziel sich bemüht. Jetzt nahm der Ernst und die Arbeit des Lebens alle seine Kräfte in Anspruch.

Noch eben hatte der Krieg schreckliche Bilder vor seinen Augen entfaltet: zerstampfte Felder, verbrannte Dörfer, Tausende von Kranken in dumpfen traurigen Lazarethen. Das neue Reich der Freiheit und Vernunft war kein Schlaraffenland, es mußte erobert und den Mächten der Finsterniß um jedes Fußes Breite abgerungen werden. Bei den Friedensverhandlungen in Teschen tauchten wiederholt Zerwürfnisse zwischen den Gesandten auf, und während Maria Theresia Alles anwandte, sie aus dem Wege zu räumen, stand der Kaiser mit verschränkten Armen da, als warte er nur auf das Emporschlagen der Flammen, um sein Kriegsroß wieder zu besteigen. Solchen kriegerischen Eifer strebte Erbach zu mäßigen. Er wie der Kaiser

hatte aus dem kurzen Feldzug die Ueberzeugung gewonnen, daß Oesterreich ohne gewaltige innere Umwälzungen und Umwandlungen den Wettstreit mit Preußen nicht mehr wagen könne. Aber Josef's Stolz und Empfindlichkeit über die Forderungen des Königs verdunkelten zuweilen die Klarheit seiner Einsicht und rissen ihn zu unüberlegten Handlungen fort. Erbach wünschte mit größerer Beständigkeit den Frieden, weil nur in ihm eine Neugestaltung des Reiches zu beginnen und durchzuführen war. In alle Aenderungen, die er beabsichtigte, weihte ihn Josef ein. Schlag auf Schlag sollten die Reformen geschehen. Ein einiger, mächtiger, deutscher Culturstaat, in dem die Schranken der verschiedenen Länder gefallen sind, den vom Mittelpunkt nach den entferntesten Punkten vordringend deutsche Sitte, Bildung und Sprache belebt und bewegt, dies Ideal Josef's begeisterte auch Erbach. In der Schöpfung, die der Kaiser träumte, brach die Knospe des goldenen Zeitalters zur vollen Blüthe auf.

Neben den allgemeinen Dingen gab auch das eigne Haus dem Grafen zu sinnen und zu sorgen. Mit dem Eintritt der schönen Jahreszeit, nach dem Abschluß des Friedens, wollte er nach der Tannburg zurückkehren. Mancherlei Baupläne entwarf er mit Blanchard, sie besprachen neue Versuche mit ihrer Flugmaschine. Eine Theilnehmerin dieser Unterhaltungen war Renata. Paul hatte über die Einrichtung des neuen Jagdhauses ihren

Rath gewünscht und sie ihn in so gefälliger und sinniger Weise gegeben, daß er sie bat, ihm fortan immer zu helfen. Renata besaß weder die Lebhaftigkeit, noch den Aufschwung Corona's, aber sie brachte zu diesen Gesprächen ein feines Gefühl und die anmuthige Regsamkeit einer liebenden Frau mit. Paul's leichter Ton in allen Dingen, an dem sie früher Anstoß genommen, verletzte sie nicht mehr, seit sie die Tiefe seines Wesens erkannt; theilte sie seine Meinungen nicht alle, so mußte sie doch gestehen, daß sie nur zum Guten und Erhabenen strebten. Und wenn dann die Unterhaltung von dem Flüchtigen und Vergänglichen sich zu dem erhob, was uns Menschen ewig dünkt, den Sternen des Himmels, den Gesetzen und Kräften der Natur, dem göttlichen Hauch, der jede irdische Form durchdringt, wie entzückt lauschte sie ihm da! Wie fühlte sie in seiner freien und hochgemuthen Art den Athemzug eines neuen Lebens! Sanft und innig verschmolzen in diesem Verkehr ihre Seelen. Der Liebe Anfang ist leidenschaftliches Begehren, der Liebe Dauer fordert zärtliches Empfinden und seelisches Verstehen. Zu den gern gesehenen Gästen des Hauses gehörte der Pater Rothhahn, der bescheiden schwieg, wenn die Unterhaltung religiöse Fragen und Vorstellungen berührte, aber um so eifriger mit der Fülle seiner Kenntnisse und der Schärfe seiner Beobachtungen eingriff, sobald die Natur, ihre Erscheinungen, der Wechsel ihrer Formen

und ihre geheimen Kräfte den Stoff des Gespräches abgaben. Mit Dank gegen die Gottheit, die es so gefügt, und mit der reinen uneigennützigen Freude eines schlichten Menschen an dem Edlen, Guten und Schönen bemerkte er, wie er der Gräfin gestand, das tägliche Wachsthum ihrer Zuneigung und Hochachtung gegen ihren Gemahl, und dem Grafen rühmte er ebenso ihre Tugenden und ihr unausgesetztes Bestreben, seine Wünsche zu erfüllen, sich seinem Wesen anzuschließen. Mehr als während seines Aufenthalts auf der Tannburg machte er sich um Hedwig zu schaffen, aber weder Paul noch Renata hatten sonderlich Acht darauf, und da die Traurigkeit des Mädchens gemach einer heiteren Stimmung zu weichen schien, waren sie geneigt, diese günstige Wandlung dem Einfluß Rothhahn's zuzuschreiben.

Nur einmal sagte Erbach lachend: „Pater, Sie wollen mir doch nicht das Mädchen zu Ihrer Kirche bekehren?“

Die ganze Weise dieses Lebens schalt Corona dumpf und langweilig. Um zu genießen, nicht um von Arbeiten und Geschäften zu hören, sei sie nach Wien gekommen. Wenn nicht jeder Tag ein anderes Gesicht zeige, lohne es sich gar nicht der Mühe aufzustehen. Der Graf sei am Ende ein ehrgeiziger Mann, der im Staatsdienst emporkommen wolle, und darum schon vor der Zeit,

er sei noch nicht einmal ein Vierziger, den strengen Cato spiele; weshalb ahme jedoch Renata diese Ernsthaftigkeit nach? Aus Liebe, aus Blödigkeit des Geistes? Sie konnte sich kein rechtes Herz zu ihr fassen. Die Bekenntnisse, die sie ihr zu machen versprochen, lagen darum noch immer unenthüllt in der Tiefe ihres Busens. In den fünf Monaten, die seit jenem Novemberabend bis zu dem Ausgang des Aprils Corona wie in einer wilden Jagd vorübergeeilt waren, hatte sie die stille Stunde und die Einkehr in sich selbst nicht gefunden, in denen es uns zum Bedürfniß wird, unser Inneres zu entschleiern. Auch hatte sie mehr hinaus in die Zukunft als zurück in die Vergangenheit zu denken. Ungestümer drängte sie Robert Aremberg zu einem Entschlusse. Ihre Ausflüchte waren erschöpft, und Nein! zu sagen, zögerte sie aus Scham. Stadt und Hof sprachen bereits von ihrer Verlobung wie von einer im Kalender angekündigten Sonnenfinsterniß. Welch' ein Gegenstand für alle Lästermäuler, wenn dies Ereigniß nicht eintrat! Wenn die schöne gefallsüchtige Corona einer Laune folgend ihren Cavalier verabschiedete, wie sie aus Laune seine Huldigungen geduldet und ermuntert hatte! Ueber das Gerede der Müßiggänger, den Zorn der Verwandten und den Groll eines getäuschten Liebhabers hätte sie sich leicht hinweggesetzt, aber sie fürchtete das Lächeln Erbach's, jenes Lächeln, das halb mitleidig sagte: „Armes Kind!“ und

halb boshaft spottete: „Heirathe doch einen Andern, da Du mich noch immer liebst!“

So war auch heute Robert ohne Antwort von ihr heimgeschickt worden. Verdrossenen Gemüths saß er im Römischen Kaiser mit Procop beim Wein. Das Feuer der edlen ungarischen Trauben und der tröstende Zuspruch Procop's blieben indessen ohne Wirkung, die Falten auf Robert's Stirn glätteten sich nicht, und da der Gedanken- und Geschichtenvorrath des jungen Thurm nicht zu den reichsten zählte, wurde die Unterhaltung zur Neben- und das Trinken zur Hauptsache.

Ueber ihnen polterte unablässig ein Mann in schweren Reiterstiefeln hin und her. Dabei schob und rückte er Tische und Stühle, öffnete geräuschvoll die Schränke, redete heftig und laut mit sich selbst und fing endlich an zu pfeifen.

„Wer ist denn dieser Störenfried?“ fragte ärgerlich Robert. Je ruhiger sie sich verhielten, um so unerträglicher klang ihnen der Lärm.

Robert hatte die besten Zimmer des Hauses gemiethet und betrachtete sich beinahe als rechtmäßigen Besitzer des Ganzen. Hart fuhr er den Diener an, daß man einem solchen Polterer ein Gemach über ihm eingeräumt habe. Zur Entschuldigung brachte der Gescholtene vor: es sei ein französischer Edelmann, der mit Courierpferden aus Paris angekommen sei und in drei Tagen weiterreisen wolle, den Namen wisse er nicht.

„Ein Edelmann aus Frankreich!“ meinte Aremberg und sah gähnend Procop an.

„Aus Paris!“ entgegnete der und gähnte seinerseits. Was thun wir heute Abend?“

„Ich weiß es nicht! Deine Verdrießlichkeit hat mich angesteckt.“

„Wenn wir den Fremden bitten ließen, hinunterzukommen?“

„Ich hab' Nichts dagegen, wenn er ein Baron ist.“

„Vielleicht spielt er. Da ich heute Unglück bei Deiner Schwester gehabt habe“ —

„Hoffst Du, daß Dir die Coeur-Dame gewogen sein wird.“

Dem Diener wurde der Auftrag gegeben, und die beiden jungen Männer versanken in ihr früheres Schweigen.

„Was hat Corona nur gegen mich?“ fing Robert wieder an, und schlug grollend mit dem Hacken seines Stiefels den Fußboden. „Mir ist es, als hätte ich in ihrer Nähe einen Feind, der alle meine Bemühungen mit einem einzigen Worte zu Schanden macht. Als gäbe es eine unsichtbare Macht, die sie gerade dann zurückhält, wenn sie mir in die Arme eilen möchte.“

„Merkwürdig! Bei mir zu Lande in Böhmen haben sie eine Sage; hat einer ein Mädchen sitzen lassen und bewirbt sich um eine andere, so hält der Schatten der ersten Geliebten die zweite, wenn sie

zu ihrem Liebhaber will, am Kleide fest. Du, Du!" Und er drohte mit dem Finger.

„Ammenmährchen!" fuhr Aremberg heftig in die Höhe. „Eine erste Geliebte" —

„Hat jeder gehabt, ehe er eine Frau nimmt, willst Du sagen. Das ist wieder wahr."

„Thörichtes Geschwätz! Ihr Böhmen seid abergläubische Leute."

„Am Ende paßt die Geschichte auch besser für das arme Volk, als für uns. Aber Dein Fall ist so merkwürdig" — er vermochte seine Gedanken nicht davon loszumachen.

Der Andere bereute schon seine Offenherzigkeit und klopfte ungeduldig auf den Tisch. „Es handelt sich auch um mich! Um meine Liebesgeschichten! Wenn nun umgekehrt Corona von einer heimlichen Leidenschaft gehindert würde, mir ihr Jawort zu geben?"

„Corona! Vergiß nicht, sie ist meine Schwester und ich bin ein Graf Thurm."

„Da ich um sie werbe, werde ich sie nicht beleidigen. Kann sie nicht von frühster Jugend her eine Liebe nähren" . . .

„Zu dem Sänger? Wehe diesem Burschen! Auf offener Straße stoße ich ihn wegen seiner Frechheit nieder!"

„Laß doch den unglücklichen Rossi! Die ganze Verwandtschaft der Thurms wird gegen einen arm=

seligen italienischen Sänger aufgeboten. Der Fürst Lobkowitz soll sich sogar bei der Polizei verwandt haben, daß Rossi aus Wien ausgewiesen werde. Welch' ein Aufheben über einen Kinderstreich!

„Für einen Liebhaber betrachtest Du die Sache mit philosophischer Ruhe."

„Für einen Liebhaber? Ja wie siehst Du denn die Welt an? Soll ich einen Menschen, den ich von meinem Bedienten durchprügeln lassen kann, so oft ich will, die Ehre anthun, ihn für meinen Nebenbuhler zu halten? Einen Menschen, den ich in Paris mit meinen Freunden ausgepfiffen habe, weil es Deine Schwester so wollte? Ihr beleidigt das Fräulein, wenn Ihr glaubt, daß sie ihr Herz so wegwerfen könne. Ich habe Mitleid mit dem armen Teufel, der von Euch wie ein angeschossenes Wild gehetzt wird und kein anderes Verbrechen begangen hat, als daß er einem übermüthigen Mädchen zur Flucht verhalf. Hättest Du mehr Einsehen in die Philosophie und in den Zusammenhang der Dinge, würdest Du begreifen, daß ich ihm eigentlich zu Dank verpflichtet bin. Ohne ihn würde ich Corona wahrscheinlich nie gesehen haben."

Auf diese Auseinandersetzung, die ihm nur zur Hälfte einleuchtete, schwieg Procop, leerte sein Glas und sagte es niedersetzend mit tiefsinnigem Ausdruck: „Du sollst Recht haben, da Du sie heirathen willst, mußt Du dies alles besser wissen als ich."

„Ihr seid alle blind mit offenen Augen gewesen. Nicht den Sänger Rossi, den Grafen Erbach liebt Corona!“ rief Aremberg und blickte mit funkelnden forschenden Augen den Gefährten an, als ob er von ihm Gewißheit in dieser schwierigen Frage erhalten könnte. Denn trotz seines ungestümen Ausrufs war er nicht völlig von der Wahrheit desselben überzeugt und hätte es sogar hingenommen, daß ihn Procop als einen Träumer verlacht.

Dem hatte das Erstaunen zwar den Mund geöffnet, aber der Sprache beraubt. Er mußte sich erst mit zitternder Hand das Glas wieder aus der Flasche füllen und einen guten Zug thun, ehe er die Worte fand. „Das wäre! Den Erbach! Das wäre eine leidige Geschichte! Nur glaub ich's halt nicht! Sie sieht ihn ja kaum an und macht sich so oft über ihn lustig!“

„In Versailles war es zwischen ihnen beiden eine große Freundschaft“ ...

„Da war ich nicht dabei! In den Erbach verliebt! Und er? Hast Du ihm auf die Finger gesehen? Was thut er?“

„Was er immer thut, er lächelt oder schweigt. Damals, in Frankreich, war er eifrig um das Fräulein bemüht, und ich empfand eine große Genugthuung, als ich ihn in ihrer Gunst ausgestochen hatte, und er, wie ich wähnte, in halber Verzweiflung nach Böhmen reiste.“

„In Verzweiflung? Aus Liebe? Oho, wir sind aus besserm Holz geschnitzt, als Du denkst. Sieh mich an: ich liebe die Renata Schwarzenberg seit sieben Jahren, sie hat darüber den Erbach geheirathet, aber die Verzweiflung habe ich nicht bekommen.“

„Ja, Du!“ sagte Aremberg mit einem spöttischen Zucken der Schultern. „Ich aber weiß, daß es ihn bitter schmerzen würde, trüge ich Corona's Herz und Hand davon. Das wäre eine tiefere, unheilbarere Wunde, als mein Degen ihm je eine schlagen könnte. Ich und der Graf, damit Du es nur weißt, wir sind Todfeinde; vom ersten Augenblicke an, wo wir uns begegneten, haben wir uns ehrlich gehaßt. Er oder ich! Und müßt' ich nun erfahren, daß Corona ihn liebte — Tod und alle Teufel! Er müßte sterben! Nichts würde ihn vor meiner Eifersucht bewahren!“

„Bruderherz, ich bin dem Erbach auch nicht grün. Wer ihm eine Falle stellen wollte — ich wäre bereit, mit Hand anzulegen. Aber er ist klug, und die Sterne sind mit ihm. Was willst Du ihm anhaben? Er liebt seine Frau! Könnte man“ . . .

„Sie etwa entführen?“ unterbrach ihn Aremberg verächtlich, dessen Meinung von dem Verstande und der Thatkraft seines zukünftigen Schwagers immer geringer wurde. „Das wäre ein Einfall, der Dir Ehre machte!“

„Die Renata entführen? Daß Dich! Nein, bei

deren Steifheit und Tugend würde man schlecht fahren. Ich denke an eine Andere. Hast Du das junge Mädchen einmal gesehen, das der Renata dient? Sie war öfters im Hause des Lobkowitz, der hat sie mir gezeigt."

„Der alte Geck! Eine Magd! Und die willst Du entführen, um den Grafen zu ärgern? Schäme Dich, Bursche!"

„Weil Du sie nicht gesehen hast, redest Du wie der Blinde von der Sonne. Ein Blitzmädel, sag' ich Dir! Und dann hat es mit ihr noch seine eigene geheimnißvolle Bewandtniß. Ich hab's dem alten Fuchs, dem Lobkowitz, wohl angemerkt."

„Meinetwegen! A la bonne heure! Nur meinen Haß und meine Rache laß bei solcher Thorheit aus dem Spiele. Mein Haß sucht das Herz des Grafen zu treffen, nicht ihn einer Magd zu berauben."

„Mich schiert auch dieser Erbach!" brummte Procop in der Offenherzigkeit der Weinlaune. „Mich gelüstet's nach dem Mädchen! Weißt Du, sie soll öfters zu einer Kartenschlägerin gehen" . .

„Um sich behexen zu lassen? Procop, Du bist ein Narr oder berauscht!"

Die lallende Stimme des jungen Thurm und seine schwimmenden Augen bestätigten nur zu sehr Aremberg's Meinung.

„Ist es den Herrn Grafen Aremberg und Thurm genehm", meldete da, die Thür öffnend, der Diener,

„so wünscht Ihnen der Herr Vicomte Jocelyn de Rochefort guten Abend zu sagen.“

„Rochefort!“ fuhr Robert in die Höhe, als drohte unter ihm eine Mine in die Luft zu springen, „der!“

Wenn es noch möglich gewesen wäre, die Einladung, die er vorhin selbst hatte überbringen lassen, zurückzunehmen — aber schon stand der Vicomte auf der Schwelle.

„Was ist denn geschehen?“ Procop rieb sich die Augen, suchte sich zu ermuntern und starrte blöde den Eintretenden an. „Wer ist der Mann?“

„Ich folge Ihrer freundlichen Einladung, meine Herren“, sagte der Vicomte mit der Ungezwungenheit eines Mannes, der seinen Platz überall, an jedem Ort und in jeder Gesellschaft, zu behaupten weiß, „es ist angenehmer, zu Dreien zu plaudern, als einsam Grillen zu fangen.“

Aremberg hatte sich in das Unvermeidliche gefunden. „Bringt Lichter, bringt Wein!“ befahl er dem Diener.

„Graf Procop Thurm, Vicomte von Rochefort“, stellte er die Herrn einander vor. Unter den buschigen Augenbrauen, die dicht zusammengezogen seinem Gesicht einen fast wilden Ausdruck gaben, schossen seine Augen durchbohrende Blicke auf den Vicomte: so mag der Tiger die Bewegung des Jägers erspähen, der sich zum Angriff auf ihn vorbereitet.

Rochefort blieb gleichmüthig wie einer, der weder einen Schlag zu empfangen fürchtet, noch einen auszutheilen hofft. Dem Grafen Thurm machte er eine kurze Verbeugung, hinzusetzend, daß es eine der merkwürdigsten Stunden seines Lebens gewesen, wo er die Ehre gehabt, die Gräfin Corona Thurm zum erstenmal zu sehen und ihre bewunderungswürdige Stimme zu hören.

„Wer sichert Sie, Herr Vicomte, daß Ihr Zusammentreffen mit dem Bruder dieser erlauchten Dame nicht noch merkwürdiger ausfällt? Es ist sechs Uhr Abends und bis zur Mitternacht fehlen noch sechs Stunden. Was kann sich Alles da ereignen?“ spöttelte Aremberg. „Noch dazu für einen Geisterseher! Denken Sie nur an die schrecklichen Dinge, die Sie an jenem Abend der armen Dubarri prophezeit haben!“

„Geisterseher? Prophezeiungen?“ stammelte Procop, seine ganze Aufmerksamkeit zusammennehmend.

„Die Sie alle von der Wand ablesen wollten! Von der unschuldigen Wand in Luciennes! Sie sind ein feiner Kopf, Herr Vicomte! Wie mögen Sie im Geheimen über die menschliche Narrheit lachen!“

Eine unbezwingliche Lust hatte ihn ergriffen, den Mann, vor dem sein Herz doch ein tiefes Grauen empfand, zum Kampfe herauszufordern. Im Dunkel der Vergangenheit liegt eine alte noch ungesühnte

Schuld — ein Grab, ganz überwachsen von Disteln und Dornen. Plötzlich erhebt sich ein Schatten aus diesem Grabe und steht hochaufgerichtet und doch unfaßbar vor dem entsetzten Auge des Schuldigen: so damals auf dem Marktplatz zu Versailles hinter Erbach, so jetzt in diesem Gemach hinter Rochefort. Soll er sich noch länger von einem Gaukelspiel foppen, täuschen und ängstigen lassen? Heraus mit der Sprache, was wißt Ihr, Du Graf Erbach, Du Vicomte Rochefort? Warum verfolgt Ihr mich mit eueren fragenden Blicken? So redet doch, klagt mich an, schleicht nicht um mich herum wie Diebe, die das Schloß meines Geheimnisses erbrechen wollen, heraus mit der Sprache, entweder oder: so möchte Aremberg Rochefort zurufen, der sich gelassen auf einen Sessel niedergesetzt hat, die Beine übereinanderschlägt und gedankenvoll oder gedankenlos dem Diener zusieht, wie er die Armleuchter, die Flaschen und Gläser auf dem Tische in Ordnung stellt. Erst nach dem Fortgange des Dieners sagte er: „Ja wohl, Herr Graf, da eine so große und prächtige Stadt wie Lissabon in wenigen Minuten zerstört wurde, welche Ereignisse, welche unendliche Fülle möglicher Ereignisse umfaßt der Zeitraum von sechs Stunden! Es ist ein Glück für die Menschen, daß sie sich keine richtige Vorstellung von Zeit und Raum machen können und darüber in der Dämmerung umhertappen. Im Abgrund des Raumes oder der Zeit würde sich der

menschliche Verstand verlieren, millionenmal schneller als ein Sandkorn im Meer."

„Schenk' ein, Procop, im Feuchten steckt der Keim alles Lebens und aller Philosophie."

„Aber nicht im Wasser", meinte ernsthaft Thurm, der doch auch sein Schärflein zu der geistreichen Unterhaltung beitragen wollte.

„Stoßen wir an, meine Herren", sagte Rochefort munter, „auf den Frieden und das Friedensfest."

„Werden Sie es mit uns feiern?"

„Ich denke zum Tedeum wieder in Wien zu sein. Der Graf von Vergennes schickt mich mit Depeschen zu unserm Gesandten, dem Herrn von Breteuil, nach Teschen. Werde ich dort nicht zu lange aufgehalten" . . .

„Schade, Sie sind nur auf der Durchreise in Wien!" wog Procop das Haupt, das ihm schwer zu werden anfing, hin und her. „Ich höre so gern Gespenstergeschichten, und was Prophezeiungen betrifft" . . .

„Wann müssen Sie uns verlassen?" unterbrach Aremberg das Geschwätz seines Freundes. Er argwöhnte, daß die Depeschen des französischen Ministers nur eine Erfindung Rochefort's wären und einen Vorwand für sein Verweilen in Wien abgeben sollten.

„Wir haben heut den 21. April", sagte der Vicomte, „und ich wollte morgen abreisen. Leider aber kann der Herr Fürst Kaunitz mich erst übermorgen am 23. empfangen" — hier zitterte seine Stimme so eigenthüm-

lich, daß ihn Aremberg besorgt anblickte, fürchtend, daß ein Wahnsinnsausbruch, ähnlich dem zu Luciennes, im Anzuge sei, aber der Vicomte gewann die Herrschaft über seine Nerven und fuhr in seinem früheren gelassenen Ton fort: „So werde ich wohl vor dem Morgen des 24. April nicht aus dieser Stadt fortkommen.“

„Drei und zwanzig“, rieb sich Procop die Stirn, als suche er eines Gedankens, den er verloren, wieder habhaft zu werden. „Drei und zwanzig! Richtig, an dem Abend wollt' ich zu der Kartenschlägerin gehen!“ Und sich zu Aremberg hinüberneigend, flüsterte er mit verschmitztem Blick: „Ein Stelldichein, Bruderherz, ein“ . . .

Wärst Du doch im Mohrenland! dachte Robert und stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf den Boden. Sollte dies eine Warnung sein, so blieb sie für Procop unverständlich. „Du glaubst nicht an Karten, Ahnungen und Gespenster“, sagte er. „Du thust mir leid, Aremberg, Du bist ein Freigeist, Sie jedoch, Herr“ — er hatte den Namen vergessen und deutete nur mit der Rechten auf den Vicomte.

„Herr Graf, Sie irren sich nicht. Mich zieht ein Hang meines Geistes, den ich nicht erklären kann, in das Reich der Schatten.“

„Das Reich der Schatten, wie gut das klingt! So schaurig! Mein Herr, wenn Sie mir am Abend des

dreiundzwanzigsten April die Ehre Ihrer Begleitung schenken wollen" —

„Zu einer Kartenschlägerin" . .

„Ich bitte Sie, Herr Vicomte", mischte sich übereifrig Aremberg in das Gespräch, „diesen Thorheiten meines Freundes keine Bedeutung beizulegen" — er winkte ihm dabei mit den Augen zu: Du siehst ja wohl, daß er betrunken ist.

„Du brauchst nicht von der Parthie zu sein, Robert! Wer nicht an Gott glaubt, fürchtet sich vor dem Teufel. Was schneidest Du für ein Gesicht? Ich wette, Du hast Angst vor der alten Ursula! Dafür rechne ich auf Sie, mein Herr! Ich vertraue auf Ihre Wissenschaft, Sie werden die Hexe entlarven, im Fall sie uns an der Nase herumzöge."

„Daß wir betrogen werden, Herr Graf", erwiederte der Vicomte, „ist unter allen Umständen das Wahrscheinlichste. Was für alberne Teufel müßten das sein, die auf den Ruf eines alten Weibes hörten, haha! Und Kartengeister, Katzengeister!" Er lachte so laut und harmlos und rieb sich so vergnügt die Hände, als hätte ihm Procop Aussicht auf das seltenste Schauspiel gemacht. „Eine Kartenschlägerin in Wien! Wenn Sie erlauben, werde ich Sie begleiten."

„Topp, um neun Uhr des Abends hole ich Sie aus dem Römischen Kaiser ab."

„Ich werde bereit sein; Damen und Gespenster darf man nicht warten lassen.“

„Das wird ein lustiger Abend! Vornehme Gäste, alte Ursel! Aber Du wirst Deinen alten Kopf anstrengen müssen, uns unser ganzes Sündenregister vorzuhalten! Das ganze, es darf auch nicht ein Titelchen daran fehlen.“

Aremberg war aufgestanden und hatte das Fenster geöffnet. Bei dem lauen Frühlingswetter war es dumpf und schwül im Gemach geworden. Wie ein Feuerstrom rann ihm das Blut durch die Adern. Wäre es nur möglich, gegen Schatten den Degen zu ziehen, mit Schatten zu fechten! Auch um den Preis des eigenen Blutes: er brauchte eine Abkühlung. Sollte er einen Streit mit dem Vicomte beginnen? Worüber? Daß ihm seine Schuhschnallen nicht gefielen oder daß der Schnitt seines Rockes zu republikanisch wäre?

Eine Hand legte sich auf seine Schulter: schwankend war Procop hinter ihn getreten. „Bist Du böse, zukünftiger Schwager? Beim heiligen Wenzel, wir wollen die Hexe nicht um Deine Geheimnisse und Deine Jungfräulichkeit befragen. Beileibe nicht! Robert Aremberg, der Fleckenlose! Das Muster der Ehemänner! Willst Du denn keinen Scherz verstehen“ — und seine Stimme sank zum Flüsterton herab. „Während der Narr die Karten und die Kunstgriffe der

Alten studirt, kann ich ungestört mit dem Mädchen reden, so begreife doch!"

Aremberg betrachtete den Freund mitleidig: der wollte einen Kampf der List und Geschicklichkeit mit dem Vicomte Jocelyn de Rochefort aufnehmen! Ist es denn wahr, daß die Dümmsten die Kühnsten und die Glücklichsten sind? Unwillkürlich wandte er seine Augen von Procop auf den Mann, den jener zum Deckmantel seines Abenteuers zu brauchen gedachte. Freilich, wie jetzt der Vicomte dasaß, hinfällig, schlafsüchtig, mit blödem Ausdruck, ein nichtssagendes Lächeln in dem leeren Gesicht, das Glas in der Rechten, mit den Fingern der Linken auf die Tischplatte trommelnd, in einer Kleidung, die, weil sie ihm nicht festsaß, etwas Wunderliches und Vernachlässigtes hatte, wer hätte einen überlegenen Scharfsinn, einen kampferprobten Arm, einen mächtigen Aufschwung des Geistes in ihm vermuthet? So theilnahmlos, dumpf vor sich hinbrütend, hatte er an der Tafel der Dubarri gesessen, um wenige Minuten später —

„Wissen Sie, mein lieber Graf", sagte Rochefort in das Nachdenken Aremberg's hinein, „wir wollen der Hexe — wie nannten Sie doch das Weibsbild? Ursula, richtig! Wir wollen ihr eine Falle stellen."

„Eine Falle?"

„Ehe sie uns die Zukunft enthüllt, soll sie uns die Vergangenheit offenbaren. Wenn sie nicht weiß, was

wir schon erlebt haben, wie kann sie uns sagen, was wir noch erleben werden? Das Dasein des Menschen ist ein Ring, das Ende beißt in den Anfang."

„Was wir durchgemacht! Hm, mein lieber Herr, das wäre eine lange Aufzählung", schüttelte Procop sorgenschwer sein Haupt. „Wenn ich an meine Mailänder Geschichten denke" —

Die Arme übereinander geschlagen, den Rücken an das Fensterkreuz gelehnt, stand Aremberg im Halbdunkel.

„Am dreiundzwanzigsten April", sagte Rochefort mit starker Stimme, sich mit dem Oberkörper aufrichtend, als stände er schon vor der Kartenschlägerin, „was ist da geschehen?"

„Ja, ich weiß es nicht", versicherte Procop treuherzig.

„Ein Gedenktag — ein Tag des" . . . Er hatte seinen Sessel verlassen und sich Aremberg genähert. Sein Athem ging schwer und heiß. In wilder, für den Beobachter unerträglicher Beweglichkeit rollten seine Augen, die bisher so schläfrig dareingeschaut. „Oho, Herr Graf Aremberg, Sie, Sie müssen das Geheimniß des dreiundzwanzigsten April kennen!"

Es ist doch ein Wahnsinniger, dachte Robert und blieb ruhig. Trotz seines Nachsinnens vermochte er sich keines Vorfalls zu erinnern, der ihn jemals an diesem Tage mit dem Vicomte in Berührung gebracht hätte.

Darum antwortete er in höflicher Ablehnung: „Auf Ihrer Seite ist hier ein Irrthum, Herr Vicomte.“

„Ach, wie vergeßlich sind doch die Menschen! Wie veränderlich! Und doch ist das dritte Wort, das sie im Munde führen: ewig! Ewiger Friede, ewige Liebe! Ist es nicht zum Todtlachen, Herr Graf Thurm? Dort der Herr Graf Aremberg behauptet: der dreiundzwanzigste April sei ein gemeiner Tag, ein Tag mit Sonnen-Aufgang und Untergang, mit Essen, Trinken und Schlafen, wie alle Tage, nichts weiter. Und an diesem Tage im Jahre 1777 hat er um neun Uhr Abends im Park von Trianon die Gräfin Corona Thurm gesehen und ist ihr bis auf den Marktplatz von Versailles gefolgt, zu einem Hause — Haha! Was ist eigentlich das Leben? Erschöpft euch in den tiefsinnigsten oder thörichtsten Gedanken darüber, es ist eine Tollheit! Bin ich wirklich im Irrthum, Herr Graf?“

Hätte Aremberg am Rande eines Abgrundes gestanden, mit dem vollen Gefühl seiner gefährlichen Lage, er wäre doch vor dem Vicomte, der immer heftiger auf ihn einsprach mit heiserem Gelächter, mit den Bewegungen eines Besessenen, einen Schritt zurückgetreten. Welch' eine Stunde rief ihm dieser Mensch in das Gedächtniß zurück!

„Ich weiß, ich weiß“, sagte er keuchend. „Aus dem Hause eilte Graf Erbach“ . . .

„Endlich!“ Und Rochefort ließ seine erhobenen Arme sinken. „Es war ein so spaßhaftes Zusammentreffen. Ich stand auf dem Markte und betrachtete einen Kater, der liebeseufzend auf einem Dache spazieren ging. Ich war schwermüthig und sang das Lied des Grafen Almaviva für mich hin. Da geriethen die beiden Herren an einander“ —

„Genug“, rief Aremberg herrisch, jetzt wieder bei voller Besinnung. „Was damals nicht zum Austrag kam, mein Streit mit Erbach, kann heute, kann morgen ausgefochten werden.“

Rochefort war zu dem Tisch gegangen und hatte ein Glas Wein hinuntergestürzt; die unnatürliche Spannung seines Wesens schien nachzulassen.

„Graf Erbach“, begann er, „ich wäre neugierig, ihn wiederzusehen. Ist er auf seinen Gütern in Böhmen?“

„Nein, er wohnt in Wien bei Mariahilf“, entgegnete Procop arglos.

„In Wien!“ Diese Antwort schien die Tollheit des Vicomte von Neuem zu erwecken. „Ich muß zu ihm, entschuldigen mich die Herren.“

„Glück auf den Weg!“ meinte Aremberg in einem Ton, der eher den Wunsch ausdrückte: daß Du den Hals brächest!

Die Thür in der Hand, drehte sich der Vicomte noch einmal um: „Weiß der Herr Graf Thurm viel-

leicht, ob ein Franzose mit Namen Blanchard in der Nähe des Grafen weilt?"

„Blanchard", schrie Aremberg: er war bei diesem Namen bleich und starr geworden.

„Blanchard, das ist der Mann, der mit Windsäcken den Himmel befahren will", erwiederte Procop, „den finden Sie hochgeehrt im Erbach'schen Hause."

„Noch einmal Verzeihung, meine Herren! Guten Abend, und vergessen Sie nicht den dreiundzwanzigsten April!"

Nun war er hinausgestürmt.

„François Blanchard lebt im Hause Erbach's", tobte Aremberg und packte Procop am Arme: „Warum hast Du mir das nicht früher gesagt? Bin ich unter Verräthern?"

„Ist euch der Wein zu Kopf gestiegen oder hat euch, wie sie in Italien sagen, die Tarantel gestochen? Laß mich! Erst geberdet sich der Franzose wie ein Rasender, weil übermorgen der dreiundzwanzigste April ist, als ob nicht in jedem Jahr ein Tag der dreiundzwanzigste April wird! Und nun wüthest Du, weil Erbach einen französischen Windmacher im Hause hat. Das sollt' ich Dir erzählen? Bin ich der Haushofmeister des Grafen, um über seine Diener Listen zu führen? Geh mir! Bei allen Heiligen im Kalender, ich bin der einzig Nüchterne hier! Das schmerzt!"

Und um diese Schande nicht länger auf sich sitzen

zu lassen, schenkte er sich ein neues Glas ein. Während der Rede Procop's war Aremberg wieder zur Erkenntniß der Wirklichkeit gekommen. Der Nebel, der Alles bisher vor ihm eingehüllt, die Phantome, die er erzeugt hatte, zerrannen und zerstoben. Noch warf er scheue Blicke in die Ecken des Gemachs, und als nichts Fremdartiges aus dem Halbdunkel sich erhob, kein Gesicht klagend und schmerzentstellt ihm entgegenstarrte, der Wind, der durch das Fenster fuhr, keinen Namen flüsterte, schüttelte er den Druck, unter dem er seit dem Eintritt Rochefort's in das Zimmer gelitten, vollends von sich ab. Du hast Dich wie ein Kind, das sich vor Gespenstern fürchtet, erschrecken lassen, sagte er zu sich selbst. Es ist eine alte verjährte Geschichte! Da sie so lange vergebens geforscht, warum sollten sie gerade jetzt auf die Wahrheit gestoßen sein? Und wenn auch! Mögen sie doch Alles wissen, wer bist Du und wer sind sie? Noch reicht der Pöbel nicht bis zum Grafen Aremberg hinauf.

Er war zu dem einsamen Trinker getreten.

„Ich war heftig, Procop, laß es gut sein. Dieser wüste Mensch hat eine Weise, die mich verwirrt und aufregt. Du hast das rechte Wort getroffen, seine Raserei steckt an. Blanchard! Mir fällt ein, daß Erbach bei seiner Mutter in Versailles gewohnt hat. Dieser bürgerliche Lump war Zeuge des unangenehmen Auftritts, den ich mit dem Grafen hatte. Die Erin-

nerung daran hat mir die Galle über Gebühr erregt. Aber Alles mahnt mich, endlich mit diesem Erbach abzurechnen."

„Wir werden ihm das Mädchen entführen."

„Welche Hartnäckigkeit im Unsinn! Wer hat Dir nur zu diesem Gedanken verholfen?"

„Spotte nur! Der Lobkowitz war der Erste, der davon sprach. Bruderherz, nimm es mir nicht übel, der ist klüger als wir beide. Halt der geriebenste Fuchs im ganzen Wien!"

„Meinetwegen. Mit dem Franzosen wirst Du nicht allein zu dem Abenteuer gehen, Du kennst diesen gefährlichen Mann nicht."

„So komm' mit. Der Spaß wird noch einmal so gut. Ein deutscher Cavalier wird diesen Vicomte prellen, daß es eine Freude sein soll."

Einen Entschluß suchend, war Aremberg einige Male dröhnenden Schrittes durch das Gemach geschritten. Zuweilen stand er horchend still. Ueber ihm in der Wohnung Rochefort's regte sich nichts.

„Procop!"

„Was hast Du?"

„Willst Du mich zu Deiner Schwester begleiten?"

„Heute noch? Das nenne ich einen zärtlichen Liebhaber! Willst Du ihr ein Ständchen bringen?"

„Zu dieser Stunde."

„Wetter, mit dem Ton ist nicht zu scherzen. Was hast Du vor?“

„Ich will Gewißheit haben. Sie hat freie Wahl, aber sie soll wählen. Ja oder nein!“

„Bedenke —“

„Du zögerst? So bleibe! Ich habe alle Rücksichten und Bedenklichkeiten hinter mich geworfen; es drängt mich der Entscheidung meines Schicksals entgegen.“

Seufzend erhob sich Procop. Ich bin unter Tollhäusler gerathen, wiederholte er sich zum Trost. Mein Widerspruch würde ihn nicht besänftigen, mag er denn mit dem Kopf durch die Wand rennen. Oder glaubt er die Corona durch seine Barschheit einzuschüchtern? Er wird anlaufen, daß ihm die Augen übergehen.

Vom Römischen Kaiser bis zu dem Platz, der „am Hofe“ genannt wird, wo der Marchese in der Nähe der päpstlichen Nuntiatur eine Wohnung gefunden, war der Weg nicht weit. Wortlos schritten die beiden jungen Männer neben einander dahin. Die Abendluft, die ihn nach der Schwüle im Gemach und dem Weindunst doch kalt entgegenwehte, drohte Procop gefährlich zu werden. Mehr als schicklich schwankte er hin und her. Um so fester und entschlossener trat Aremberg auf. Nach den peinlichen Vorfällen des Tages war ihm der Entschluß, den Knoten aller Wirrnisse zu zerhauen, eine Erleichterung. Auf dem Platz

war es einsam und still. Die Springbrunnen rechts und links von der Mariensäule rauschten eintönig.

Um so größer schien die Unruhe in der Wohnung des Marchese zu sein. Auffällig stach die Stille draußen gegen das hastige Hin- und Wiederlaufen der Diener und ihre bestürzten Mienen bei dem Anblick der beiden Cavaliere ab. Händeringend, die Perrücke halb vom Kopf geschoben, fanden sie den alten Herrn im Empfangszimmer. Jetzt hüpfte er auf einem Fuße umher und sang mit kreischender Stimme die Anfänge italienischer Arien, jetzt sank er ächzend in einen Sessel und wischte sich die Augen. Erst nach einer Fluth von Ausrufungen und Verwünschungen stand er den Fragen Aremberg's Rede.

„Das Unglückskind", schrie er, „der Satanssohn! Giacomo, meinen Degen! Ich muß ihn ermorden! Und obenein, Signor Conte, es ist aus mit ihm! Es ist aus mit ihm! Seine Stimme schlägt über! Es ist ein Tenor für die Verdammten im Inferno!"

„Also um Rossi handelt es sich einmal wieder?"

„Um Rossi!" wiederholte Procop gelangweilt und suchte einen Sessel, er konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten.

„Ja, um Rossi! Früher war er ein Mirakel, ein Weltwunder —"

„Wo ist er jetzt?"

„Das ist ja das Unglück! Bei Corona ist er!

Vor einer Viertelstunde ist er die Treppe hinaufgestürzt, hat die Diener zurückgestoßen —"

„Gewalt?" brauste Aremberg auf, der bisher dem Ganzen keine Wichtigkeit beigelegt.

„Nein! Bei dem Lärm im Vorzimmer hat sie die Thür geöffnet, Corona. Sie haben sich beide eine Weile starr angesehen, starr, wie die Marmorbilder in Rom. Dann hat er sie um eine Unterredung gebeten, sie hat mit dem Kopfe genickt, so, wie eine Kaiserin nickt — und nun ist er in ihrem Zimmer und redet."

„So werden wir warten müssen, bis die Unterhaltung zu Ende ist", entgegnete Aremberg gleichmüthig. Der Sänger war nicht der Mann, ihm ein anderes Gefühl zu erregen, als das der Nichtachtung.

Trotz der ernsten Absicht, die ihn hergeführt, zwang ihm die weitere Erzählung Val' Ombrone's ein Lächeln ab. Der Marchese hatte mit dem Fräulein der Vorstellung der Oper beigewohnt; sie waren erst nach dem Beginn in die Loge getreten und hatten die Zuschauer schon in lebhafter Verstimmung gefunden. Der Tenor sei einmal wieder krank und habe, sich zu schonen, einige der beliebtesten Nummern ausgelassen. Um nicht Zeuge von einer neuen Niederlage Rossi's zu werden, wollte der Marchese das Haus verlassen, aber in einer Anwandlung von Grausamkeit und Schadenfreude bestand Corona darauf, zu bleiben, ja sie bog sich, um besser sehen zu können, als Antonio auf der Scene

erschien, weit über die Brüstung. Der Unglückliche war in einem solchen Zustande von Verwirrung und Aufregung, daß man ihn gar nicht mehr vor die Lampen hätte schicken sollen. Er versuchte es, zu singen, umsonst, er brachte keinen Ton hervor. Die Zuschauer wurden unruhig, mitleidig waren die einen, boshaft die andern. Plötzlich, bei einer Bewegung seines Kopfes, als seine Augen hülfesuchend sich nach oben richteten, bemerkte Rossi Corona. Ihr spöttisches Lachen — und der Marchese entschuldigte die Laune seines Lieblings mit dem grotesken Anblick, den der Sänger und der Chor auf der Bühne in diesem Augenblick geboten — stachelte indessen Rossi zu einer letzten verzweifelten Anstrengung. Diesmal glückte es besser, sein Ton war kreischend, aber er sang doch, und allmälig wurde seine Stimme voller und reiner, er sollte seine Krieger zu irgend einer mythologischen Heldenthat aus der alten Fabelwelt begeistern, Sieg oder Tod schloß seine Arie. In drolligster Weise ahmte der Marchese dem Sänger nach: wie ein vom Dämon Besessener habe er gesungen, sein Schwert gezückt, seinen Mantel bewegt; die Choristen hätten nicht hinter ihm zurückbleiben wollen, es sei gewesen, als gingen sie wirklich als Trojaner unter Hektor's Führung in den Kampf gegen Achill's Myrmidonen; unter einem ungeheuerlichen Beifallssturm sei der Vorhang gefallen. Damit

endete die Vorstellung, es ward gemeldet, Antonio Rossi läge in Ohnmacht.

„Vielleicht stattet er jetzt dem Fräulein seinen Dank ab für den Triumph, den sie ihm verschafft hat", meinte Aremberg, „sonst verdiente sein unverschämtes Eindringen bei ihr Stockprügel."

Val' Ombrone fing wieder seine Flüche und seine Sprünge durch das Gemach an, und Procop athmete schwer und ängstlich im Halbschlaf. Indessen hatte die Begegnung Corona's mit Antonio eine Wendung genommen, welche den Dünkel des jungen Edelmanns auf das Empfindlichste verletzt und seine Haare sich hätte sträuben lassen, wenn er sie geahnt.

Beschämt, unzufrieden mit sich selbst, war Corona aus dem Theater zurückgekehrt. Was hast Du gethan! Einen Unglücklichen verhöhnt! Einen Armen, dessen Unglück Du mit verschuldet hast. Wie anders würde Renata an Deiner Stelle gehandelt haben! Und nun verglich sie ihr ganzes Leben, Sinnen und Trachten mit dem der Freundin, ein Widerwille gegen sich selbst, Unlust an Allem erfaßte sie. Warum bist Du damals im Walde von Eger vor den Häschern geflohen? Viel besser, sie hätten Dich anstatt Hedwig's nach dem Kloster geschleppt! Hinter seinen Mauern wärest Du verschollen oder lägest im kühlen Grund der Erde, hättest Frieden und wüßtest von keinen Schmerzen und Träumen mehr. Aus diesen Gedanken hatte sie der Lärm

im Vorgemache aufgeschreckt. Wenige Minuten nachher sah sie sich Rossi gegenüber. Der Marchese hatte nicht ohne Grund sie mit einem Marmorbilde verglichen. Zu ihrem reichen Putz, ihrem wohl frisirten gepuderten Haar stand der starre Ausdruck ihres Gesichts, in dem Alles bis auf die Augen bewegungslos schien, in einem unheimlichen Gegensatz. So mag die Tochter des Augustus geblickt haben, als sie zum letzten Mal mit Ovidius sprach und dem Geliebten seine Verbannung ankündigen mußte.

Dieser Mann — nein, sie hatte ihn nie geliebt. Seine Erzählungen von dem freien Leben eines Künstlers hatten ihre kindische Phantasie entzündet, in ihr ödes Dasein auf dem Schloß der Großmutter fiel von einer geheimnißvollen, unbekannten Welt, der Bühne, ein magischer Schein. Blindlings war sie diesem Schimmer gefolgt. Tagelang, wochenlang hatte Antonio mit seiner Einwilligung in ihren Plan gezögert und ihr das tollkühne Beginnen auszureden versucht, endlich trieb ihn ihre Leidenschaft vorwärts, auch er wurde von dem Schwindel halb der Liebe, halb des Ehrgeizes ergriffen, der sie bewegte. Wo waren diese Zeiten der Thorheit und der Hoffnung! Wo sie zusammen Luftschlösser gebaut und überall vor sich Lorbeern und Rosen sahen! Dem kurzen Rausch war die Ernüchterung nur zu bald gefolgt. In Corona's Herzen verwandelte sich die ehemalige Zuneigung in Haß, in Antonio's Herz zog

die Hoffnungslosigkeit ein. Je unzufriedener sie sich fühlte, um so stärker wurde ihre Abneigung gegen den unschuldigen Mann. Es war ihr peinlich, durch ihn an jene abenteuerliche Flucht erinnert zu werden, die für sie der Eintritt in die Welt und das Leben gewesen war. Daß er ihrem Willen nachgegeben, vergalt sie ihm jetzt mit ihrer Feindschaft. Unerträglich hatte sie schon in Paris seine Keckheit genannt, dorthin zu kommen. Die Geschichten, in denen man sie mit dem Sänger in Verbindung brachte, waren nicht ausgeblieben und hatten ihrer Erbitterung neue Nahrung geliehen. Triumphirend hatte sie sein Mißgeschick vernommen, dennoch war er nicht gewichen. Verfolgte er sie wie eine Schuld, die nicht auszustreichen ist?

„O, Signora“, sagte er ihr jetzt, „die Sterne sind stärker als wir. Obgleich Sie mich hassen, und ich Sie fürchte, hat mich das Schicksal doch wieder zu Ihnen geführt, vor Ihre Augen, die ich nicht vergessen kann, und die mich versteinen! Meine Verurtheilung und mein Unglück lese ich darin.“

„Ich will nicht Ihr Unglück, Signor! Ich habe nur den einen Wunsch, Ihnen nicht mehr zu begegnen. Sagt Ihnen Ihr Gefühl nicht, daß dieser Wunsch ein natürlicher und gerechter ist? Vermeiden Sie die Stätte, wo ich weile! Schon in Paris hatte es Ihnen der Marchese in meinem Namen befohlen, warum gehorchten Sie nicht? Die Sterne schützen Sie vor!

Die Sterne! So reden die Schwächlinge und die Feigen."

Der harte Ton ihrer Stimme erschreckte ihn noch mehr, als die Unerbittlichkeit ihres Ausdrucks.

„Ich gehe, Signora", entgegnete er, den Kopf neigend, „und befreie Sie auf immer von meinem verhaßten Anblick. In meinem Vaterlande werde ich die Einsamkeit und den Tod suchen. Er wird barmherziger sein als Sie und mich mit einem Schlage vernichten."

„Leben Sie, Signor, leben Sie beglückt und friedlich!"

„Ein Sterbender nimmt von Ihnen Abschied, Signora. Meine längst erschöpften Kräfte haben heute den letzten Stoß erlitten. Mir ist etwas Seltsames begegnet. Ich habe Ihnen eine Botschaft auszurichten."

„Eine Botschaft? Von wem?"

„Sie können mich dabei keines Eigennutzes beschuldigen, meine Laufbahn ist zu Ende; ich erwarte weder Lohn noch Dank, ich erfülle nur eine Pflicht."

Sie war verwundert einen Schritt vor ihm zurückgetreten.

„Der Graf Erbach", fuhr Antonio fort, „hat mir eine blutige Warnung mit seinem Degen auf meinen Arm geschrieben. Eine blutige, aber er meinte es gut mit mir! Ich Thor, statt ihr Folge zu leisten, wollte

ich ihm lange dafür ans Leben. Mehr als einmal habe ich ihn in meinen Träumen erschlagen. Und warum? Ein Künstler hat mit einer Gräfin nichts zu schaffen, er bleibe in seinem Kreise. Ich will dem Grafen die Warnung jetzt heimzahlen, er hüte sich vor Robert Aremberg."

„Was wagen Sie?"

„Und auch Sie, Signora, auch Sie! Ein Mann, der alle Geheimnisse kennt —"

„Den Namen, Signor! Wenn ich Ihnen Glauben schenken soll."

„Er hat keinen Namen", erwiederte Antonio. „Als ich in Paris meinem unglücklichen Dasein durch einen Sprung in die Seine ein Ziel setzen wollte, hat er mich zurückgehalten. Vendetta, hat er gerufen und mir meine wahren Feinde genannt."

„Ach, Sie wollen sich heimtückisch an dem Grafen Aremberg rächen! Sie sind ein feiger Verleumder!"

„Ein Verleumder?" rief Rossi. „Hier, hier! Dies Bild halten Sie dem Grafen entgegen, dies Bild!"

Er hatte ein kleines Pastellbild in Medaillonform aus der Tasche gerissen und gab es ihr. „Heute war der Mann wieder bei mir, von ihm kommt das Bild. Wer sagt, daß ich lüge und verleumde? Von Ihrem Haupte will ich eine Gefahr wenden!"

„Signor, ich pflege mich allein zu schützen."

„Beschützt Ihr sie, gütige Engel! Breite Deinen Schleier um sie, Königin des Himmels! Auf Nimmerwiedersehen, Signora! Kann meine Liebe, meine gottlos wilde Liebe zu Euch nicht Eure Verzeihung finden, gönnt ihr Euer Mitleid!“

Sie regte sich nicht, als er nach diesen leidenschaftlichen Worten das Gemach verließ, ihre Finger umschlossen nur fester das Medaillon. Irgend ein Feind Aremberg's hatte den krankhaft erregten Zustand des Sängers benutzt und ihn zu diesem Schritte angetrieben, um selbst im sichern Dunkel bleiben zu können. Das Gewebe war so grob gesponnen. Um ihr die Verbindung mit Aremberg verhaßt zu machen, spielte man ihr ein Bild in die Hände — sie hatte es noch nicht einmal genau betrachtet, das Bild eines jungen Mädchens, eine erste Geliebte vermuthlich. Als ob sie Robert Aremberg liebte, als ob dadurch ihre Eifersucht erweckt werden könnte! Und von wem kam dieser Schlag? Von einem Unbekannten, der sich einen verliebten Thoren zum Mundstück erkoren! Es war ihrer nicht würdig, auch nur das geringste Gewicht darauf zu legen oder gar den Grafen darüber zur Rechenschaft zu ziehen.

Dessen Ungeduld aber war nicht länger zu zügeln gewesen, er hatte die Thür geöffnet.

„Meine angebetete Corona“, sagte er, „Sie verzeihen, daß ich Sie überfalle. Dieser freche Mensch ...

Sie zittern! Was hat er sich erlaubt? Sie wenden Ihre Blicke von mir, Sie suchen mir etwas in Ihrer Hand zu verbergen, mir, Ihrem Freunde!"

„Es ist nur ein Bild!"

Welche Frechheit! rief es in Aremberg. Dieser Gaukler wagt es, ihr sein Bild zu geben, und sie wirft es ihm nicht vor die Füße. „Zum Fenster hinaus damit!" polterte er in seiner Heftigkeit.

„Mit diesem Bilde? Es ist nicht für mich, es ist für Sie bestimmt, Herr Graf! Ist es? Ueberzeugen Sie sich doch!"

Und sie hielt ihm das Medaillon vor die Augen.

Seit mehreren Stunden hatte Aremberg einen dumpfen Schmerz gefühlt, als hätte er von hinten her einen Schlag auf den Kopf erhalten: die Empfindung war der Thatsache vorangeeilt, erst jetzt fiel der Schlag. Er taumelte zurück, er griff nach der Stirn: träumte er denn? Hatte der Schatten, der ihn so lange gestaltlos umschwebt, endlich Farben und Formen gewonnen und sich trügerisch mit dem Schein des Lebens bekleidet — des Lebens, aus dem er doch entschwunden war? Wie war dies Bild in Rossi's Hände gekommen? Wie? Er konnte noch fragen? Erbach hatte es Antonio gegeben und ihn den Gebrauch gelehrt, den er davon machen sollte. Im Geheimen hatte man die Waffe geschmiedet, hinterrücks schlug man damit.

„Dies Bild! Sie erschrecken? Sie kennen das

Mädchen!" drängte Corona, nun auch in entflammter Leidenschaft, mit trotzig fordernder Stimme.

Sei ein Mann, auf der Spitze Deines Degens trägst Du Dein Glück, sagte sich Aremberg, richtete sich auf und antwortete: „Ich kenne das Mädchen, sie hieß Sophie Blanchard."

„Sie hieß? Sie ist todt! Sophie Blanchard, die Schwester —"

Er ließ sie gar nicht ausreden: „Von François Blanchard, den der Graf Erbach als Spion gegen mich gebraucht."

„Todt! Und Sie sind die Schuld ihres Todes, Sie! Widersprechen Sie nicht, ich ahne es!"

„Corona!"

„Ich werde Alles erfahren."

„Sie sollen es, auf der Stelle."

„Nicht durch Sie; lassen Sie mich."

„Sie wollen zu Erbach? Bei den Hoffnungen, die Sie mir gegeben, bei meiner Liebe bitte ich Sie, gehen Sie nicht. Es giebt ein Unglück!"

„Hoffnungen? Waren Sie eitel genug, sich Hoffnungen zu machen? Noch bin ich frei, mein Herr, noch! Sie werden mich nicht hindern, mit meinem Vetter zu reden."

„Sie lieben ihn! Die Wahrheit, Mädchen! Bei allen Heiligen, Sie lieben ihn?"

„Ja und Amen!" entgegnete sie stark und stolz und winkte ihm mit der Hand, zu gehen.

Ihre Bewegung entwaffnete seine Heftigkeit und verschloß ihm den Mund zur Antwort. Nur in ihm sprach es: Du hast seinen Tod besiegelt, Du, die Du ihn liebst. Die Hand am Degengriff, verneigte er sich und ging.

Corona war wie entrückt aus ihrer Umgebung, sie dachte und fühlte nur eins: Ich liebe ihn! Werde ihn immer lieben, ich Unglückliche!

Viertes Capitel.

Unruhig, mit großen Schritten ging Erbach in seinem Garten auf und ab. Grad geschnittene Taxuswände, in regelmäßigen Zwischenräumen von plumpen Vasen aus grauem Sandstein auf hohen Sockeln unterbrochen, um die im Kreisrund zierliche Blumenbeete angelegt waren, begrenzten auf beiden Seiten den Weg. An dem einen Ende stieg der kleine Hügel mit dem chinesischen Pavillon auf, dessen Glöckchen, ab und zu vom Winde getroffen, einen hellen Klang von sich gaben. Wenn Erbach auf seinem Gange bis zu dem Fuße der Anhöhe gekommen war, stand er still und warf einen besorgten Blick nach einem Fenster des Hauses, das am andern Ende des Gartenpfades mit seiner Terrasse lag. Die Linden, die im Sommer mit ihrem dichten Laube gerade dies Fenster am freundlichsten und lauschigsten umschatteten und verbargen, hemmten in dieser ersten Frühlingszeit noch nicht den spähenden Blick. Halblaut folgte ein Seufzer dem Blick, dann schritt er wieder dem Hause zu, aus dem

jetzt Blanchard heraustrat und die Stufen der Terrasse hinabeilte.

„Nun, habt Ihr ihn gefunden?“ fragte Erbach.

Der Andere zuckte die Schultern. „Nein, der Vicomte war nicht im „Römischen Kaiser“, seit der Frühe will ihn Niemand von den Dienstleuten mehr bemerkt haben; es ist, als hätte ihn der Wind davongeweht.“

„Eine unglückliche Geschichte, Blanchard!“

„Der Zustand der jungen Gräfin hat sich doch nicht verschlimmert?“

„Nein, darin will uns das Glück wohl. Der Arzt versichert, daß der Fieberanfall vorüber und jede Gefahr beseitigt sei. Er hat ihr sogar gestattet, eine kleine Weile aufzustehen. Aber der Graf Aremberg wird diese unbesonnene und unverzeihliche That Rochefort's nicht ruhig hinnehmen, es wird Erörterungen geben, die mit einem Zweikampf schließen. Wie ich Ihre arme Schwester beklage, mein lieber Franz, brauche ich es zu wiederholen? Wenn die Schuld, die der Graf gegen sie begangen, nicht durch ihren Tod unsühnbar für uns Menschen geworden wäre! Wo ist auch ein Gesetz, das den Frevel an Herzen bestrafte? Rücksichtslos in seiner Rachsucht, trifft der Vicomte nicht nur den Schuldigen, er reißt in Ihrem Busen eine alte Wunde auf und zerstört ein Verhältniß, in das

er als Ehrenmann nicht einmal eingreifen durfte, nicht in solcher Weise eingreifen!"

„Sie haben den Vicomte nicht gesehen, Herr Graf, Sie würden ihn sonst weniger hart verurtheilen. Athemlos, außer sich kam er am vorgestrigen Abend zu mir. Es war, als ob eine Bombe durch das Dach geschlagen. Seine Erscheinung erschreckte mich beinahe, wie die eines Gespenstes. Da ich so lange Nichts von ihm gehört, hatte ich geglaubt, er sei nach Amerika gegangen. Ich hab' ihn, schrie er einmal über das andere, ich hab' ihn. Er geberdete sich wie ein Wüthender, eine Wasserflasche, die auf dem Tische stand, schlug er an die Wand, daß die Scherben umherflogen. Holla, wie das klingt! tobte er. So wird es ihm gehen. Welch' einen Klang giebt doch der letzte Ton eines Dinges! Und während ich meine Instrumente vor ihm zu retten suche und nur immer meine Frage erneuere: Was ist Ihnen? Wo kommen Sie her? flucht und schluchzt er durcheinander: Arme Sophie, Du wirst nicht mehr am Rande Deines Grabes ruhelos umherirren müssen! Am Tage, wo Du starbest, wirst Du auch gerächt werden. Aufgeschaut, saumseliger träumerischer Bruder! Rächt man so seine Schwester, indem man über Himmelfahrten und Windsäcke brütet? Fluch der Feigheit, Fluch der Trägheit! Da läuft der Wolf, da! Nehmt Knittel, um ihn zu erschlagen! Knittel und Keulen her!

Herr Graf, es war ein Schauspiel, daß mir das Blut in den Adern gefror. Aus Furcht, er möchte durch seine Tollheit das ganze Haus aufschrecken, faßte ich ihn am Arm und führte ihn hinaus. Wir gingen in der Dunkelheit über das Feld der Stadt zu. Allmälig wurde er ruhiger, und ich erfuhr nun, daß er in dem Grafen Aremberg den Verführer meiner unglücklichen Schwester, den so lange verborgenen, endlich entdeckt hätte. Aber er wollte sicher gehen und sich nicht täuschen lassen wie die Justiz, die so oft einen Unschuldigen statt des Schuldigen straft, eine letzte Probe ..."

„Und Corona mußte sie machen", fiel der Graf ein. „Der Vicomte hat seinen Zweck erreicht, die Ueberführung, das Eingeständniß des Schuldigen. Was nun weiter? Ist seine Rache gesättigt, daß er Aremberg's Heirathspläne zerstört hat? Will er ihn fordern? Aremberg soll ein Meister in der Fechtkunst sein."

„Sie wissen, Herr Graf, daß ich nicht erst seit gestern allen Rachegedanken entsagt habe. Diese traurige Geschichte war für mich mit Sophiens Tode abgeschlossen und zur schmerzlichen Erinnerung geworden. In der ersten Wuth, als ich die Unselige wiedersah, wenn ich den schändlichen Verführer mir hätte gegenüber stellen können ... oh! Wie der Vicomte hätte auch ich gerufen: Herbei, erschlagt den Wärwolf! Aber die Zeit hat die Wunde vernarben lassen, die Ueberlegung bald diesen bald jenen Grund zu seiner Entschuldigung

geltend gemacht. Die Betrachtung der allgemeinen menschlichen Schwäche hat meinen Schmerz gelindert. Arme Menschheit, du bist nicht da, um glücklich zu sein! All' dies habe ich dem Vicomte vorgestellt, umsonst, Sie kennen ihn ja!"

„Die Sache ist zu weit gekommen, um einen friedlichen Ausgleich zu gestatten. Am Todestage des Mädchens, sagten Sie nicht . . ."

„Das war der beständige Schrei Rochefort's."

„Und dieser Tag, ist er nicht heute? Der drei und zwanzigste April? Ja, ja! Es wird hell in meinem Gedächtniß. Ich traf den Vicomte an diesem Tage in Trianon . . . Im Garten am Weiher! Welche Bilder drängen sich mir wieder auf! Blanchard, seien Sie aufrichtig, halten Sie Rochefort — ja, wie sage ich nur? — halten Sie ihn in seiner Raserei für fähig, einen Mord zu begehen?"

„Gnädiger Herr, einen Mord?"

„Es wäre eine That des Wahnsinns. Wenn er Aremberg ermordete, heute, in der Nacht? Wenn er darum nach Wien gekommen und in demselben Gasthof, wie der Graf, abgestiegen wäre?"

„Entsetzlich!"

„Man müßte Aremberg warnen, den Vicomte überwachen . . ."

„Ihre Unruhe, Herr Graf, steckt auch mich an. Ein Vorfall, den ich fast vergessen, Ihnen zu berichten,

erhält durch Ihre Meinung eine schlimme Bedeutung. Planlos war ich mit dem Vicomte feldein gelaufen nach den ersten Häusern von Gumpendorf zu. Einige Bäume stehen dort, hier sind große Holzplätze, dort ein Neubau mit Gerüsten, aufgeschichteten Brettern, Stangen und Steinen. Eine plötzliche Erschöpfung zwang Rochefort, sich auf einen Steinhaufen niederzusetzen. Nach der furchtbaren Ueberreizung seiner Nerven fürchtete ich einen Anfall seines alten Uebels, der fallenden Sucht. Besorgt sah ich mich in der öden Gegend nach Hülfe, nach einem Lichtschein um. Es war still und menschenleer. Da, während ich den Vicomte, der umzusinken droht, aufrecht halte, geht, ich kann nicht sagen, woher sie gekommen, eine Gestalt dicht an uns vorüber, erschrickt, als sie uns beide gewahrt, steht still, tritt aber dann auf meinen Zuruf einen Schritt näher. So, Angesicht in Angesicht, glaub' ich den Menschen zu erkennen und schreie auf: Zdenko!"

„Wie?" unterbrach ihn der Graf. „Zdenko, der Schelm, der Mordbrenner?"

„Derselbe. Ich habe sein Gesicht unter zu eigenthümlichen Umständen erblickt, als daß es mir je ganz aus dem Gedächtniß entschwinden könnte. Damals, bei dem Brande des Thurmes, wo er grinsend den Verheerungen des Feuers zuschaute, und in jener Nacht, entsinnen sich der Herr Graf noch, in der wir Mrakotin in das Schloß brachten!"

„Ja, ja! Weiter! Verfolgten Sie ihn?“

„Kaum hatte ich seinen Namen gerufen, so wendet er sich um und entflieht. Rochefort sieht in seiner Einbildung in dem Flüchtigen den Grafen Aremberg, eine übermenschliche Kraft scheint in ihm thätig zu werden, ich kann ihn nicht mehr halten, er reißt mich mit sich fort. Lange dauert die wilde Jagd nicht, wir stolpern über Steine und Unrath, über Gräben und niedrige Hecken, welche die Baustellen und die Plätze einfassen. Der, den wir verfolgen, hat das Weite gewonnen, keine Spur ist mehr von ihm da. Ein hochgiebeliges Haus fällt uns auf, alterthümlich mit kleinen vergitterten Fenstern, aus deren einem ein Lichtschimmer strahlt. Hinter einem Graben liegt es auf einer Erhöhung des Bodens, und als ich mich näher umgeschaut, erkannte ich auch das Gebäude wieder. Man kann es von dem Gartenhügel aus deutlich sehen; von einem Türken, der über die Hausthür gemalt ist, heißt es die Türkenburg und wird jetzt von einer alten Frau bewohnt, Ursula, die Kartenhexe nennen sie die Leute. Wir hörten dies von zwei Kutschern, die mit ihren Wagen in der Nähe des Hauses hielten, und bei denen wir uns nach dem Flüchtling und dem kürzesten Weg, den wir zu nehmen hätten, um die Stadt zu erreichen, erkundigten. Sie merkten bald, daß wir Fremde wären, und ein Geldstück machte sie willig, den Cavalieren Alles zu sagen, was sie wußten. Vornehme

Damen, die sie in ihren Wagen hergeführt, waren bei der alten Wahrsagerin. Mir erschien ihr Geschwätz langweilig und unerträglich. Der Vicomte indessen, obgleich er nur ein und ein anderes Wort verstand, und ich beständig den Dolmetscher spielen mußte, horchte gespannt. Endlich drängte ich zum Aufbruch, er wies noch einmal auf das Haus und rief: „Sieh es Dir genau an, Blanchard! In diesem Hause wird der Geist Deiner Schwester sich noch einmal zeigen! Wetter, wie wird die alte Hexe die Augen aufreißen, wenn einmal ein wahres Gespenst über ihre unsaubere Schwelle schreitet! Ich und der Graf und das Gespenst, wir werden dort zu Abend essen."

„Welche Ausgeburten der Tollheit! Doch ich dank' Ihnen, Blanchard! Rochefort's Plan wird mir immer klarer; er hat den Grafen unter irgend einem Vorwand auf den heutigen Abend zu der verrufenen Frau beschieden. Nur zur Hälfte ist er ein bedauernswerther Wahnsinniger, zur andern ist er ein boshafter verschlagener Mann."

„Und was beschließen Sie, Herr Graf?"

„Ich werde an Procop Thurm schreiben, daß er Aremberg an diesem Abend und in dieser Nacht nicht verläßt, ich werde selbst mit dem Eintritt der Dunkelheit nach dem Türkenhause gehen . . ."

„Herr Graf, in welche Verlegenheiten, in welche Gefahren wollen Sie sich muthwillig stürzen!"

„Muthwillig? Kann das Blanchard sagen, wenn es zwei Menschenleben zu retten gilt? Ich will mich nicht besser machen, als ich bin", setzte er mit aufflammendem Humor hinzu, „mich gelüstet's, lieber Franz, einem Gespenst in die Augen zu sehen, einem Wesen zu begegnen, das durch die Dämmerung des Todes geschritten!"

Damit war er in das Haus gegangen.

Er hatte gerade Muße, seinen Brief an Procop zu beendigen und zur schleunigen Bestellung einem Diener zu übergeben, als Renata bei ihm eintrat. Sie kam von der Kranken. Ein wohlthätiger Schlummer hatte Corona in seine weichen Arme genommen. „Ich hoffe", sagte die Gräfin, „er wird dem armen Kinde in jeder Beziehung gut thun. Ihr besseres Wesen mußte einmal diese Maske der Eitelkeit und Unnatur abwerfen und sich aus der Stimmung der Verzweiflung retten."

Das Bild Sophiens in der Hand, war Corona in der späten Abendstunde, als Blanchard und Rochefort gerade um das Türkenhaus streiften, bei der Gräfin erschienen. Sie wollte den Grafen nicht sehen, nur von Blanchard die Geschichte seiner Schwester erfahren und sich an Renata's Brust ausweinen. So lange zurückgedrängt, brach das Bedürfniß, sich auszusprechen, mit verdoppelter Gewalt aus. Zu schwer wurde die Last, die ihr Herz bis dahin allein getragen. Das Gespräch mit Rossi, das Unerklärliche, das in der

Gabe des Bildes lag, Aremberg's Erschrecken und Zürnen hatten sie verwirrt und ein Gefühl des Elends und des Verlassenseins, wie sie es herber nie empfunden, in ihr erweckt. Sie war auf die Kniee gefallen und hatte inbrünstig gebetet. Inbrünstig, wie an jenem Morgen im Grenzwalde, wo sie Gott angefleht, ihr einen rettenden Engel zu senden, und wo die Ankunft des Marchese ihr wie die unmittelbare Erhörung ihres Gebetes erschienen war. Wieder schrie sie aus der tiefsten Tiefe der Noth zu Gott. Damals war nur ihr irdisches Theil bedroht, jetzt regte ängstlich auch ihre Seele in der Finsterniß der Sünde und des Zweifels die Flügel. Da ging ihr im Glanz der Verklärung ein Bild aus der Jugendzeit auf: Renata mit den frommen Augen, welche so eigen in die Welt blickten, die Hände zärtlich nach ihr ausgestreckt, als wollte sie das verirrte Kind an sich ziehen. „Sei Du mein Engel!“ Mit diesen Worten hatte sich Corona der bestürzten Frau zu Füßen geworfen. Es stellte sich indessen bald heraus, daß dem Fräulein bei ihrem leidenden körperlichen Zustande ein Arzt nöthiger war, als der Zuspruch und Trost der Freundin. Sie konnte nicht mehr nach der Wohnung des Marchese zurückkehren, sondern mußte in Renata's Hause bleiben. Während der Nacht lag sie in schweren Fieberphantasien, die auch im Laufe des nächsten Tages sich noch nicht zerstreuten. Erst in der Morgenfrühe des heutigen

war eine Besserung und Befreiung eingetreten, die im raschen Vorschreiten jeden Gedanken einer ernstlichen Gefahr verbannt hatte.

„Sie schläft", wiederholte Renata, „und wenn sie erwacht, wird sich auch der Bann gelöst haben, in dem ihre Seele schmachtet."

„Welche Prüfungen hat sie durchgemacht", sagte Erbach, den die Ungeduld nicht sitzen ließ, „in ihrer Jugend! Bei so großen Verführungen, denen das Leben ihre Schönheit aussetzte! Ist es nicht ein Wunder, daß sie uns noch so rein und unentweiht zurückkehrt? Ihr Sinn hatte bisher nur das Glänzende und Flüchtige ergriffen, und mit Allem gespielt; boten ihr doch die Kunst und die Welt ihre Blüthen freiwillig dar! Eine so reiche, so mannigfach begabte Natur, der nur eins fehlt, das Gleichmaß!"

„Du wägst sie doch mit zu leichtem Gewicht", entgegnete Renata und legte, um seinen hastigen Gang zu mäßigen, ihren Arm auf den seinigen. „Hinter all' diesem Leichtsinn und diesen wechselnden Launen, die heute leidenschaftlich etwas ergreifen und halten, nur um einen Besitz zu haben, den sie morgen verächtlich von sich werfen können, lebt ein Dauerndes in ihr."

Erbach wandte das Gesicht zur Seite. Was mußte er in der nächsten Minute hören? „Ich glaubte es auch", meinte er abgebrochen. „Die Liebe, der Beruf zur Kunst — sie würden, so hatte ich gedacht, über alle

äußerlichen Hindernisse endlich triumphiren und Corona's Schicksal bestimmen. Du siehst, wie rasch sie diesen Hoffnungen entsagt hat."

„Weil sich mit dem Wunsch, eine große Sängerin zu werden, ein anderer verband, der ... Ach, lieber Paul, ich rede nicht meinetwegen und würde schweigen, wenn das Loos des unglücklichen Mädchens mir nicht so tief zu Herzen ginge, so tief ..."

„Rede nur, Renata! Ich liebe sie ja wie eine Schwester!"

„Wie eine Schwester!" Nun sah sie ihm in die Augen und umschlang seinen Hals! „Das ist es eben! Das ist ihr Schmerz! Sie liebt Dich, Paul, wie ich Dich liebe! Nein, nicht so selbstlos, willenlos, abgöttisch, wie ich Dich jetzt liebe!"

„Du Liebe, Gute!" Er küßte sie sanft auf den Mund und führte sie zu einem Sessel. Dort blieb er vor ihr stehen und hielt ihre beiden Hände gefaßt. „Wie soll ich nur, ohne Dich zu kränken und ohne ihr Unrecht zu thun, Dir Alles erzählen, erklären!"

„Sprich nicht, sieh mich nur an! Du liebst mich jetzt?"

„Ich liebe Dich, Renata! Meine Phantasie konnte Dir untreu sein und dem bunten Schmetterlinge, der so unerwartet vor mir aufgeflogen war, eine Weile geblendet folgen. Meine Seele vermochte sich nicht von Dir loszureißen. Sanft mahnend zog sich ein stilles

Deingedenken durch alle Irrungen. Und als ich ernstlich für meine und Corona's Ruhe fürchten mußte . . ."

„Bist Du Herr der Versuchung geworden", sagte Renata mit leuchtenden Augen, „Du böser, treuer Mann!"

„Es ist nicht mein Verdienst, Du Gute! Ich habe Furcht vor großen Leidenschaften."

„Mache Dich doch nicht kleiner! Laß mich glauben, daß Du gegangen, weil Du mich nicht ganz vergessen hattest! Corona aber hat es Dir nicht vergeben, daß Du Dich von ihr getrennt hast. Was sie beabsichtigt, ja nur gedacht oder herbeigesehnt, sie weiß es nicht mehr, Deine Gegenwart hatte sie bezaubert. Als Du von ihr schiedest, stürzte der Himmel für sie ein. Aus Unmuth, Zorn und Kummer warf sie sich in den Strudel der Vergnügungen. Alles, was sie an Dich erinnerte, wurde ihr verhaßt, sie vernachlässigte die Kunst, die sie geliebt, jedes Band, das sie an die Heimath und ihre Jugend fesselte, suchte sie zu zerschneiden. In der Verstörung ihres Herzens nahm sie die Huldigungen Aremberg's wie ein Spielzeug auf, das sie zerstreuen und zugleich Dich kränken würde."

„Mich?"

„Sie hat irgendwo, vielleicht von diesem Rochefort selbst erfahren, daß Du dem Grafen nichts Freundliches sinnest. Blindlings hatte sie sich auf den abschüssigen Weg gewagt, immer weiter haben sie dann

die Folgen ihres ersten Schrittes geführt. Nun möchte sie gern zurück und verlangt nach einer rettenden Hand."

„Sie liebt Aremberg nicht?"

„Geh' doch! Wie eitel Du bist, so zu fragen! Halb im Fieber, halb im Drang ihres Herzens hat sie mir gestern in der Nacht, als ich an ihrem Bette saß, Alles gestanden. Und warum sollte sie Dich nicht lieben, bist Du doch edel und großmüthig zu ihr gewesen . . ."

Er legte seine Hände über das Antlitz, sie sollte die Röthe seiner Stirn nicht sehen.

„Und das Ende, Renata? Wird sie ihr Herz bezwingen?"

„Ach, Paul, wirst Du niemals mehr zu dem glänzenden Gestirn aufschauen? Sie ist so viel schöner, jünger und munterer als ich! Wäre es noch wie vor zwei Jahren, als ich Dir entsagen und in ein Kloster gehen wollte! Wo mein Leben mir so werthlos erschien! Wo ein Opfer, das damals kaum ein Opfer für mich war, Dich und sie glücklich gemacht hätte!"

„Glücklich? wenn tausend Dinge uns aber- und abermals zugerufen, mit welchem Preise wir dies Glück erkauft hätten! Ein immerwährender Stachel wäre Deine Entsagung für uns gewesen."

„Jetzt", sagte sie mit glücklichem Lächeln, „wäre es zu spät, ich kann nicht mehr von Dir lassen, Du bist mein Alles geworden, meine Welt und meine Seligkeit.

Ich verstehe es nicht mehr, daß ich von Dir getrennt leben, daß ich — ja, lache nur! — in den Schmeichelworten eines Kaisers Trost für Deine Kälte finden konnte."

„Der Kaiser! Welch' ein Lichtstrahl, Renata! Er hat eine innige Theilnahme für Corona gezeigt und schon einmal bestimmend in ihr Leben eingegriffen. Ihm wird es leicht gelingen, ihr Verhältniß mit Aremberg, schonend für beide, zu lösen. Deine Güte und Sanftmuth muß dann das Uebrige thun und ihr verwundetes Herz heilen."

„Eine Herzenswunde heilen! Wie bevorzugt seid ihr Männer doch vor uns, daß euer Dichten und Trachten zumeist von euerem Verstand und euerem Willen, nicht von dem Schlage eueres Herzens geregelt wird! Wenn ihr in der Liebe Schiffbruch gelitten, rettet ihr euch an das Ufer der Arbeit. Ihr verdoppelt euere Geschäfte, Anstrengungen und Ansprüche, ein neuer Kreis von Gedanken und Anschauungen ersetzt die Liebesträume. Uns aber, was bleibt uns nach dem Verlust des Geliebten?"

„Kind! Kind! Corona hat ihre Jugend und ihre Kunst. Die Welt ist so reich und liegt ausgebreitet vor ihr. Ueber die Mitte des Lebens bin ich hinweggeschritten, sie steigt erst empor. Darin offenbart sich der Adel menschlicher Natur, daß wir mit Bewußtsein entsagen können. Der Schmerz reift uns, nicht das

ungestörte Wohlbehagen. Was wären wir beide, wenn wir uns nicht gegenseitig den Kelch der Bitterkeit gereicht und ihn geleert hätten? Du eine Nonne und ich ein Müßiggänger, beide verloren für das Allgemeine, nicht werth, daß uns die Sonne des Himmels beschiene! Nur wer arbeitet, verdient das Leben, nur wer kämpft, das Glück. Sie wird sich fassen. Bewahre Du nur die hoffnungssichere Stimmung, mit der Du zu mir kamest. Dein Beispiel stärke und erhebe sie, und übrigens — Du weißt es! — ein junges Mädchen ist auch in seiner Liebe wetterwendisch wie der April. Ich bin doppelt so alt wie sie, ich bin der Rechte nicht. Du hast einen alten Mann, meine Theuerste . . ."

„Loser Spötter! Und Du bist doch von ihrem Schicksal gerührt."

„Gerührt, weil ich Dich besitze, weil Dein Wesen mir täglich leuchtender aufgeht! Und gewiß, gerührt auch über Corona, deren Lebensknospe in Schmerzen aufbricht. Aber wer sagt Dir denn, daß die Rosenknospen ohne Schmerzen sich öffnen? Jede höhere Stufe im Dasein bringt uns eine neue Erkenntniß und kostet uns eine Enttäuschung."

Hand in Hand saßen sie noch eine Weile, und sprachen über die nächsten Tage; Erbach verschwieg der Gattin nicht, daß er einen blutigen Zusammenstoß zwischen Aremberg und Rochefort besorge; man müsse im Voraus alle Vorkehrungen treffen, Corona zu ver-

heimlichen, was sich auch ereignen würde. Die Gatten kamen überein, das Mädchen im Hause zu behalten, um sie so am sichersten vor jeder Störung und der Geschwätzigkeit des Marchese zu bewahren. Der Unfall seines Lieblings hatte ihm den letzten Rest seiner Haltung geraubt, seine Boten jagten einander, jede Stunde wollte er Nachricht von Corona's Befinden haben, er selbst war so schwach und erschöpft, daß er sich nicht mehr fortschleppen konnte. Hedwig wurde zu ihm geschickt, damit er sich wenigstens für diese Nacht beruhige, morgen werde Corona im Stande sein, ihn zu sehen.

Mit sichtlicher Freude nahm Hedwig den Auftrag an, der sie auf eine geraume Zeit aus dem Hause entfernte; die Begleitung eines Dieners lehnte sie ab, versprach aber, aus der Stadt in einem Wagen heimzukehren, da sie mehrere Gegenstände, nach denen Corona verlangte, mitbringen sollte. Sie war in einer gehobenen erwartungsvollen Stimmung, dem Aeußern nach wie immer auf Renata's Wort und Wink aufmerksam, doch im Innern zerstreut wie einer, der die ihm obliegenden niedern Beschäftigungen in gewohnter Ordnung erfüllt, während sein Geist in einem herrlichen Luftschloß weilt. Zuweilen glänzte es in ihren Augen, wie von dem Widerschein all' dieser Pracht. Ganz von Corona's Leiden erfüllt, hatte die Gräfin keine Muße, das Gesicht ihrer Dienerin schärfer zu

betrachten und die Empfindungen zu enträthseln, die sich darin widerspiegelten.

Dies Antlitz flammte jetzt, als wäre es in die Gluth eines Sonnenuntergangs getaucht, und die schlanke hohe Gestalt drohte in die Knie zu sinken. Im Vorzimmer war ihr der Kaiser entgegengetreten. In unscheinbarer Kleidung war er gekommen, nur von einem einzigen Diener begleitet. Er liebte es, in dieser Weise die Stadt zu durchstreifen und seine Freunde zu überraschen. So oft er bei seinen Besuchen im Erbach'schen Hause Hedwig gesehen, hatte er sie huldvoll angeredet, einmal auch sie in Gegenwart der Gräfin nach ihrem Aufenthalt im Kloster befragt, doch nie, wie es Hedwig dünkte, in jenem liebreich vertrauten Ton, in dem er auf der Tannburg mit ihr gesprochen.

Heute nahm er sie bei der Hand, betrachtete sie eine Weile und fragte: „Will die Jungfer ausgehen?"

Hedwig bejahte durch eine demüthige Verneigung.

„Dann nehme Sie das Glück mit auf den Weg! Und sei Sie hübsch bescheiden und nachdenklich! Ich hab' Ihr nächstens im Geheimen eine Botschaft mitzutheilen — aber es muß unter uns bleiben!"

Jetzt kam der Graf herbei, ihn zu empfangen, und der Kaiser konnte nur noch, als wolle er ihr dadurch Schweigen anbefehlen, den Finger auf seine Lippen legen.

Der Kaiser hatte ihr im Geheimen eine Botschaft mitzutheilen? Träumte sie auch nicht? Sie hatte das Bedürfniß, ihre Haare, ihre Glieder zu berühren, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen. War jenes Schicksal eingetroffen, von dem Rothhahn bald in bestimmteren, bald in dunkleren Andeutungen gesprochen? Hatte sie, eine neue Esther, Gnade vor den Augen des Kaisers gefunden? Verwirrt und stolz zugleich im Gemüth ging sie aus dem Hause, ihr fiel die Kugel Blanchard's ein, die zum Himmel emporgeschwebt. Sollte auch sie so aus der Niedrigkeit zu einer schwindelnden Höhe steigen? Längst mochte der Kaiser im Gespräch mit Erbach die in seinem Sinne harmlosen Worte vergessen haben, die er so eben zu dem Mädchen gesagt, während sie wie berauscht von ihnen in die beginnende Dämmerung schritt.

„Diesmal bring' ich den Frieden", sagte Josef nach der ersten Bewillkommnung. „Vor einer Stunde hat Kaunitz einen Courier nach Teschen geschickt, ich komme von dem Fürsten, er hatte gute Nachrichten aus Paris erhalten, ein Mann, von dem er sehr entzückt ist, ein Vicomte Rochefort, hatte ihm persönlich ein Schreiben des Herrn von Vergennes einzuhändigen..."

„In der That!" konnte sich Erbach nicht enthalten, zu rufen.

„Was ist daran so merkwürdig? Ach, lieber Graf, diese Herren Minister thun nur zur Hälfte, was ihnen

ihre Herren befehlen, zur andern, was ihnen beliebt. Genug, man wird die Verträge unterzeichnen, und unsere Frau Mutter kann ihren Geburtstag in Frieden feiern. Ich hatte einen andern Ausgang erhofft. Wenn wir festen Fuß im Reich gefaßt! Es sollte nicht sein!"

„Ist es doch kaiserlicher Majestät unbenommen, das Reich nach Osten zu erweitern. In den Staaten Ihres großen Nebenbuhlers sind die Völker eben schon mehr in einander verschmolzen und zu einer Masse geworden. Das verleiht ihnen ihre Stärke. Bei uns trennen die verschiedenen Sprachen, Sitten und Gesetze die Stämme. Wir sind kein Rock aus einem Stück, sondern zusammengenäht aus vielen Theilen."

„Welch' eine Arbeit, Erbach, hier eine Staatseinheit zu gründen, die Mittelmacht Europa's zwischen Osten und Westen! Wird ein Menschenleben dazu ausreichen? Ein Leben, das seine besten Jahre und Kräfte schon nutzlos verbraucht hat, mit Anläufen, die gescheitert, mit Versuchen, die erfolglos geblieben sind! Wie klingt es so stolz, ein König zu sein! Und was hat der Fürst vor den Andern voraus? Den Schein einer Allmacht, der ihn selbst am häufigsten betrügt, hohe Wünsche, deren Nichterfüllung um so tiefer schmerzt, je heftiger sie genährt wurden!"

„Gelingt es Ew. Majestät nur, die Grundlagen des neuen Staatenbaues zu legen, dann bleibe die Weiterführung ruhig der Zukunft überlassen! Wenn

der Kaiser es will, haben wir eine Reihe Friedensjahre vor uns, welche viele innere Schäden heilen und Quellen des Wohlstandes eröffnen werden. Möge Jeder in Oesterreich offen seinen Glauben bekennen und die Gottheit in seiner Weise verehren dürfen! Mögen die unbilligen Vorrechte, welche die Stände von einander trennen, fallen, und ein gemeinsames gleiches Recht den Höchsten wie den Niedrigsten binden und schützen. Diese Verbesserungen liegen im Sinne der Zeit, mit Jubel werden sie von der allgemeinen Stimme aufgenommen werden. Von Fesseln befreit, werden die Arbeit und der Handel beflügelteren Schrittes dahineilen, wüste Strecken urbar machen, Moore austrocknen, Haiden in Saatfelder verwandeln und die engen Thore der Städte öffnen, damit der unabsehbare Zug schwer und reich mit den Schätzen des Ostens beladener Wagen seinen stattlichen Einzug halte. Mit goldenen Zügeln lenkt Gott Merkur die Rosse, aus dem Horn des Ueberflusses verstreut der Reichthum seinen Segen, und über ihnen segelt das Luftschiff durch das Meer der Wolken."

Das war nun einmal so des Grafen Weise, wenn er in Feuer gerieth, sich von dem festen Boden der Erde zu entfernen und halbwegs in das Phantastische abzuschweifen. Im Vertrauen auf die Erfindungskraft des menschlichen Geistes stattete er das Reich der Zukunft mit einer Fülle verwirklichter Wunder aus.

In ruhigeren Augenblicken konnte er wohl über seine begeisterten Schilderungen von der Umwandlung des Lebens durch seltsame Maschinen, die selbst das Angesicht der Erde verändern würden, lächeln, aber der Eifer und der Beifall des Kaisers rissen ihn fort.

„Wenn wir nur ein Zehntel von dem erleben, was Sie vor sich sehen, mein lieber Graf", sagte Josef lustig, „brauchen wir unsere Vorfahren um die Mirakel nicht zu beneiden, die sich zu ihrer Zeit am Himmel und auf Erden ereigneten. Für jede Erscheinung eines Heiligen eine Fabrik, für jede Wunderheilung eine neue Straße, ein neuer Canal! Wissen Sie, daß ich mit dem Plane umgehe, auf den Feldern in Ihrer Nähe Fabriken zu errichten? Ich werde Arbeiter aus dem Reich herbeiziehen und mir so deutsche Kraft und deutsches Wissen dienstbar machen. Auch an Seidenmanufacturen hab' ich gedacht . . ."

„Doch nicht an unsern Fritz Buchholz?"

„Gerade an den, das ist ein gescheidter Mann, der mir wohlgefallen hat. Ich habe ihn, da der Friede das Reisen wieder erlaubt, auffordern lassen, nach Wien zu kommen. Sollte ich ihn auch nicht bewegen können, dauernd hier seinen Aufenthalt zu nehmen, so wird er doch meinen Räthen manchen nützlichen Wink geben. Und zuletzt bin ich ja der Jungfer der Gräfin noch eine Entschädigung für das Jahr schuldig, das sie unsertwegen im Kloster verloren hat."

An die Freude, die Erbach über diesen Entschluß des Kaisers äußerte, ließ sich ungezwungen die Erwähnung Corona's knüpfen; er erzählte die Wendung, die das Geschick des Fräuleins durch die unverantwortliche That Rochefort's genommen; wieder sei ihr Lebensschiff kurz vor dem Hafen von Stürmen auf das hohe Meer zurückgetrieben worden. Der Kaiser, der dem Grafen Aremberg nie gewogen gewesen, nannte die Handlungsweise desselben gegen die unglückliche Sophie eine schändliche und wollte die Entschuldigung, die Erbach theils aus der Jugend Robert's, theils aus den leichten Sitten und der schlechten Erziehung des Adels überhaupt, hernahm, nicht gelten lassen; daß Corona nach einer solchen Entdeckung ihr Verlöbniß aufzulösen wünsche, fand er natürlich und versprach, seinen Einfluß anzuwenden, um die Sache in Güte beizulegen.

„Dies ist eine Angelegenheit," sagte er, „die vor das Tribunal meiner Frau Mutter gehört. Sie wollte dem schönen, ungestümen Fräulein schon längst den Text lesen. Jetzt kann sie die Strafpredigt, die sie ihr zugedacht, mit einem gnädigen Ende versüßen. Meine Gedanken beschäftigt dieser Rochefort mehr. Kaunitz hat mir seine politischen Kenntnisse, sein richtiges Urtheil über die Macht und Stellung der europäischen Staaten so gerühmt, daß ich verwundert bin, denselben Mann in Ihrer Erzählung als Abenteurer und Charlatan wiederzufinden."

„Ich bin der Meinung, daß er die Maske des Wunderthäters aus Eitelkeit und Schlauheit trägt. Uebrigens sind Ew. Majestät ihm schon einmal begegnet.“

„Daß ich nicht wüßte, ein solcher Mann hinterläßt doch eine Spur in unserm Gedächtnisse.“

„Entsinnen sich Ew. Majestät noch unserer Unterredung im Garten zu Trianon? Der Unberufene, der sie störte, war der Vicomte von Rochefort.“

„Alles, was Sie von ihm sagen, vermehrt meine Neugierde. Wenn Sie es ermöglichen könnten, daß ich an einem dritten Orte, incognito, wie durch einen Zufall mit ihm zusammenträfe?“

„Majestät sehen mich eigentlich auf dem Wege zu ihm.“

„Und das theilen Sie mir erst jetzt mit! Wo ich vor Ungeduld brenne!“

„Ich weiß nicht, ob es sich ziemt“, sagte Erbach zögernd.

„Wenn es nur meine Würde betrifft,“ entgegnete mit einer gewissen Empfindlichkeit der Kaiser, „so lassen Sie mir allein die Sorge dafür, mein lieber Graf. Ob mein Mantel bei dem Abenteuer staubig wird, das macht mir keinen Kummer.“

„Ew. Majestät haben zu befehlen. Ich hoffe den Vicomte in einer Stunde im Türkenhause drüben bei einer Kartenschlägerin zu treffen. Wie er, kaum in Wien angekommen, eine solche Person ausfindig ge-

macht, was er bei ihr sucht, ist mir ein Räthsel, aber er hat dem Grafen Aremberg dort ein Stelldichein gegeben."

„Wohl! Es ist nicht ohne Beispiel, daß Fürsten zu Wahrsagerinnen gegangen sind. Kam nicht Saul zur Hexe von Endor, den Geist Samuel's zu befragen?"

„Und wenn Sie erkannt würden, Majestät?"

„Die Alte wird sich hüten, meiner Polizei etwas davon zu sagen. Ihr würde das Handwerk sonst bald gelegt werden."

Dem Grafen ging der Einfall des Kaisers gegen die Meinung, aber dem so bestimmt ausgesprochenen Willen mußte er sich fügen. Schon malte sich Josef das Abenteuer aus. „Wir werden eher im Stande sein, dem Vicomte und der alten Betrügerin die Zukunft zu prophezeien als sie uns! Die Hexe wird im Hospital sterben, und der Jesuitenorden, der nicht ist und doch ist, sie beerben. Und der Vicomte, wenn er so fortfährt, wie er angefangen, wird ihn der Teufel holen. Das ist eine drollige Geschichte! Auf seinem eignen Gebiete werden wir den Herrn Franzosen schlagen."

Erbach's Ahnungen standen im schroffen Widerspruch zu dieser lustigen Weise; er schwankte, ob er dem Kaiser nicht den letzten Beweggrund, der ihn zu jenem Stelldichein trieb, offenbaren sollte. Wo jener eine Komödie, sah er eine Tragödie voraus. Wiederum

aber, wer gab ihm die Berechtigung, Rochefort einen Makel anzuheften? Durfte er sagen: geh' nicht, ich spüre da einen Mordgeruch in der Luft? Vielleicht brachte die bloße Gegenwart des Kaisers den Vicomte zur Besinnung und zähmte die Leidenschaft Aremberg's. Das Heilige, das um einen Fürsten schwebt, hatte schon größere Wunder bewirkt, als diese Versöhnung zweier erbitterter Feinde. Allein diese Wirkung beruhte auf freier Unmittelbarkeit, sie wurde zweifelhaft, wenn der Kaiser mit vorgefaßter Meinung zwischen die Erzürnten trat.

So schwieg er und war entschlossen, den Ereignissen, wie sie sich auch vollziehen mochten, still entgegenzugehen. Was helfen Vorbereitung und Vorsicht, wenn uns der Strudel eines mächtigen Stromes fortreißt? Geistesgegenwart ist da Alles.

Darüber war auf den Wunsch des Kaisers, der sie begrüßen wollte, die Gräfin zu ihnen gekommen. Josef machte keinen Hehl aus dem Abenteuer, das er mit Erbach vorhatte. Die Nachrichten, die er über den Stand der Friedensverhandlungen mit Preußen empfangen, die Aussicht auf die baldige und doch, bei allem Mißgeschick, ehrenvolle Beendigung einer Angelegenheit, welche ihn, so lange sie nicht aus der Welt geschafft war, an seine kühnen, aber gescheiterten Hoffnungen erinnerte, hatten sein Gemüth erheitert und es zu Fastnachtslaunen gestimmt.

Und da nun Renata doch ein leises Bedenken nicht unterdrücken konnte, sagte er: „Sind wir Fürsten denn so ganz anders geartete Wesen, daß unsere Natürlichkeit Kopfschütteln erregt? Ich gebe zu, daß mein Kaiserornat Würde, Mäßigung und Zurückhaltung von mir fordert. Allein ich trage ihn nicht immer, sitze nicht beständig mit Reichsapfel und Scepter auf dem Thron, menschlich will ich zu Zeiten mit den Menschen verkehren. Welch' ein Handwerk wäre sonst das Königthum! Josef, heißt es in der Bibel, als die Söhne Jakob's nach Aegyptenland kamen, um Getreide zu kaufen, erkannte seine Brüder, sie aber erkannten ihn nicht. Ich frage Sie, Frau Gräfin, wie hätten die armen Hirten in dem prächtig gekleideten, mit Gold und Purpur geschmückten Mann, der noch überdies wahrscheinlich sein Angesicht in königliche Falten gelegt hatte, auch ihren Bruder Joseph erkennen können? Ich mische mich gern unter die Armen, sie werden einst, wenn ich nicht mehr bin, von mir sagen: er war unser Bruder!"

„Diese Gesinnungen, kaiserliche Majestät, sind unsere Freude und unser Wohlgefallen, und ich wäre die Letzte, Ihrem Herzen andere Empfindungen zu wünschen, ich möchte nur nicht, daß sie jemals durch einen unglücklichen Zufall verletzt würden. Die Fürsten gleichen den Frauen, ist man ihrer Aufrichtigkeit und Hingabe einmal rücksichtslos begegnet, werden sie ängst-

lich oder verschlossen; sie flüchten und hüllen sich auf immer gegen die Wahrheit in das unnahbare Gewand ihrer Würde."

„Ich denke aus härterem Stoffe zu sein. Die Karten der Alten fürchte ich nicht. Ja", setzte er mit einer liebenswürdigen Wendung hinzu: „wenn es noch auf einem venediger Carneval wäre!"

„Woran mahnen Sie mich?"

„Ich hoffe", entgegnete Joseph mit plötzlichem Ernst, „uns Alle an eine gute Stunde; gut, weil sie uns zusammengeführt hat, und die Schmerzen, die sie uns bereitete, nun vorüber sind. Es sind keine Stunden, derer sich Einer unter uns zu schämen hätte! Ein Mann findet in einer Frau etwas von jener Holdseligkeit wieder, die seine Jugendliebe besaß; er sieht gleichsam das Bild der Verstorbenen in ihr erneuert. Er folgt ihr, er redet mit ihr, er hält sie für frei, für unverheirathet. Ihren Gemahl", und er drohte dem Grafen mit der Hand, „nimmt er seiner ganzen kalten und verdrießlichen Weise nach, für einen nicht begünstigten, aufdringlichen Liebhaber. Die ganze Verwickelung würde sich mühelos haben entwirren lassen, wenn er nicht ein großer Monarch gewesen, der sein Incognito vor den Spionen der erlauchten Republik bewahren wollte und mußte. Die Abreise drängt, nur noch eine Nacht hat er für sich; die venetianische, tolle Lustigkeit verführt ihn — strafen Sie ihn, Gräfin,

ganz und gar hatte er damals vergessen, daß er der Nachfolger Karl's des Großen ist! — Er fährt in einer Gondel nach dem Palast seiner schönen Unbekannten. Was er beabsichtigte, ob er überhaupt eine Absicht hatte? Ich weiß es nicht mehr. Aber auf der obersten Stufe der marmornen Stiege sah er im Mantel, die Maske vor dem Gesicht, die Hand am Degen . . ."

„Verzeihung, Majestät", unterbrach Erbach die Erzählung, indem er sich tief auf die Hand Josef's beugte.

„Hitzkopf, der Sie sind. Sie lassen mich jetzt so wenig meine Geschichte wie damals mein Abenteuer vollenden! Denn als ich ihn, wie eine Schildwache auf ihrem Posten, stehen sah, da begreifen Sie wohl, meine liebe Gräfin, daß der Verstand erwachte und meine thörichte Phantasie zur Ruhe wies. Ich mußte über mich selbst lachen, und da eine Ehre der andern werth ist, zog ich meinen Degen halb aus der Scheide, grüßte meinen Gegner und ließ meine Gondel weiterfahren, den Klängen einer Serenade nach, die vermuthlich ein glücklicherer Liebhaber, als ich, seiner Dame brachte. Ihre Hand, Erbach! Es ist Alles vergeben aber nicht vergessen! Metastasio könnte eine Oper daraus machen, wenn diese Poeten nur nicht immer mythologische Stoffe brauchten! Als ob Herkules und Agamemnon allein und nicht auch wir kleinen Leute ein wunderbares Schicksal erleben könnten!

„Hienieden", bemerkte die Gräfin, „ist Alles Traum und Symbol, das sollte nicht nur der Wahlspruch der Religion, sondern auch derjenige der Kunst sein. Ich glaube sogar, daß unsere Erlebnisse sämmtlich einen tiefern Grund haben, der uns verborgen bleibt, weil wir unser Dasein stets nur stückweis übersehen. Gerade die echten Künstler sollten sich bemühen, diesen Inhalt ihrer Zeit zu finden und darzustellen: freilich ist es leichter, alte Symbole nachahmend fort und fort zu wiederholen, als eines neuen Lebens Sinn und Bedeutung zu ergründen."

„Schöpferisch sein!" sagte der Kaiser träumerisch, „das ist's! Wie glücklich ist der arme Hirt, dem es endlich gelungen, einen groben Holzbecher zu schnitzen! Es ist ganz sein eigen, ein so, wie er im beneidenswerthen Unverstande wähnt, noch nicht dagewesenes Werk. Und so weiter hinauf, bis zu einem Bilde Raphael's, einer Oper Gluck's, der Schöpfung eines Staates! Wenn nur die Mittel nicht so widerspenstig wären! Wenn man mit einem Worte, einem Schlage die Vision, die ganz und voll vor unserer Seele schwebt, in die Wirklichkeit hineinstellen könnte! Ein neues Oesterreich wohnt in meinem Kopf und in meinem Herzen, aber ach! nur verstümmelt wird es zur Erscheinung kommen. Wenige werden wissen, was ich wollte . . ."

„Wissen, ja! Fühlen indessen werden Alle aus

Ihren Gesetzen und Einrichtungen, Majestät, daß Menschenfreundlichkeit, Gerechtigkeit und Tugend sie schufen", entgegnete Renata. „Der Widerstand feindlicher Mächte kann die Wirkungen des Guten aufheben, allein die Absicht Ihres Herzens kann er nicht verkümmern, seinen Glanz nicht verdunkeln. Was Sie thun, und wie Sie es thun, es wird immer den Stempel einer erlauchten Seele tragen. Was verstehe ich von der Leitung eines Staates? Empfindung ist Alles, und diese Empfindung sagt mir, daß Ihr Herz für Ihre Völker der Eckstein einer neuen Entwickelung ist."

„Daß uns die Frauen immer erheben, wenn wir verzagen wollen! Es ist ein gewaltiger Bau, den wir vorhaben, und Staub über Staub wird in die Luft wirbeln! Ich fürchte, meine gute Gräfin, dahinter werde ich verschwinden und nur als schreckliches Phantom durchscheinen, rothglühend wie die Sonne durch dichten Nebel. Ein Antichrist, ein Verfolger der Heiligen! Die Freunde aber sollen nicht irre an mir werden. Nur wenn wir mit der Vergangenheit brechen, gewinnen wir die Zukunft."

„Getrost!" sagte Erbach begeistert, „es giebt in dieser Zeit eine große Verschwörung. Nicht um einen Tyrannen zu tödten oder einen Fürsten zu entthronen, nein, um das Reich der Wahrheit und der Vernunft aufzurichten; nicht von Priestern, Schwärmern und Mißvergnügten, nein, von den edelsten, weisesten und

tugendhaftesten Männern aller Völker. Ein Bund der Menschenliebe umschlingt unsichtbar die im hohen Norden und die am Meer des Südens wohnen. Hoffnungen eines ewigen Friedens dämmern in Allen auf. Und an der Spitze dieser Verbrüderung, wir sagen es mit Stolz, steht ein Kaiser! Hört es, ihr Nachkommen, die ihr diesem Jahrhundert der Aufklärung und der Philosophie euere Bildung und Freiheit, eueren Wohlstand und euer Recht verdanken werdet, ein Kaiser war der Mitverschworene einer schönern Zukunft! Auf dem Schlachtfeld, Dank der gütigen Gottheit, sollten sich Josef und Friedrich nicht begegnen; Hand in Hand, unzertrennlich werden sie in der Walhalla deutscher Helden stehen, die Mitverschworenen für die Freiheit der Menschheit!“

Renata's Augen glänzten. Der Kaiser war aufgestanden.

„Der Mitverschworene einer bessern Zukunft!“ sagte er für sich und dann zur Gräfin, indem er auf Erbach wies: „Ist er nicht ein Phantast? Aber wer wollte ihm gram sein? Er entzückt uns, und doch haben wir etwas im Auge wie eine Thräne. Warum bleibt trotz der Schönheit unserer Träume und der Großmuth unseres Herzens die Menschheit so arm und die Welt so öde? So viel vergebliche Bemühungen, so viel nichtige Schläge in's Wasser! Die Kartenhexe wird

auch das Wort des Räthsels nicht wissen. Was ist des Lebens Inhalt und Werth?"

„Die Sehnsucht", erwiderte leise Renata; Hand in Hand stand sie mit ihrem Gatten.

Wenige Augenblicke nachher hatten der Kaiser und der Graf das Haus verlassen. Sie gingen in Mäntel gehüllt, es regnete. Der Vorsicht halber hatte Erbach seinen Degen umgegürtet. Der vertraute Diener des Kaisers blieb in gebührender Entfernung hinter ihnen. Die Uhr der Pfarrkirche zu St. Egidi in Gumpendorf schlug die achte Stunde, als sie über das Feld dem Türkenhause zuschritten.

Fünftes Capitel.

Vor einer Stunde hatte Hedwig, von der geraden Straße nach der inneren Stadt abbiegend, denselben Weg eingeschlagen. Es war ihr nicht genug an der Hoffnung, die ihr Herz überströmte, sie suchte nach einem Zeichen der Bestätigung und Wahrheit bei den unsichtbaren Mächten. Dahin war sie nun unmerklich im Drang ihrer Wünsche gekommen. Das Wunder, das ihr der Pater in seinen doppelsinnigen Andeutungen verkündigt hatte, stand auch in den Karten geschrieben. So oft sie dieselben berührte, erschien nach der Aussage der alten Ursula der Bräutigam und ein großes Glück. Der Glaube Hedwig's an ihre Zukunft erhielt dadurch immer neue Stützen, Priesterthum und Zauberei arbeiteten im Verein, ein träumerisches Mädchenherz zu verwirren und zu bethören.

Erst seit kurzer Zeit kannte Hedwig die Kartenschlägerin. An der Gartenmauer hatte sie die Alte auf dem Boden liegend gefunden. Bei einem Aus-

gange war sie gefallen und zu kraftlos gewesen, um sich allein wieder aufrichten zu können. Ihr Stöhnen hatte das Mädchen, das im Garten beschäftigt war, herbeigerufen; mitleidigen Sinnes hatte sie die Alte aufgehoben und nach Hause geleitet. Aus Dankbarkeit oder weil sie in Hedwig's Art und Wesen etwas entdeckte, das ihre Neugierde erregte und klug benutzt ihren eigenen Zwecken Förderung versprach, weihte sie dieselbe in ihre Geheimnisse ein. Wie die meisten, die sich solchen Künsten hingeben, hatte Ursula mit geringem Glauben aber desto größerer List angefangen, zuletzt war sie den Gaukeleien, mit denen sie die anderen betrog, selber erlegen. Fortan glaubte sie an ihre Karten. Der erste Eindruck, den das Treiben der Alten auf Hedwig's Gemüth machte, war ein unheimlicher und beängstigender; sie würde nie wieder solch' ein gottloses Spiel gewagt haben, wenn die Karten nicht die Sprache ihres Herzens geredet hätten. Sie sagten, was sie hoffte; nicht deutlich und klar, allein diese dunklen Aussprüche klangen für sie um so bedeutsamer, je weniger sie selbst ein bestimmtes Wort für ihre Wünsche hatte. So unterthänig war ihr Wille doch schon dem des Paters, daß sie ihm ihren Verkehr mit der Alten, den sie allen Andern im Hause verschwieg, mittheilte. Rothhahn hatte zuerst die Stirn gerunzelt und sie vor dem Thörichten und Gefährlichen ihres Beginnens gewarnt, er

wollte keinen andern Einfluß als den seinen auf ihre Seele dulden. Bald mochte er sich indessen überzeugt haben, daß ihm von der Seite der alten Ursula her keine Beeinträchtigung drohe, daß im Gegentheil seine Einflüsterungen durch solche „Zaubereien" für Hedwig nur noch verführerischer und zweifelloser wurden. Himmel und Hölle schienen ihr ein wunderbares, beneidenswerthes Loos zu verbürgen.

Mit hochklopfendem Busen, das Tuch über den Kopf gezogen, um unerkannt zu bleiben, war sie jetzt über die Schwelle und durch die halbgeöffnete Thür des kleinen Türkenhauses geschlüpft. Mit Anbruch des Abends pflegte Ursula ihre während des Tages sorgfältig geschlossene Thür zu öffnen. In dem langen, mit rothen Fliesen gepflasterten, hochgewölbten Flur, der noch in allen Theilen verrieth, daß er ehemals ein befestigter Thorgang gewesen, brannte dann, von der Decke herabschwebend, eine düstere Ampel zwischen zwei ausgestopften Krokodilen, die Frau Ursula vorlängst von einem Raritätenhändler gekauft. In der Tiefe des Flurs stieg steil und schwer, mit hohen Stufen eine steinerne Treppe auf. Dort oben wohnte die Besitzerin des Hauses, die kluge, um ihrer Wissenschaft und ihres Verkehrs mit den Geistern willen gefürchtete, von den Armen wie von den Reichen in Anspruch genommene Frau. Der Zugang zu ihr war nicht leicht. Ein mürrischer verdrießlicher Hausmeister, die Eingeweihten

nannten ihn den dreiköpfigen Cerberus, saß in dem Gange hart an der Treppe auf einem Holzschemel, an einem langen schwarzwollenen Strumpf strickend, der niemals fertig wurde. Keiner konnte sich der Treppe nahen, der nicht eine scharfe Prüfung durch die Luchsaugen des Hüters ausgehalten. In sich verloren, hinfällig saß er da und bemerkte doch Alles, das leiseste Geräusch, einen Blick, einen Wink, jede Bewegung der Eintretenden. Wenn er aufstand, sah der Besucher erstaunt, wie er sich in ihm getäuscht: statt eines schwachen alten Mannes stand ein breitschultriger, trotziger Mensch mit groben, tiefgefurchten, doch noch jugendlichen Zügen da. Zwar wußte Niemand sein Alter genau zu bestimmen, ein Hut, dessen Krempe immer niedergeschlagen war, bedeckte den oberen Theil seines Gesichts; eben so wenig war es je einem geglückt, ein längeres Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Manche hielten ihn für stumm, Andere behaupteten, er sei ein mährischer Schäfer, der nur wenige deutsche Worte auszusprechen gelernt.

„Ist Frau Ursula oben?" fragten diejenigen, die zum erstenmal kamen und die Zeichensprache dieses Hauses noch nicht kannten. Auf diese Frage streckte der Hüter die Hand aus, empfing die erwartete Gabe und wies, freundlicher oder grämlicher, je nach dem Werth des Geldstücks, den Besucher die Treppe hinauf.

Hedwig eilte schweigend an ihm vorüber; sie war

so eilig, daß sie ihm nicht einmal, wie sie sonst immer that, zunickte, nur ihr Gewand streifte seine Kniee.

Tief gebückt saß der Hausmeister über seinen Strumpf, die langen Holznadeln bewegten sich mit einer fieberhaften Schnelligkeit in seinen Händen. Als er oben die Thür gehen und sich wieder schließen hörte, ließ er den schwarzen Strumpf fallen, breitete seine Arme aus und seufzte dumpf und schwer. Mit einem Satz war er aufgesprungen, reckte sich, machte einen Schritt nach der Treppe zu, schlug sich mit beiden Fäusten vor die Stirn und sank wieder auf seinen Schemel zurück.

Es war Zdenko, der Bauer von Tannburg.

Als Mrakotin auf dem Dach des Thurmes todt niedergestürzt war, und die Flammen der brennenden Halle, einer gewaltigen Todtenfackel gleich, zum letztenmal aufschlugen, hatte Zdenko jenen Schrecken empfunden, den ihm sein Pfarrer so oft geschildert: wenn der Schlund der Hölle sich aufthut und die Teufel mit langen Haken nach der verdammten Seele greifen, um sie in das Feuermeer hinabzuziehen. Auch nach ihm streckten sich riesige Arme aus, die Arme der strafenden Gerechtigkeit, auch unter seinen Füßen spaltete sich die Erde. Der Einzige, dessen Hülfe er mächtig genug geglaubt, ihn zu beschützen, war dem Tode erlegen. Noch eben in seiner Trunkenheit zu allen Thaten der Rache und der Eifersucht entschlossen, fühlte

Zdenko bei diesem Anblick ein Zusammenbrechen seiner Glieder. Mühsam schleppte er sich nach dem Dorfe, in sein Haus und lag dort vor der Eisentruhe seines Vaters wie ein Todter. Mit der Morgendämmerung weckte ihn die Angst; zu viele hatten ihn bei dem Handgemenge in der Halle als einen der Rädelsführer gesehen, der Amtmann würde ihn vor seinen Stuhl fordern und einmal in den Händen der Justiz, war er auch am Fuße des Galgens angekommen. Der Pfaffe hatte doch das Richtige getroffen, seine einzige Rettung war die Flucht. Wenn ihn nur die Gespenster, der blutende Rechberger, der greise Mrakotin, entfliehen ließen! Wenn Hedwig ihn nicht zurückwinkte! Aber gewagt mußte es werden. In der siebenten Morgenstunde, ein dichter Nebel bedeckte die ganze Landschaft mit seinem grauen Leichentuch, erschien vor dem Bette des Pfarrers, der jäh auf Ludmillen's Geschrei aufgefahren war und mit gesträubtem Haar, entsetzten Blicks, halb aufrecht in den Kissen saß, Zdenko. „Nehmt Euch meines Hauses an", sagte er mit heiserer Stimme. „Ich gehe! Denkt an Rechberger! Ihr wißt, warum!" Der Pfarrer zog die Decke über den Kopf, und Zdenko entfloh. Die Diener des Schlosses wollten ihn zwar bei dem Begräbniß Mrakotin's, dessen Leiche auf den Befehl der Gräfin im Garten an der Mauer in ein Grab gelegt ward, gesehen haben, aber eine deutlichere Spur von ihm wurde nicht aufgefunden.

Die Leute sagten, er sei aus Furcht vor der Strafe geflüchtet, und es würde ihm, wenn er geblieben, auch übel genug ergangen sein, da er zuerst in der Halle das Messer gezückt hatte. Nachher kam der Krieg und verschlang alle andern Gedanken, der Hohen wie der Niedern. Zdenko galt bald für einen Verschollenen. „Und wenn er des Todes verblichen", hieß es bei den Nachbarn, „um so besser, da ist ein Nichtsnutz weniger auf Erden!" Der Pfarrer lebte nach dem Verschwinden des „Höllensohnes", wie Ludmilla behauptete, ordentlich wieder auf und bekam einen Bauch. Dem heiligen Nepomuk hatte er zwei mächtige gelbe Wachskerzen auf die Leuchter gesteckt und so oft er an dem Altar vorüberging, schmunzelte er, und dies freundliche und pfiffige Schmunzeln übersetzte gleichsam seine Gedanken, die keine Worte gewinnen durften: ein guter Kerl, der heilige Nepomuk, für ein Billiges hat er mich von diesem Bösewicht befreit; wer will nun noch aufstehen und rufen: ich hätte um Rechberger's Tod gewußt? Indessen saß der, dessen Tod ihm vor Allem willkommen gewesen wäre, wohlgeborgen in Wien. Zuerst hatte Zdenko sich nach Kursachsen wenden wollen, aber die Furcht, daß ihn die Bauarbeiter des Grafen, mit denen er sich herumgeschlagen, erkennen, festnehmen oder ermorden würden, änderte die Richtung seines Weges. Von Mirakotin hatte er erfahren, daß in Mähren viele Brüder und Schwestern des neuen Jerusalems wohn=

ten; bei ihnen hoffte er Aufnahme, Pflege und Schutz. Er kannte die Zeichen und Grüße, die ihn als einen Anhänger des Propheten empfahlen, und vertraute ihnen mit blinder Zuversicht. Auch betrog er sich nicht; diese armen Brüder hielten treulich zusammen und halfen ihm von Ort zu Ort. In Wien hatte man ihn an den Hausmeister der alten Ursula, einen ehemaligen Schäfer, der in der stillen Gemeinde ein großes Ansehen gehabt und wie Mrakotin mit himmlischen Erscheinungen und Offenbarungen begnadet war, gewiesen. Der Greis lag krank, als Zdenko zu ihm kam. Frau Ursula hatte nichts dawider, daß der fremde Ankömmling das Amt des Kranken anträte. Durch Pünktlichkeit und Ordnung gewann Zdenko ihre Gunst, sein verschlossenes Wesen paßte zu den Geheimnissen des Hauses, seine herkulische Kraft schien es vor Dieben und Einbrechern zu sichern; während der Alte in seinem Hinterstübchen und seinem Gärtchen blieb, nahm Zdenko im Vorderhause als Wächter seine Stelle ein.

Nach so langer gefährlicher Wanderung genoß er das Wohlbehagen einer stillen Zufluchtsstätte. Er konnte aufathmen, die Späher hatten seine Spur verloren. Auf der einen Seite schirmte ihn der Ruf seiner Gebieterin, die das Volk fürchtete, auf der anderen Seite ließ die Gunst, in der sie bei Damen und Cavalieren stand, die Sicherheitswachen über so Manches, was im Türkenhause sich ereignete, die Augen

zudrücken. Mürrisch, schweigsam, den Blick immer am Boden, lebte Zdenko in den Tag hinein. Mit dem alten mährischen Schäfer sprach er von Mrakotin und von der Erfüllung der letzten Dinge: wo die Kirchen und Schlösser vom Feuer, das vom Himmel fällt, verzehrt, und die Armen auf die purpurnen Sessel der Reichen erhöht werden. Das wunderliche Treiben Ursula's, die heimlichen Besuche der Vornehmen, das Schleichen und Wispern in den Gemächern, die seltsamen Reden, die zuweilen der Kartenschlägerin entschlüpften, Alles erfüllte Zdenko mit einem schaurigen Behagen. Die schwere heiße Luft dieses Hauses that ihm wohl, hier schienen sich die Grenzen der sichtbaren und unsichtbaren Welt zu berühren. Seinem Hang zum Müßiggehen und Grübeln konnte er ungescholten und ungestraft fröhnen. Selbst die Gespenster, die Gesichter der Todten, die ihn in Tannburg oft bis zum Wahnsinn geängstigt, sahen hier gutmüthiger aus, als ob sie sich in der Gesellschaft der anderen Gespenster des Hauses besser an ihrem Platz fühlten, als auf dem Kirchhofe und im Walde, den der Herbstwind nächtlich durchbrauste. Wenn er einmal von seinem schwarzen Strumpfe aufsah — das Stricken hatte er von dem Schäfer gelernt; es sei eine Beschäftigung, welche die Geister am schnellsten herbeiriefe — und in die Dämmerung des Flures blickte, war es ihm, als ob sein Vater mit dem Rechberger tanze, von oben her klang

es so eigen, und schaute er schärfer hin, stand in der Ecke eine weiße Gestalt, bald war es Hedwig, bald Mrakotin, und spielte die Geige. Armer Zdenko, sagte er sich dann, die Geister sind nicht mehr böse! Es ist Alles vorüber! So lange haben sie Dich wie ein Wild hin- und hergejagt, jetzt kannst Du in Ruhe essen, trinken und schlafen. Und da er nichts zu arbeiten hatte, und die Trinkgelder reichlich ausfielen, ließ er sich dies Leben als Vorbereitung zu dem Dasein im himmlischen Jerusalem gefallen.

Da zu seinem Unglück trat Hedwig eines Tages mit seiner Herrin in das Haus. Er flüchtete in den finstersten Winkel, als er sie zum erstenmale wiedersah. Dahin war die trügerische Ruhe, der Sturm erhob sich von Neuem in seinem Innern. Mit dem Erwachen seiner alten Leidenschaft für Hedwig veränderten auch die Schatten ihre Mienen. Wieder drohten sie ihm, fletschten die Zähne, wieder riefen die Stimmen der Unsichtbaren: Mord und Feuer! Die Begierde raste in ihm und erzeugte die tollsten Pläne, sich in Hedwig's Besitz zu setzen. Das Mädchen war für ihn ein Engel, eine Lichterscheinung, und doch stammte all' sein Elend und seine Schuld von ihr. Sie hatte ihn noch keines Blickes gewürdigt, und er wagte nicht, sich ihr zu nennen. Wie die Schildkröte in ihr Haus, verkroch er sich in sich selbst, so oft er ihren leichten Schritt nahen hörte. Jetzt wollte er sie ergreifen und getraute sich

doch nicht: „Mörder!“ würde sie ihm zurufen, „Mörder meines Vaters!“

Heut mußte in dem Zaubergemach Ursula's etwas Großes vorgehen.

„Michael“, so nannte sie Zdenko mit dem Namen des alten Wächters, „Michael“, hatte sie gesagt, „heute sei wachsam. Hab' Augen und Ohren und thu' doch, als habest Du sie nicht. Erst wird das junge Mädchen kommen und nach ihr zwei oder drei Cavaliere. Wenn die Herren hinaufgegangen sind, schließest Du die Thür und öffnest sie nicht, mag klopfen wer will. Geh' durch den Garten wieder vor das Haus und frage den Kutscher, der dann vor unserer Thür halten wird, wohin er fährt. Frage ihn gut und klug aus!“

Was war das? Sollte Hedwig entführt werden? Mit ihrem Willen? Steckte hinter der Kartenschlägerei der Frau Ursula auch Kuppelei? Und dazu sollte er die Hand bieten? Er! Zdenko, der um Hedwig's willen was Alles gethan, — Dinge, welche die Sonne noch nicht an den Tag gebracht hatte! Darüber war das Mädchen gekommen und hinaufgeeilt. Er wollte sie am Saume ihres Gewandes festhalten und warnen, seine Hand hatte ihm den Dienst versagt.

Die Minuten flossen vorüber, gleichmäßig, unaufhaltsam, qualvoll: er seufzte und stöhnte, aber er kam zu keinem Entschluß. Nur die Mordlust regte sich in ihm: Alles zu vernichten, was sich zwischen ihn und

Hedwig drängen mochte. Konnte er sie nicht besitzen, wollte er sie doch auch keinem andern lassen, lieber sie tödten.

Fast eine Stunde weilte das Mädchen schon bei der Kartenschlägerin. Sollten die Cavaliere nicht kommen?

Da ward die Thür unter lautem Gelächter aufgerissen, die Herren traten ein. Der Eine das Gesicht offen, der Andere die Hand darüber haltend.

„Finster wie der Eingang zur Unterwelt", rief der Lacher. „Charon, wo bist Du?"

Zdenko war vorgestürzt. Er erkannte bei dem flackernden Licht den einen, der jetzt die Hand vom Antlitz entfernte. Himmel und Hölle — es war sein Herr, Graf Erbach.

Diesen Mann hatte er nicht erwartet, aber auch Frau Ursula und Hedwig konnten ihn nicht erwarten. Vielleicht war der Graf nur gekommen, die Frauen zu überfallen. Mit lautem Schrei, der durch das ganze Haus nachhallend drang, taumelte Zdenko zurück und flüchtete vor den vorschreitenden Männern nach dem anderen Ende des Ganges, wo eine kleine Thür in der Mauer nach dem Hofraum führte.

Erbach stutzte; hatte er dies Geschrei nicht schon einmal gehört? Sollte die Kartenschlägerin dadurch gewarnt werden?

„Vorwärts", drängte indessen Josef, „vorwärts! Darüber können wir uns doch nicht wundern, daß ein

Besessener die Schwelle der Zauberin überwacht! Die Treppe hinauf, das ist der Weg zur Pythia."

Er warf ein Geldstück auf die Fliesen des Bodens und ging voran: mit zurückgeworfenem Mantel, um Arm und Degen zur Nothwehr frei zu haben, folgte Erbach. Die Vorstellung, daß dieser Abend und dieses Haus zur Vollführung einer unheimlichen That ausersehen sei, wollte sich nicht aus seinen Gedanken verbannen lassen.

Die Schritte Beider waren verklungen. In fieberhafter Spannung horchte Zdenko: kein verdächtiges Geräusch ward von oben her vernehmbar. Sollten sie doch der Alten willkommen gewesen sein? Aber was war dann aus Hedwig geworden?

Vorsichtig steckte er den Kopf, den er ganz in die Schultern hineingezogen, hervor. Auf dem Boden blinkte etwas Glänzendes. Ein Goldstück! Der Geiz überwand die Furcht, er schlich nach seinem gewöhnlichen Platz, dem Schemel neben der Treppe, und langte die Münze, die dort lag, auf. Langsam setzte er sich nieder und fing an, sie vom Staube zu reinigen und zu putzen. Er war noch nicht weit in dieser Beschäftigung gekommen, als die Thür zum zweitenmal geöffnet ward.

Wehe ihm! Er hatte vergessen, sie nach dem Eintritt der beiden Cavaliere, wie es ihm Frau Ursula eingeschärft, zu verschließen. Wieder nahten sich zwei Männer, rasch rollte ein Wagen heran. Dies waren

die Rechten, die Erwarteten, wehe ihm! Er hatte die Falschen eingelassen! Was nun beginnen? Mit Schimpf und Schande würde ihn die Frau aus ihrem Dienste jagen, wenn sie ihm nicht gar aus Bosheit ein Gebrechen an den Leib hexte. Und der Graf? Dem war er gerad' in die Hände gelaufen. Hussah, standen die Gespenster wieder auf und trieben ihn vor sich her, ruhlos, rastlos, die alte wilde Jagd! Zunächst hatte er kaum die Zeit, das Goldstück für alle Fälle in Sicherheit zu bringen, so stand auch schon einer der Männer neben ihm.

„Aufgepaßt, Bursche", wisperte er, „und die Wahrheit!" Procop redete in der böhmischen Sprache, um sich leichter verständlich zu machen und dem mährischen Schäfer, wofür er Zdenko hielt, größeres Vertrauen einzuflößen. „Zwei Herrn sind vor uns eingetreten. Leugne nicht, wir bemerkten sie von der Gasse her. Kanntest Du sie?"

„Den einen", stotterte Zdenko, „Graf Paul Erbach ..."

„Verflucht!" brummte Procop zwischen den Zähnen. „Und den andern?"

„Kenne ich nicht!" Der Bauer schauerte vor Furcht. Es war ihm, als schlüge ein Fangnetz mit unzerreißbaren Maschen über ihm zusammen.

Procop war zu Aremberg getreten, der unter der Ampel stand, und theilte ihm mit, was er ausgefund-

schaftet. „Dachte ich's doch", sagte er ärgerlich. „Der Graf wird von den Besuchen Hedwig's bei dieser Hexe eben so gut Kenntniß gehabt haben, wie der Lobkowitz. Er ist mit diesem Rochefort gekommen. Da hab' ich halt in ein schönes Wespennest gestochen! Das sind am End' Freimaurergeschichten! Komm, Bruderherz, von hinnen, darin versteht die Kaiserin keinen Spaß."

Auf Aremberg hatte der Name Erbach, wie der erste Schuß, der den Anfang der Schlacht verkündigt, auf einen ehrgeizigen muthigen Krieger gewirkt. Sollte ihm der Zufall hier, wo er es nicht geträumt, die längst ersehnte, endliche Genugthuung gewähren? Wenn er den Tölpel da gewänne, ihn in diesem winkeligen Hause an eine Stelle zu führen, von der aus er einen Angriff auf den unvorbereiteten Erbach machen könnte? Oder wenn er ihm mit einem Beutel voll Geld einen Dolch in die Hand drückte, um ihn mit einem raschen Stoß von dem verhaßten Gegner zu befreien? Es wirrte Alles durch seinen Kopf, und ohne weiter auf Procop zu hören, riß er sich von ihm, der ihn mit sich fortziehen wollte, los und näherte sich dem Bauer. — So viel war betäubend und vernichtend in diesen letzten Augenblicken auf ihn eingestürmt, daß Zdenko seine Besinnung verloren. Er stand neben dem Schemel, an allen Gliedern zitternd, einem armen Sünder gleich, der seine Verur-

theilung erwartet. Vor dem Cavalier, der herrisch auf ihn zutrat, wich er scheu bis an die Mauer des Flurs zurück.

„So höre mich doch“, rief ungeduldig Aremberg, „ich will Dir nicht an den Hals! Was verdrehst Du die Augen?“

Die Heftigkeit des jungen Mannes und die fremdländische Art, in der er die deutschen Worte sprach, waren nicht geeignet, Zdenko zum Reden zu bringen. Angst und Trotz ließen ihn schweigen. Noch machte Aremberg vergebliche Anstrengungen, Zdenko den Mund zu öffnen, und Procop hatte schon zum dritten Mal ihm zugerufen: „ne perdez pas votre temps, laissez-là cette bête et sortez!“, als die kleine Thür nach dem Hofe sich öffnete, und in fliegender Hast ein Mädchen in den halb dunklen Gang trat. Sie wollte eilig an den Männern vorbei zu der Thür, die sich nach der Straße zu aufthat. Procop vertrat ihr den Weg. „Den Kopf in die Höhe, Schöne! So passirt man hier nicht!“

„Ach, Herr Graf von Thurm, lassen Sie mich“, bat Hedwig. „Ich bin des Todes, lassen Sie mich hinaus!“

„So so, Du fliehst vor Deinem Herrn, ist er ein solcher Mädchenverführer? Wart! Gieb mir die Hand, der verfolgten Unschuld muß geholfen werden!“

Und ihre Hand, die sie ihm willenlos ließ, ergrei-

fend, führte er sie hinaus. Hedwig's Vorüberfliehen durch den Flur aber war für Zdenko der Blitz gewesen, der die Nacht seines Geistes erleuchtete. Den dumpfen heisern Schrei ausstoßend, der gleichsam das Erwachen seiner dämonischen Natur ankündigte, schob er Aremberg bei Seite und stürzte dem Mädchen nach. Von einem dunklen Trieb geleitet, hatte er das kurzstielige in einem Winkel des Ganges liegende Beil gefaßt, mit dem er das Holz für den Hausgebrauch klein zu machen pflegte. Als er die Waffe schwingend, das Haar zerzaust, in dem langen mährischen Mantel auf der Schwelle des Hauses erschien, riß Procop eben die Thür des Wagens auf und sagte zu dem zitternden, halb ohnmächtigen Mädchen: „Steig ein! Du wirst bald in Sicherheit sein, steig ein!“ Wenn er jedoch gehofft, die Gunst des Zufalls vollends ausbeuten zu können, so wurde er arg enttäuscht. Während Fortuna ihn sich nachzulocken schien, hatte sie schon ihr schönes treuloses Gesicht von ihm abgewandt.

„Zurück!“ schrie Zdenko ihm zu, als er dem Mädchen in den Wagen folgen wollte.

Vor der Waffe, die ihm vor den Augen blitzte, fuhr Procop, so unerwartet bedroht, zurück. Und zugleich wurde der Wagen von innen wie von einer unsichtbaren Hand geschlossen, und der Kutscher trieb die Pferde an.

„Was ist das? Verrätherei!“ wollte Procop rufen, aber Ueberraschung und Bestürzung lähmten ihm die Zunge. Wüthend blickte er sich nach dem frechen Bauer um, der ihn mit dem Beil bedroht hatte und der Urheber seines Mißgeschicks war: heulend folgte Zdenko dem Wagen, der im schnellen Lauf von der Anhöhe herabfuhr; er wußte, daß er nachher in der Senkung, bei einer Verengerung der Straße durch einen Bau, wo die Pferde nur im Schritt gehen konnten, ihn einholen würde.

Unentschlossen stand Procop vor dem Hause der Sibylle, es kam ihm in der That gespensterhaft und unheimlich vor.

„Auch angeführt, Bruderherz?“ höhnte hinter ihm Aremberg. „Merkst Du jetzt endlich, daß dieser Erbach der Anstifter der ganzen Komödie ist und jenen elenden Rochefort nur wie einen Bajazzo vorschiebt? Hinauf, Rechenschaft von ihm zu fordern, Rechenschaft! Mein Degen soll sein boshaftes Herz durchbohren!“

Willenlos ließ sich Procop die Treppe hinaufschleppen; warum hast Du Dich mit den unterirdischen Mächten eingelassen, schalt er sich selbst, nun spielen sie mit Dir!

Seit dem Eintritt Josef's und Erbach's in das Türkenhaus war noch keine Viertelstunde vergangen.

Das Gemach, in dem die Kartenschlägerin ihre vornehmen Besuche empfing, hatte seine Fenster nach

dem stillen Garten hinaus. Sicherung vor jedem unberufenen Lauscher war die erste Bedingung für das seltsame Gewerbe, das sie trieb.

Unter mancherlei Vorwänden hatte sie heute Hedwig bei sich zurückzuhalten versucht. Wieder und wieder waren die Karten gelegt worden, ohne die Zukunft klar zu verkündigen. Als ob sich die Unruhe und Erwartung des Mädchens den Karten, die zitternd in ihrer Hand flogen, mitgetheilt hätten! Da erklang der Warnungsschrei Zdenko's. Waren es die Männer, deren Besuch man ihr angekündigt hatte? fragte sich Ursula. Aber warum erhob der Wächter dann ein Geschrei, das in diesem Hause wohl seit einem Jahrhundert nicht gehört worden war? Ein Geschrei, wie es die Wache bei der Annäherung der Türken ausgestoßen haben mochte. Eilig ward Hedwig in die Kammer verwiesen; „sind es Fremde, mein Kind, so gehe über die hintere Treppe", sagte die Alte, die noch einen Rest von Kaltblütigkeit bewahrte. Um niemals ganz unvorbereitet überrascht zu werden, hatte sich Ursula vor ihrem Zaubergemach ein kleines Vorzimmer eingerichtet. Schwere Vorhänge deckten die Thür; im äußersten Falle konnte man sie verriegeln und so Zeit gewinnen, Alles zu verstecken, was uneingeweihte Augen nicht sehen sollten. Das Amt, das im Flur Zdenko übte, hatte hier die Magd des Hauses, eine hübsche kräftige Dirne, die, wie Frau Ursula lebensklug urtheilte, mit ihrer kecken

herausfordernden Weise, den Männern je nach Bedürfniß den Eingang in das Heiligthum leichter oder schwerer machen konnte. Ihre Vorsicht bewährte sich auch diesmal, wenigstens für einen der Eingedrungenen; Erbach fing sogleich an, das Mädchen zu befragen, und hielt sie auf ihrem Sitz fest. Die Gegenwart des Kaisers hatte seinen Argwohn verschärft: allein wäre er ruhiger und sicherer in das Haus der Kartenschlägerin gekommen, in der Begleitung Josef's schien ihm Alles bedeutsam und verdächtig. In welche Verlegenheiten konnte der Kaiser hier gerathen, welchen Verstößen seine Würde ausgesetzt sein! Warum hatte er, wie ein leichtsinniger Schwätzer, sein Geheimniß verrathen, warum sich nicht ernster dem Vorhaben des Kaisers widersetzt? Durch verdoppelte Umsicht mußte er die Folgen seiner Voreiligkeit abwenden. Je besorgter er, desto unbekümmerter war Josef.

„An Ihnen ist ein Polizeispion oder der Mentor eines neuen Telemach verloren gegangen," scherzte er, als Erbach mit den Blicken eines Inquisitors das Vorgemach durchmusterte.

Er selbst hob die Vorhänge auf, öffnete die Thür und trat in das innere Zimmer ein.

„Guten Abend, Pythia", sagte er, „Alexander kömmt zu Dir."

Noch hatte Hedwig im Zusammenraffen ihrer Sachen nicht Zeit gehabt, in die Kammer zu entweichen:

bei dem Klange dieser Stimme fiel sie auf die Knie. So tief sie aber auch ihren Kopf niederbeugen mochte, ihre langen blonden Haare verriethen sie.

„Ei, ei!“ sprach der Kaiser. „Muß ich Dich hier finden? Suchst Du hier etwa Fritz Buchholz? Das gefällt mir nicht!“ und an ihr vorübergehend, näherte er sich der Alten.

Hedwig erhob sich und schwankte hinaus: so floh Eva aus dem Paradiese vor dem feurigen Schwerte und dem strafenden Blick des Engels.

„Friede und Sicherheit!“ Damit trat jetzt Erbach ein und stellte sich mit dem Rücken gegen die Thür.

Der Kaiser schlug ein fröhliches Gelächter auf. „Wären Sie eine Minute früher gekommen!“ Und er zeigte auf eine altmodische, von kleinen Alabastersäulen getragene Stutzuhr, die eben die Hälfte der neunten Stunde wies.

„Grata superveniet quae non sperabitur hora“, las er näher schreitend die Inschrift auf dem Zifferblatt. „Verstehst Du das, Pythia? Auf welchem Tandelmarkt hast Du das Prachtstück erstanden?“

Starr und steif hatte bisher Ursula in ihrem, mit einem großblumigen Zeuge überzogenen Armstuhl gesessen. Sie kam von ihrer Verwunderung über das Benehmen der beiden Männer nicht zurück. Die Rollen schienen vertauscht; nicht sie war mehr die Herrin des Hauses, die Prophetin der Zukunft, dieser stolze Mann,

dessen Gesicht sie noch immer nicht deutlich erkennen konnte, denn er hielt sich zufällig oder absichtlich im Schatten, hatte ihre Stelle eingenommen. Jetzt machte sie eine Anstrengung, die Betäubung von sich abzuschütteln.

„Was wollen die Herren von einer armen, alten Frau?“ fragte sie. „Mein Haus ist kein Weinhaus.“

Eine Greisin von sechzig Jahren, mit weißen Haaren, einem starkknochigen, noch vollen Gesicht, sauber in Grau gekleidet, mit einer weißen, wohlgefältelten Haube und einem seidnen Brusttuch. Und wie ihr Anzug und ihr Gebahren, zeugte auch die Ausstattung des Zimmers von Wohlstand und Geschmack. Nichts Abenteuerliches oder Grausen Erregendes war darin zu sehen, weder ein Skelett noch eine ausgestopfte Eule, wie keine zusammengekaufte verschossene Herrlichkeit, so keine häßliche Dürftigkeit. Auf einem runden Tisch, der von einer lang herabfallenden, mit Troddeln besetzten, grünwollenen Decke verhüllt war, stand eine Lampe. Ein grüner Schirm dämpfte ihr gelbes Licht. Neben dem Armstuhl, in dem Ursula saß, stand ein niedrigerer Sessel ohne Lehne: eben hatte ihn Hedwig verlassen.

„Sie erwartet Besuch, Frau Ursel“, antwortete Josef auf ihre Frage, „und wir haben mit jenen Herrn zu reden. Sei Sie ganz ruhig, es wird keinen Lärm geben. Um uns die Zeit bis zur Ankunft der Andern zu vertreiben, sag' Sie mir mein Glück! Aus den Karten oder aus der Hand, wie Sie will!“

Indem er ihr nun seine Rechte, von der er den Handschuh abgezogen, über den Tisch hinreichte, und sie die Lampe ein wenig zur Seite rückte, ward sein Gesicht vollkommen sichtbar: die scharfgezeichnete römische Nase, der stolz gewölbte Mund, die blauen, durchdringenden Augen.

„Jesus Maria und Josef!“ ächzte die Alte. „Es ist . . .“

Der Kaiser legte herrisch die Hand auf den Tisch.

Darüber kamen Aremberg und Procop die Treppe hinaufgepoltert und lärmten im Vorzimmer.

„Ruhe, ihr Herren,“ sagte Erbach zu ihnen hinaus, „der Graf Falkenstein ist hier!“

„Unsinn!“ so drängte sich Procop an ihm vorbei durch die Thür.

Josef hatte lässig sein Gesicht von der zitternden Ursula nach den Eingedrungenen hingewandt.

Die beiden Edelleute hatten gerade noch so viel Fassung, sich zu verneigen.

Eine Todtenstille war eingetreten. Die rechte Stunde und Stimmung, in der die Unsichtbaren Macht über das Irdische haben sollen.

„Also, Frau Ursula, mein Glück!“ wiederholte Josef.

Auf der Stirn der Frau standen die Schweißtropfen, in fürchterlicher Beängstigung rang sie die Hände und stammelte: „Ich kann nicht — ich weiß

nichts von der Zukunft — nehmen Sie die Hand fort! Aus Barmherzigkeit!"

„Versuch's! Ich will!" befahl der Kaiser. „Wenn Du in meiner Hand nicht lesen kannst, vielleicht sind Dir die Karten geläufiger." Er hatte das Spiel, das auf Hedwig's Platz gelegen, ergriffen. „In welcher Ordnung?" fragte er, die Karten mischend.

Die Alte nahm ihre Kräfte zusammen, Verzweiflung und Aufregung thaten das Ihrige. „In Kreuzesform", erwiderte sie. „Eine Karte zu oberst, das ist die Schrift, dann je drei in zwei Reihen, darauf ruht das Haupt, dann sieben in einer Reihe, die halten die Arme, dann achtzehn in sechs Reihen, das Spiel ist zu Ende, das Kreuz gebaut."

„Quod felix faustumque sit", sagte Josef und legte langsam, wie ihm beschrieben war, die Karten nieder.

Die Neugierde durchbrach die Schranken der Ehrfurcht, die drei Edelleute waren, ihre Feindschaft und ihre Rachegedanken vergessend, in einer gemeinsamen Bewegung an den Tisch getreten. Was würde die Sibylle sagen? Besorgt blickte Erbach den Kaiser an: ein Gefühl tragischer Wehmuth beschlich ihn wie von ungefähr. War es Einbildung, war es nur die Beleuchtung? Josef's Züge hatten plötzlich den Ausdruck eines tiefen Leidens und völliger Abgespanntheit angenommen. Ein Schleier schien sich darüber gelegt

zu haben: ein Schleier, mit dem man das Antlitz eines Todten bedeckt. Wenn jetzt dem Munde der verrufenen Frau ein unheilvolles Wort entführe — Erbach war entschlossen, sie ihre düstern Prophezeihungen nicht vollenden zu lassen.

Ursula's Augen waren weit aus den Höhlen getreten, die Angst, die sich ihrer bemächtigt, entstellte sie jetzt wirklich zu einer jener häßlichen und schrecklichen Hexengestalten, welche die Phantasie des Volkes erfüllen.

„Ich kann nicht", stöhnte sie und schloß die Augen. „Gnade!"

„Unverschämte Gaukelei", murmelte der Kaiser.

Indem erschollen Schritte im Vorgemach, eine heisere Stimme sang die Verse Almaviva's aus dem „Barbier von Sevilla" des Sieur de Beaumarchais:

„Euer Wissen, mein Kam'rad,
Ist erfolgreich ohne Zweifel,
Geht die Krankheit nicht, so geht
Doch der Kranke rasch zum Teufel.

Oder zu seiner Großmutter! Guten Abend, meine Herren!" So führte sich der Vicomte ein.

„Da werden die Karten wohl ungelesen bleiben", sagte Josef, „denn von den Herren wird es Keiner wagen, die Schrift des Schicksals zu entziffern."

„Warum nicht? Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Kamerad! Lassen Sie einmal die Krähenfüße dieser

kleinen Teufelchen sehen! Denn der große Teufel scheint hier nicht zu Hause zu sein", Rochefort hatte sich zu dem Tisch herangedrängt, die Andern machten ihm freiwillig Platz.

Der Kaiser warf Erbach einen Blick des Einverständnisses zu und kehrte sich dann dem Vicomte zu: „Es sind meine Karten, mein Herr!"

Man hätte nicht sagen können, daß sich auch nur der kleinste Zug im Gesicht und in der Haltung Rochefort's veränderte und doch war, seit er dem Kaiser Auge in Auge gegenüber stand, sein Wesen ein anderes geworden. Nichts mehr von seiner gewohnten Frechheit, seinen Ausfällen, seiner cynischen Weise, und Niemand, der ihn in dieser Stellung vor den Karten Josef's, ernst, nachdenklich, zuweilen sich ehrfurchtsvoll gegen den Fürsten hin neigend, zum ersten mal gesehen, hätte daran gezweifelt, daß dies seine wahre Natur sei.

„Ein Königsspiel!" sagte der Vicomte nach längerer Pause und überschaute prüfend die Karten. „Wie eigen! Coeur-König liegt oben, Pique-Aß ist die mittelste Karte der letzten Reihe, rechts von ihr liegt Coeur-Dame und links die Treff-Dame! Hieroglyphische Zeichen, die freilich die gute Alte dort nicht enträthseln kann. Mach' nur große Augen, Mütterchen! Apollo, der Sonnengott, treibt die Rosse der Zeit zu schnellerm Laufe an; in strahlender Schöne geht er auf. Eine

kurze, leuchtende Bahn! Unten an seinem Grabe trauert die Liebe des Menschengeschlechts und die Göttin des Nachruhms lächelt Unsterblichkeit! Ihm entgegen zieht der Pontifex Maximus und Byzanz zittert vor seinen Sonnenpfeilen! Durch die Schatten, durch die Finsternisse bricht er mit goldenem Schwert! Aber wehe, wenn der Sieger vorübergezogen, schließen sie sich um so dichter zusammen. Sie thürmen sich auf im Westen, sie umziehen den Horizont im Osten. Horch! Trompetenklänge tönen. Es sind ungarische Trompeten. Nun ist Alles verstummt. Träger schleicht der Wagen Apollo's dahin; hier ist der Ort, wo er dem bekümmerten Menschengeschlecht entschwindet. Aber verzweifelt nicht, ihr Völker! Eine unauslöschliche Spur hat er am Himmel gelassen, überall hin sind die Feuerfunken von den Hufen seiner Rosse gesprüht. Non omnis morior, sagt auch er im Verscheiden."

Er ließ das Haupt auf die Brust sinken, wie von einer schweren geistigen Anstrengung erschöpft. Die Alte, die sich bei dem singenden Klange seiner Stimme — verstehen konnte sie seine Worte nicht, da er französisch redete – wieder beruhigt, betrachtete ihn mit einem unbeschreiblichen Erstaunen, als ob er ein Bote aus der Geisterwelt wäre, der menschliche Gestalt angenommen.

Zunächst wagte Keiner zu sprechen. Sie wollten ihr Urtheil nach dem Eindruck richten, den der Kaiser von der Rede empfangen hatte.

Mit keinem Blick hatte Josef den Vicomte, während er sprach und mit dem Finger bald auf diese, bald auf jene Karte deutete, verlassen; seine Mienen drückten weder Unwillen, Unruhe noch Bestürzung aus, kalt und blaß war sein Gesicht, er folgte den Worten und Bewegungen Rochefort's so aufmerksam, als handle es sich um einen physikalischen Versuch oder um ein Taschenspielerkunststück.

„Redensarten", sagte er jetzt Erbach ins Ohr, „aber er hat sich bei alledem geschickt herausgewickelt." Und zu dem Vicomte, mit einer leichten Neigung des Kopfes und einem leisen Anflug ironischen Spottes: „Ich danke Ihnen für Ihre Bemühung, mein Herr, ich wußte nicht, daß die Karten eine so poetische Sprache sprächen."

„Fürchten Sie dennoch die ungarischen Trompeten!"

Aremberg konnte seinen Zorn über das, was er die Frechheit des Vicomte nannte, nicht mehr zurückhalten, er machte eine so heftige Bewegung, daß der Kaiser fragte: „Was giebt's?"

„Ist es nicht unerhört", antwortete Aremberg, „daß ein fremder Abenteurer sich erlaubt, Ew. Majestät — der apostolischen Majestät getreuesten Adel mit losem Wort zu verunglimpfen?"

„Adel, Ungarn's Adel? Das Haus Habsburg weiß von seiner Treue zu erzählen. Ist der König nur Fürst des Adels, nicht auch Fürst der Bürger und

Bauern? Gleiche Gerechtigkeit für Alle! Wozu der Streit? Der Herr da hat nichts geäußert, was irgendwen verletzen könnte! Ja, wenn er uns noch vor den Pedellen der Löwener Universität oder den belgischen Ständeherren gewarnt hätte!"

Aremberg biß sich auf die Lippen, diese kaiserliche Zurechtweisung in Gegenwart Erbach's hinnehmen zu müssen! Wollte sie denn niemals schlagen, die Stunde der Rache?

„Gerechtigkeit für Alle!" wiederholte Rochefort mit dem eigenthümlichen, schauspielerischen Pathos seines Volkes das Wort des Kaisers und trat, die Hand erhoben, als riefe er flehend eine unsichtbare Gottheit an, in die Mitte des Gemachs: „Hinter dem Fürsten, der so gesprochen, sehe ich die Gestalt der strafenden, allwaltenden Gerechtigkeit stehen! Die Binde hat sie von den Augen gestreift, Wage und Schwert hält sie in der Hand. Laß sie die That dieses Mannes wägen!" — und er deutete auf Aremberg mit dem furchtbarsten Ausdruck leidenschaftlichen Hasses. „Ein armes, unglückliches Mädchen, ach! seht sie mit zerrauftem Haar, mit leichenblassen Wangen daher kommen! Zerrissen sind ihre Gewänder und wund ihre Füße. Willst Du nicht sprechen, armer Schatten, nicht klagen? Wo ist Rettung für solchen Schmerz? Wo? Dort ist der Teich, tief und still, die grünen Wasser gurgeln . . . o, Gerechtigkeit!" Er fiel um und lag da wie ein Todter.

Ursula war aufgesprungen und eilte ihm zu Hülfe; sie nahm seinen Kopf auf ihre Kniee und rieb ihm die Stirn mit einer duftenden Essenz.

„Dies Zimmer ist kein Gerichtssaal", sagte Josef mit einer gewissen Feierlichkeit, „aber lassen Sie es sich bei Ihrer Jugend, Graf Aremberg, eine Warnung für die Zukunft sein, überall sind Gottes Gerichte."

Indessen hatte sich Rochefort wieder erholt, er schlug die Augen auf. Erbach geleitete ihn zu dem Armstuhl der Alten.

„Reinen Mund gehalten", befahl dann der Kaiser der demüthig, mit gefalteten Händen vor ihm stehenden Frau. „Entsag' Sie Ihrem traurigen Gewerbe! Solche Künste führen zum Wahnsinn oder zum Verbrechen! Dem Mädchen, das ich hier traf, bleib Sie mit Ihren Praktiken fern! Bei meinem Zorn!

Und zu den Edelleuten, ihre Begleitung ablehnend, sagte er, den Hut rückend: „Gott befohlen, Ihr Herren! Auf ein besseres Wiedersehen!"

Wenn ein Ausbruch des Aetna sich vorbereitet, so lärmen, nach der Erzählung der Umwohner, die in seinen Höhlen gefesselten Riesen Tage und Nächte hindurch mit unterirdischem Donner, darauf tritt eine plötzliche, unheilschwangere Stille ein, als rüsteten sie sich zu einer gewaltigen Schlacht; bleischwer liegt der Himmel auf der Erde, bleifarbig ist das Meer, es rollt dumpf und hohl, in der schwülen Luft senken die Vögel

ermattet ihre Flügel, aus dem zerrissenen Erdreich quellen heiße, schwefelartige Dämpfe: die Menschen fragen sich: werden wir den nächsten Tag noch erleben? In dieser Simmung standen sich nach dem Fortgang des Kaisers die vier Männer am Tische der Kartenschlägerin gegenüber. Auch der Vicomte hatte sich von seinem Sessel erhoben und stand zitternd, sich an einer der Armlehnen festhaltend. Ursula kauerte am Ofen und schien inbrünstig zu beten, sei es aus Reue, sei es aus Dank für ihre Befreiung aus so gefährlicher Lage. Unberührt auf dem Tische lagen noch in der alten Ordnung die Karten.

Langsam schritt Aremberg auf Erbach zu.

„Sie ahnen die Lösung, die dies Alles nehmen muß?“ fragte er eisig kalt.

„Ich weiß es, mit einer Herausforderung.“

„Ich halte Sie, Graf Erbach, für den Veranstalter dieser ganzen, schändlichen Komödie, Sie allein, und ich glaube nicht, daß Sie die Verantwortlichkeit dafür auf jenen Narren abwälzen wollen“ — er deutete mit dem Finger auf Rochefort.

„Nein!“

„So werden Sie nach solchen Beleidigungen mir Genugthuung geben?“

„Wie sie Ihnen beliebt!“

„Morgen, mit dem Degen.“

„Morgen in der Frühe, um acht Uhr, mit dem Degen.“

„Kennen Sie im Prater, hinter dem Hirschenstadel, nach dem Fasanengarten zu, die sieben Eichen?“

„Ich kenne sie und werde dort sein. Die Herren sind Zeugen.“

„Wir sind Zeugen“, antworteten Rochefort und Procop.

Ein kurzer Gruß von beiden Seiten — jeder den andern mit einem Blick betrachtend, der zu sagen scheint: morgen um diese Zeit ist einer von uns aus der Reihe der Lebendigen geschieden! Darauf ergriff Aremberg Procop's Arm und ging. Als er aber aus der offenen Thür in das Vorgemach schreiten wollte, verwickelte sich sein Fuß in den Falten des Vorhanges, er stolperte und wäre ohne Procop's Unterstützung gefallen.

Darüber näherte sich Rochefort dem Grafen, der die Arme übereinander geschlagen den Fortgegangenen nachsah, als könnte er noch ihre Schatten gewahren, obgleich sie schon die Treppe niederstiegen.

„Das war ein böses Zeichen,“ sagte der Vicomte. „Er muß sterben.“

„Nicht durch meinen Degen, das wolle Gott nicht!“ Und in das Gesicht Rochefort's, das blasse, entstellte, von Leidenschaften durchwühlte, blickend, in dem für ihn noch immer ein Mordgedanke geschrieben stand, fuhr er fort: „Er ist bestraft genug! Und wenn er in der Folgezeit der Glücklichste der Sterblichen würde,

diese Stunde hat für immer einen Tropfen Wermuth in den Kelch seiner Freuden geschüttet."

„Bestraft genug? Weil er eine reiche Braut verloren und beschämt vor seinem Kaiser stand? Sündigt darauf los, ihr Vornehmen, wenn dies die ganze Vergeltung ist, die euch trifft!"

Diese Aeußerung bestärkte Erbach in seinem Verdachte gegen den Vicomte: unter allen Umständen wollte er sich seiner wenigstens für die kommende Nacht versichern. „Da Sie mich morgen auf dem Gange zu den sieben Eichen begleiten werden, sollten Sie diese Nacht mein Haus mit mir theilen", bat er. „Wir sind dann die ersten auf dem Platze."

Ohne Widerrede willigte Rochefort ein. „Die ersten auf dem Platze", lachte er unheimlich. „Natürlich! Nur einer wird noch vor uns dort sein, einer, auf den der gute Graf Aremberg gar nicht gerechnet hat. Der Teufel nämlich, seine Majestät Lucifer. Eine Weile hausen die kleinen Wölfe grausam und gierig auf Erden, aber zuletzt kommt der große Wolf, der sie alle frißt. Reverenz dem Tode, Reverenz!"

Erbach hatte derweilen die Alte beruhigt und ihr noch einmal, wie der Kaiser, das strengste Stillschweigen anempfohlen. Er zog den Vicomte mit sich fort. Nach der Unruhe und dem Wechsel heftiger Empfindungen, denen er an diesem Abend ausgesetzt gewesen, war es

Paul trotz des gefährlichen Kampfes, der ihm drohte, fast heiter und leicht zu Sinn. Alle Verwickelungen gingen einer letzten und entscheidenden Lösung durch das Eisen entgegen. Um ein Geringes hatte sich damals der Streit zwischen ihm und Aremberg im Pavillon von Luciennes entsponnen, um den Wohlklang in der Musik. Nun gut, sagte er sich in einer Anwandlung tollster Laune, es wird mit Musik schließen, mit der merkwürdigen Musik, die zwei Degen machen, wenn sie zusammen klirren. Wenn nicht ohne Haß, doch von jeder Schuld gegen den Grafen fühlte er sich frei. Keine Erinnerung würde morgen seinen Arm lähmen und kein Schatten ihm vorüberschwebend die Schärfe des Blickes und die Kaltblütigkeit rauben. Er hatte sich nicht zum Rächeramt gedrängt, unmerklich hatte ihn das Schicksal auf diesen Punkt geschoben. Wenn er aber einmal in dieser Tragödie eine Rolle spielen sollte, nicht die undankbarste war ihm zugefallen; er rächte die geraubte Unschuld eines armen Mädchens an einem adeligen Wüstling. Hatten so nicht die Ritter in grauer Vorzeit geschworen, die Witwen, die Waisen und die Unschuld zu vertheidigen? Eine andre Zeit nahte, wo gleiches Recht für Alle auch den Adel unter den Buchstaben des Gesetzes beugen würde. Vergangenheit und Zukunft mußten ihn als ihren Kämpfer und einen echten Edelmann begrüßen.

Das Wetter war schlecht geworden, es regnete heftig und stürmte, als die beiden Männer das Haus der Kartenschlägerin verließen. Der schwülen Luft, die drinnen herrschte, entrückt, kam der Vicomte wieder in das Gleichgewicht. Der Wind zerstreute die schweren Dünste, die auf sein Gehirn gedrückt, die Zeichen seiner Geistesverwirrung verloren sich. In voller Klarheit und Ruhe konnte er Erbach erzählen, wie er durch unablässiges Nachforschen endlich in dem Grafen Aremberg den Verführer Sophiens entdeckt habe. Gerade vor zwei Jahren, als Erbach mit dem Grafen vor dem Hause Blanchard's den Wortwechsel gehabt, sei der erste Verdacht in ihm aufgestiegen. Das Erschrecken des Grafen bei dem Anblick des Hauses der alten Madelaine habe ihm mehr gesagt, als jedes Geständniß. Er habe sich in die Gesellschaft des Grafen gedrängt und leicht in Erfahrung gebracht, daß er schon einmal, im Jahre 1774 am Hofe zu Versailles gewesen. Andere Thatsachen hatten wieder seinen Argwohn erschüttert: es stellte sich heraus, daß Aremberg nur selten die Gesellschaft des Marquis von Pierrefonds besucht und vielleicht nicht fünfmal das Haus der Blanchard's betreten habe. Endlich habe das Gewissen den Verführer verrathen: er sei nach Passy zu jener Frau gegangen, bei der Sophie gewohnt, um sich ihres Schweigens zu versichern. Dieses Weib war die Vertraute der beiden Liebenden: Rochefort zwang sie durch seine Drohungen

zum Bekenntniß. Eine Reihe von Briefen Sophiens kam zum Vorschein, die sie von einem einsamen Waldschloß Aremberg's aus an diese Frau geschrieben. Mit seiner hinreißenden Beredsamkeit wußte Rochefort den Inhalt derselben, die ersten Wonnen, die heraufdämmernden Schatten, die nagenden Zweifel, die Erkenntniß der Wahrheit zu schildern. Der Liebenswürdigkeit und der Verführungskunst Aremberg's ebensosehr, wie ihren eignen stolzen Hoffnungen war Sophie zum Opfer gefallen. Der Edelmann hatte, ihren Ehrgeiz errathend, keinen Anstand genommen, ihr die Ehe zu versprechen; möglich, wenn hier die Rachsucht den Vicomte nicht in seinen Behauptungen zu weit führte, daß sogar der Schein einer Trauung stattgefunden, um die Arme vollends zu bethören. Zu bald ließ die Befriedigung des Genusses die Leidenschaft Aremberg's erkalten, die Gegensätzlichkeit der Charaktere entzweite die Liebenden mehr und mehr, das Drängen Sophiens, als sie sich Mutter fühlte, nach der Weihe oder öffentlichen Anerkennung ihrer Verbindung verwandelte seine Neigung in Widerwillen, Zorn und Haß. Er beschloß die ungestüme Mahnerin ihrem Geschick zu überlassen. In einer Nacht verschwand er von seinem Schlosse, und Sophie, in die Gewalt des Kastellans gegeben, ward als Gefangene behandelt. Verstört im Sinn durch den Sturz ihres Glücks und durch die rauhe Behandlung empfindlich gereizt, entfloh sie mit ihrem Kinde:

ihre Wächter hielten es nicht der Mühe für werth, ihr nachzueilen und sie wieder heimzubringen. Von Ort zu Ort bettelte sie sich nach Versailles durch, um dort zu sterben. „Die wahre Heimath der Guten und Schönen", sagte der Vicomte, „ist das Land der Dämmerungen jenseit des Grabes. Dort schweben sie in ungestörtem Frieden, ruhig fließt und wandellos ihr Dasein dahin, wie die Welle des reinen Aethers, die sie umspielt. Zuweilen erscheinen sie auf der Grenze ihres Reiches und winken uns, die wir noch diesseit des Grabes verweilen, mit ihren Geisterhänden freundlich zu. Aber wir, im Kampf und Drang der Körperlichkeit, empfinden nur einen Schauer dabei und wissen nichts von dem unaussprechlichen Glück der Geschiedenen."

Rochefort's letzte Worte sollten eine von ihm selbst weder gewollte noch geahnte Bedeutung bald nachher erfahren. Vor Erbach's Hause, dem sie sich inzwischen bis auf wenige Schritte genähert hatten, bewegte sich eine Menge Menschen mit jenem leisen und dumpfen Gemurmel, das die Ankündigung eines Unglücks ist. Einige Wächter der Stadtwache waren unter ihnen, der Hausverwalter des Grafen, der jetzt auf seinen Herrn zugestürzt kam: „Gnädigster Herr Graf, Gott sei gelobt, daß Sie da sind! Die gnädige Frau Gräfin sind in der größten Unruhe. Wir haben einen Sterbenden im Hause." Und nun fiel ihm der Führer

der Wache ins Wort: „Es ist ein böhmischer Bauer, Herr Graf; er ist auf der Straße verunglückt. Als die Leute ihn aufhoben, hat er gesagt — er sei ein Mann des Grafen Erbach und wolle in dessen Haus gebracht werden, er habe noch mit seinem Gebieter zu reden."

„Es ist gut, es ist gut! Wo ist der Unglückliche?"

Das Glöckchen des Ministranten ließ sich aus einiger Entfernung vernehmen. Der Priester, nach dem Renata gesandt, dem Sterbenden die letzte Oelung zu reichen, kam mit der Monstranz einher. Ein fackeltragender Diener begleitete ihn. Die Menge beugte die Kniee, um den Segen zu empfangen. Mit abgezogenem Hut geleitete der Graf den Priester in sein Haus.

In dem Dienerzimmer des Untergeschosses lag Zdenko mit verwundetem Kopf und gebrochenem Rückgrat. Der Arzt gab ihm nur noch eine kurze Spanne Zeit zu leben. Mild und gütig war Renata um ihn beschäftigt.

Der Geistliche trat an das Lager; man erhob den verbundenen Kopf Zdenko's, daß er den Priester und das Venerabile sehen konnte. Bange Augenblicke ... Die Andern waren in das Nebengemach getreten.

Hier erfuhr Erbach von dem Führer der Stadtwache das Nähere über den unglücklichen Vorfall; spätere Nachforschungen mußten freilich über manche

Dunkelheiten des Berichts erst die volle Aufklärung verschaffen.

Zwischen acht und neun Uhr sah man von den Laimgruben her dem Kärnthner Thor zu in gewaltiger Eile einen geschlossenen, herrschaftlichen Wagen fahren, der die Aufmerksamkeit und die Verwunderung der Vorübergehenden erregte. Auf dem hinten angebrachten Dienersitz stand nämlich barhäuptig, in weißwollenem Mantel, der, von keinem Gürtel festgehalten, im Winde flatterte, sich mit einer Hand an dem Riemen festhaltend, in der andern ein blankes Beil schwingend, eine seltsame Gestalt. In den belebteren Gassen sammelten sich die Leute; einige folgten, so weit sie konnten, dem Wagen, andere schrieen dem Kutscher zu, anzuhalten. War der Mensch, der dort hinten hockte, beständig in Gefahr herabgeschleudert zu werden, ein Wahnsinniger, ein Verbrecher? Je lauter die Rufe des Volkes wurden, um so ungestümer geberdete sich der Tollhäusler, um so schneller jagte der Kutscher dahin. Darüber wuchs die Neugierde und Ungeduld der Menge, sie rottirte sich zusammen und eine Hatz nach dem Wagen und dem Weißmantel begann. Doch möchten beide der Verfolgung entgangen sein, wenn nicht in der innern Stadt ein Aufenthalt entstanden wäre. Der Wagen begegnete auf der andern Seite des Thores einer eben anfahrenden Postkutsche, und die Räder stießen zusam-

men, so unglücklich, daß der Postkutsche das eine zerbrach. Ein lautes Angstgeschrei erschallt; das Wagenfenster wird niedergelassen und ein Mädchen steckt jammernd den Kopf heraus. Ihrerseits sind die Insassen der Postkutsche in Verwirrung gerathen und steigen aus. Unter ihnen ein junger Mann, der, so nahe an den Wagen gedrängt, das darin sitzende Frauenzimmer zu erkennen scheint. Beide rufen sich an. Allein in dem Tumult der Menge, dem Gekreisch der Weiber, dem Fluchen der Kutscher, ist nichts mehr zu verstehen. Alle bemühen sich, die Wagen auseinander zu bringen. Steigert dieser Lärm noch die Sinnlosigkeit des Besessenen? Wird ihm das Rufen, das Erheben der Hände, das Zeigen nach ihm gefährlich, wie dem Nachtwandler, der auf dem Dache einherschreitet? Man sieht ihn wüthende Bewegungen gegen die Menge machen, man hört ihn Flüche in böhmischer Sprache ausstoßen; Einige behaupteten nachher, er habe einen jungen Mann aus der Volksmasse besonders bedroht, denselben, der so eben aus der Postkutsche gestiegen. Endlich faßt der Tolle sein Beil mit beiden Händen und will von seinem Sitz herabspringen. Zugleich ziehen die Pferde scharf an, er verliert das Gleichgewicht und liegt zerschmettert auf dem Pflaster, weit fort fliegt das Beil — und indem nun die Wagen auseinanderfahren, wird der Unglückliche auch noch von den Rädern und den Pferden ver-

letzt. Dann war die Stadtwache gekommen, hatte den Platz von Menschen zu säubern versucht und den Verwundeten in das Gemach eines Baartscheerers getragen, der ihm um seine Kopfwunden einen ersten Verband angelegt. Dort hatte er sich einen Unterthan des Grafen Erbach genannt und mit erlöschender Stimme gebeten, ihn in dessen Haus zu schaffen.

Das Thatsächliche des Ereignisses war somit wenigstens festgestellt, wenn auch die Beweggründe und der innere Zusammenhang der Handlungen noch verhüllt blieben.

Indem trat der Priester tief erschüttert vom Lager des Sterbenden zu Erbach.

„Herr Graf, wollen Sie sich dem Manne dort zeigen? Er verlangt noch einmal Ihr Angesicht zu sehen. Ew. Gnaden sind als mildthätiger und edelmüthiger Herr bekannt, gehen Sie nicht mit dem armen Schächer in das Gericht, vergeben Sie ihm, wie groß seine Schuld auch ist.“

„Ich komme schon, hochwürdiger Herr! Geben Sie mir Ihre Hand!“

Zdenko hatte seine Augen weit aufgerissen, sie hatten den gläsernen Glanz des Todes.

„Da bin ich, Zdenko“, sagte der Graf und legte ihm seine Hand sanft auf die Stirn.

„Dank, Herr“, stöhnte der Sterbende, „Dank! . . .

Werd' ich in der Hölle brennen?... Werdet Ihr mir vergeben? Ach, Hedwig, Hedwig!"

„Ich vergebe Dir, mein Sohn, und Hedwig wird Dir auch vergeben."

„Da ist der Wald ... Da kommen die Soldaten mit dem alten Rechberger ... Und sie ist nicht dabei! Ist nicht da! Wo ist sie? Und der Alte lacht so höhnisch ... Und mein Gewehr ... Ich drücke los! Da liegt er ... Oh, ich liege auf den Steinen, er hat mich herabgeschleudert, er!"

„Mein armer Rechberger!" seufzte Erbach. Eine Thräne flimmerte ihm im Auge, und seine Hand zitterte auf Zdenko's Stirn.

Der Geistliche war niedergekniet und betete halblaut: „Und vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

„Wie wir vergeben unsern Schuldigern!" sprach Paul nach. „Unser Gott im Himmel ist barmherzig, Zdenko, bau' und traue auf ihn! Ich vergebe Dir, was Du mir gethan."

Verstand ihn der Sterbende? Seine im Krampf verzogenen Züge glätteten sich... er röchelte dumpf... dann zuckten die Hände nicht mehr, starr war der Leib und ruhig das Antlitz.

Zdenko, der Wilde, war todt. Die heftigen Leidenschaften, die ihm so viel Qual und den Andern so viel Unheil bereitet hatten, ließen in den Wunden, die

seinen Leib entstellten, gleichsam ihre letzten, sichtbaren Spuren zurück. Schrecken bringt der Tod, Schrecken und Frieden. Der Vicomte, der von Blanchard die traurige Geschichte des Bauern gehört, betrachtete mitleidsvoll seine Leiche. Es war, als ginge ihm dieser Todesfall besonders zu Herzen und beruhige Verzweiflung, Wuth und Zorn in ihm.

„Welch' eine Leidenschaft ist die Liebe", sagte er, „die grausamste von allen! Zu welchen Verbrechen hat sie den armen Schelm da fortgerissen! Ein Erdenwurm, der sich am Feuer des Himmels verbrannt hat!"

Erbach erwiderte nichts, aber die Aeußerung Rochefort's erweckte in ihm ein wunderliches Gedankenspiel. Er mußte jenes Abends gedenken, wo er dem Kaiser die Charaktere der drei Erznarren über dem Portal des Schloßthurms schilderte. Den dritten hatte er ihm nicht genannt — den Narren aus Liebe. Hier lag jetzt ein großer Verbrecher, den eine unüberwindliche Liebesleidenschaft, durch Widerspruch erhöht, auf den Weg der Schuld und in einen jammervollen Tod geführt; klagend stand am Sterbebett ein Mann, dessen vortrefflichen Verstand dieselbe Leidenschaft verwirrt und getrübt hatte. Und saß nicht, den Tod herbeisehnend, Corona, in Liebesschmerz verloren, oben auf ihrem Lager? Schreckliche Liebe, in Deinem Nessushemd hältst und marterst Du uns alle!

Sechstes Capitel.

Von leichten Morgenwolken verschleiert war die Sonne über dem Prater aufgegangen. Ein erster spärlicher Frühlingsschimmer lag auf den Waldwiesen und den Rasenplätzen. Nach dem Regen der Nacht erfüllte ein winziger Hauch die Luft, ein kräftiger Erdgeruch dampfte von dem feuchten Boden, hie und dort hatten sich an den Bäumen die Knospen geöffnet, das Gras schien dichter zu stehen. Um diese frühe Stunde regten sich nur die Thiere im Walde. Vögel flogen auf und nieder, zuweilen tauchten an der Umzäunung ihres Geheges die Rehe auf, warfen einen verwunderten Blick umher und kehrten in das Dickicht zurück. In dem weiten Thiergarten schien sich nur ein Mensch zu befinden, Jocelyn von Rochefort, der in der Nähe einer Gruppe von Eichen mit dem gelassenen Schritt eines Spaziergängers hin und her ging. Fast noch ganz unbelaubt streckten die Eichen, nur von mäßiger Höhe, wie alle Bäume des Praters, ihre knorrigen Aeste aus; im Blätterschmuck, bei günstiger Beleuchtung

mußten sie einen malerischen Anblick gewähren, wie sie ihrer sieben an der Zahl in einer Art von Halbkreis, der sich nach der Fasanerie zu öffnete, den Säulen einer Rotunde gleich, standen. In weiter Entfernung von der Fahrstraße, die den Prater durchschnitt, in waldiger Einsamkeit gelegen, bot diese Stelle denen, die auf ihr zusammenkommen wollen, ungestörte Sicherheit. Und sollte sich ja ein Wildhüter hierher verirren, so würde ein Wort der Cavaliere genügen, ihn zu verscheuchen oder blind und taub zu machen.

Rochefort hatte nicht das Ansehen eines Mannes, der nach kurzer Frist der Zeuge eines blutigen Schauspiels sein soll. Wer ihn so unbekümmert auf seinem Wandelgang unter den Eichen bemerkt, hätte ihn für einen Naturfreund gehalten, der die Schönheiten der Morgenstunde genießen will. Gegen seine Gewohnheit waren seine Kleider sauber gebürstet, Alles schwarz an ihm, bis auf das Band, in dem sein Degen mit kostbarem Griffe steckte. Man konnte glauben, daß er zu einem Feste gehen wollte. Der Erste einer fröhlichen Gesellschaft, die eine Lustfahrt vorhatte, war er zu früh zum Stelldichein gekommen. Er zog seine Uhr. Erst die siebente Stunde, mochte er denken, altes Herz, du hast Jahre lang geduldig gewartet, warum bist du jetzt so ungeduldig und verwünschest den langsamen Schritt der Minuten? Der gute Graf Erbach, was er für Augen machen wird, wenn er von Blanchard

hört, daß ich schon um fünf Uhr fortgeflogen bin! Ja, ich bin ein Frühaufsteher! Uebrigens für einen, dem ein Zweikampf bevorsteht, hat der Graf einen festen Schlaf. Den Schlaf der Gerechten! Da tobte dieser Aremberg ganz anders in seinen Zimmern auf und ab, wie ein Teufel -- ein dummer Teufel, denn er wußte nicht, daß sich über ihm eine Treppe höher sein Verhängniß in die Galatracht des Todes kleidete. Wähnt der Narr im Ernst, ich würde Erbach den ersten Stoß lassen? Das ist eine Beleidigung über alle Beleidigungen! Dieser Erbach ist von Natur gutmüthig, er würde ihm eine Schmarre in das Gesicht zeichnen oder ihn mit einem unschuldigen Stich heimschicken.. nein, Robert Aremberg, das hieße die ewige Gerechtigkeit verhöhnen! Wofür wäre ich da? Die Rache, die ich gelobt, wird nur durch den Tod befriedigt. Als die Wärwölfe von den Menschen verfolgt wurden und ihren Untergang voraussahen, verwandelten sie sich, so erzählen die Bauern, um dem Verderben zu entgehen, in Edelleute. Es wird eine Jagd beginnen mit Knitteln, Spießen und Aexten. Wo sie nur bleiben? Da steh' ich und halte Maulaffen feil! Die Sonne lächelt. Alte Vettel, zu welchen Schandthaten hättest du nicht gelächelt? Jeden Misthaufen bescheinst du. Wie eitel bist du! Das schmutzigste Ding ist dir recht, dein Spiegel zu sein. Und dabei wollen die Gelehrten wissen, daß du unzählige Runzeln in deinem

Gesichte hast.. Ob sie einen Arzt mitbringen werden? Freilich, wozu ist die Medizin gut? Die größten Marktschreier und die frechsten Taschenspieler sind die Aerzte. Da sie den Tod nicht besiegen können, wenn sie wenigstens seine Schmerzen lindern könnten! Aber auch dazu sind sie zu weise!

Solche Sprünge machten die Gedanken des Vicomte, als er aus der Ferne ein dumpfes Rollen vernahm. In straffer Haltung richtete er sich auf, nur ein geübtes Auge hätte ihm die verwachsene Schulter angemerkt. Jetzt erstarb das Geräusch. Der Wagen hält an der Straße, sagte er sich, sie haben doch daran gedacht, daß er einen Verwundeten oder gar einen Todten heimzubringen haben möchte! Wie vorsichtig!

Bald darauf standen ihm Aremberg und seine Begleiter, der eine war Procop von Thurm, gegenüber. Aremberg grüßte hochmüthig. „Der Graf Erbach wird sich erwarten lassen", sagte er spöttisch zu seinen Freunden.

„Der Graf hat noch eine halbe Stunde und darüber Zeit, um die Uebereinkunft pünktlich einzuhalten", entgegnete Rochefort. „Im Uebrigen war ich der Erste am Platze und erlaube mir, Ihnen in seinem Namen die Honneurs zu machen."

„Sie? Eine vortreffliche Wahl!" spottete Aremberg.

„Und damit Ihnen die Zeit nicht zu lange währt", sprach der Vicomte noch in vollkommener Ruhe weiter,

„haben Sie vielleicht die Gnade, Ihre Schulden gegen mich zu berichtigen.“

„Bin ich gestern der Magd der Hexe das Trinkgeld schuldig geblieben und haben Sie es gezahlt?“

„Gebieten Sie doch Ihrer raschen Zunge Einhalt, die Ewigkeit läßt sich nicht mit einem Witz bei Seite schieben. Hierher, Robert Aremberg! Ich brauche Ihnen nicht ins Gedächtniß zu rufen, welch' Recht Sie an meinem und ich an Ihrem Blut habe. Hierher, wenn ich Sie nicht für einen Feigling halten soll!“

„Ist dies eine Herausforderung — ich nehme sie an, sobald mir der Degen des Grafen Erbach die Möglichkeit, sie auszufechten, läßt.“

„Verstecken Sie sich nicht hinter dem Grafen, hierher!“ und er zog den Degen.

Es war etwas Gebieterisches und Schreckliches in der Stimme des Vicomte, als spräche eine höhere und geheimnißvollere Macht, als jede irdische, durch seinen Mund.

„Ich schlage mich nicht mit Ihnen — nicht jetzt“, sagte schauernd Aremberg.

„Mein Herr Vicomte“, näherte sich ihm Procop. „Ihr Auftreten ist mehr als seltsam. Wer giebt Ihnen das Recht“ . .

„Das Grab! Zurück, junger Mann!“ Aus seiner Brusttasche riß er einen vergilbten Handschuh. „Hier,

diesen Handschuh Sophiens werf' ich Dir ins Gesicht, Robert Aremberg! Zieh' oder sei entehrt!"

Der Handschuh berührte Aremberg's Wange — im nächsten Augenblick trafen die Degen zusammen. Ein wilder regelloser Kampf begann. Vergebens suchten die Zeugen Aremberg's die Wüthenden zu trennen. Aufs Aeußerste gereizt und für sein Leben fechtend, entwickelte Aremberg seine ganze Kraft und Geschicklichkeit. Bald heftig andrängend, bald klug zurückweichend hatte er Rochefort schon eine unbedeutende Wunde beigebracht.. „Genug! genug!" schrie Procop. Die Streitenden antworteten nur mit erbitterteren Schlägen. Von dem Orte her, wo der Wagen hielt, kam jetzt athemlos ein Diener gelaufen, er winkte mit einem Tuche. Ein Schlag, ein Stoß — da fällt der eine Degen und zu Tod getroffen sinkt Aremberg in die Arme Procop's, die ihn auffangen.

Mit aufgerissenem Rock, mit gesträubten Haaren, mit Augen, welche jede Bewegung und jede Unterscheidung der Dinge verloren zu haben scheinen, steht Rochefort da: ein Gespenst vor einem Sterbenden.

Aus einer tiefen Brustwunde dicht über'm Herzen quillt der Blutstrom.

Man lehnt den tödtlich Verwundeten an einen Eichstamm, nun kömmt der Diener mit Verbandzeug herbei.

„Die Wache ist da!“ stöhnt er, aber Niemand achtet darauf.

Denn jetzt nähert sich von einer anderen Seite als von der Fahrstraße her, in welcher Richtung sie ihn erwartet hatten, Erbach mit einem Grafen Harrach, der ihm zum Secundanten dienen will.

„Wir haben einen Umweg machen müssen“ .. Jedes weitere Wort erstirbt ihm vor dem Schauspiel, das sich seinen Blicken bietet.

„Nicht dahin sollte es kommen“, schreit er dann auf, „nicht dahin! Regiert ein Dämon diese Welt?“

„Die Nemesis!“ sagt der Vicomte feierlich. „Aber wehe dem Unglücklichen, wehe, den sie zum Vollstrecker ihrer Gerichte macht! Der dort ist glücklich, denn er hat die Zeche des Lebens bezahlt. Ich allein — holla, Sonne, wo ist mein Grab?“

Sie sahen ihn kaum fortschwanken und jenseits des Wildgeheges hinter den Bäumen verschwinden, ihre ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme war auf Aremberg gerichtet.

Der Diener holte den Wundarzt, den sie vorher bei dem Wagen gelassen; einige Wildhüter, die der Lärm des Kampfes und sein schrecklicher Ausgang herbeigelockt, brachten Wasser und Decken. In das feuchte Gras rannen die Blutstropfen — und mit ihnen die Secunden, die Aremberg noch zu leben hatte.

Fest gefaßt hielt er Procop's Hand, sein Blick war umflort.

Mit letzter Kraft trank er aus dem Holzbecher . . „Das kühlt!“ mochte er sagen wollen, aber sein Haupt sank zurück . .

Die Komödie eines Cavalierdaseins war ausgespielt: nicht ohne Glanz und, Alles in Allem, ohne großen Schmerz.

„Gott wird seiner Seele gnädig sein“, sagte Procop, und die Andern entblößten die Häupter. Die Morgensonne hatte die Wolken endlich verjagt und stand siegreich am Himmel.

Mit dem Arzt, der zu spät kam, erschien der Hauptmann der Burgwache unter den Eichen.

„Im Namen der Kaiserin!“ Vor Bewegung konnte er nicht weitersprechen. „Ich hatte den strengsten Auftrag Ihrer Majestät“, sagte er sich sammelnd, „diesen Zweikampf zu hindern. Durch ein trauriges Mißverständniß bin ich, wie es scheint, hinsichtlich der Stunde getäuscht worden.“

„Nein, Herr Hauptmann, Sie trifft nicht der Schatten einer Schuld“, antwortete Erbach. „Sie hätten das Duell, das ich mit dem Todten dort ausfechten wollte, rechtzeitig unterbrochen. Ein Geschick, das alle Berechnungen zu Schanden gemacht hat, ist Ihnen und mir zuvorgekommen. Die Leidenschaft war stärker und schneller als der Verstand. Nun stelle

ich mich Ihnen zur Verfügung, was gefällt der Kaiserin?"

„Die Herren haben mir ungesäumt auf die Burgwache zu folgen. Ich habe die Soldaten am Rande der Straße gelassen. Wollen mir die Herren ihr Ehrenwort geben, sich nach der Burg zu verfügen?"

„Wir geben es."

„Und wer unter Ihnen hat .. die That verübt?"

„Niemand unter uns", entgegnete Procop. „Im Zweikampf, Mann gegen Mann, ist mein edler Freund Robert von Aremberg unter dem Degen des Vicomte Jocelyn de Rochefort gefallen."

Der Diener, der Arzt und die Wildhüter trugen die Leiche nach dem verschlossenen Wagen. Die Andern folgten, die Hüte in der Hand. Nachdem Procop dem Diener noch einige Verhaltungsregeln gegeben, fuhr der Wagen davon.

Schweigend traten sie den Weg nach der kaiserlichen Burg an.

In dem sogenannten Leopoldinischen Tract der Burg, dem langgestreckten grauen Gebäude, das durch seine Schlichtheit auffällig genug von dem ihm gegenüberliegenden Reichskanzleipalaste absticht, den Fischer von Erlach vor gerade fünfzig Jahren aufgeführt hatte, wohnte im zweiten Stock die Kaiserin Maria Theresia, im ersten der Kaiser Josef. Im Erdgeschoß befanden

sich die Räume für die Burgwache, vor ihnen lag der innere Burghof, ein langgezogenes, fast rechtwinkeliges Viereck, nach dem Michaelerplatz zu mit gewölbten Portalen sich öffnend. Es war noch nicht acht Uhr, als Josef durch eine dringende Botschaft seiner Mutter in ihre Gemächer hinaufbeschieden wurde. Maria Theresia pflegte frühzeitig sich zu erheben und liebte die Arbeit in den Morgenstunden. Dennoch war Josef überrascht. Sollte die Friedensverhandlung in Teschen eine neue Unterbrechung erfahren haben? Nichts Geringes mußte in der That vorgefallen sein. Er fand die Kaiserin in heftiger Aufregung durch eine Reihe von Gemächern schreitend, deren Thüren geöffnet waren, um ihrem heftigen Gange auch nicht das kleinste Hinderniß zu bereiten. Jeden Augenblick fast schaute sie nach den Uhren, die auf den Kaminen standen, als harre sie ungeduldig auf eine Nachricht. Wie lebhaft auch oft der Streit der Meinungen zwischen Mutter und Sohn sich geäußert, welche Verstimmungen sie gegen einander erbittert und getrennt hatten, es war doch nicht nur die leere Form der Etikette, sondern ein tiefes, kindliches Gefühl der Verehrung, das ihn ihre Hand an die Lippen ziehen und nach einem „Guten Morgen, Frau Mutter!“ mit einiger Besorgniß fragen ließ: „Ich will nicht hoffen, daß der Frau Mutter etwas Unangenehmes zugestoßen ist?“

„Unangenehmes? Gott bessere es! Schändliches

ist geschehen! Und was das Aergste ist, unter Seinen Augen, Herr Sohn!“

„Unter meinen Augen?“

„Seit zwei Stunden hab' ich die erbauliche Geschichte gehört. Es ist so arg, als lebten wir unter den Heiden! Nun quäl' ich mich ab, das Schlimmste zu verhüten. Da schlägt es acht Uhr. Die Heiligen geben's, daß der Arco sie jetzt alle beim Kragen hat.“

„Graf Arco? Der Burghauptmann? So erklären Sie mir doch, Frau Mutter ...“

Die Fenster dieses Gemaches gingen auf den äußern Burgplatz; aus dieser Höhe konnte man die Bastei und darüber hinweg die südlichen Vorstädte übersehen. In der Ferne lagen die Gloriette von Schönbrunn, der bewaldete Hügelzug, der hinter Hietzing aufsteigt, und die Gebirgslinien, die sich weiter gen Süden ziehen, dämmernd in den Morgennebeln; Alles bei dem noch matten Sonnenschein in weißlichen flimmernden Glanz getaucht. Maria Theresia war an eins der offenen Fenster getreten und trommelte ungestüm auf dem Fensterbrett.

„Man kümmert sich nicht mehr um mich“, sagte sie ärgerlich, Josef's Frage absichtlich überhörend, „ich bin eine alte Frau, mit deren Vorurtheilen man Mitleid haben muß, die aber nichts mehr im Staate gilt. Die jungen neumodischen Herren halten das Steuer. Wie halten siie's? Jemine, das Wasser steht fußhoch

im Kahne. Hätte sich die Fischerin nicht ein Herz gefaßt, wäre an mein Bett gekommen und hätte mir Alles erzählt, so würde der Herr Sohn justament jetzt eine herrliche Bescheerung haben."

„Die Frau Mutter scheint indeß nicht Willens zu sein, sie mir zu gewähren, vielleicht ist die allwissende Kammerfrau gefälliger."

„Dank ist der Herr Sohn ihr schuldig. Ohne diese brave Frau wäre sein Freund Graf Paul Erbach jetzt ein todter Mann oder ein Mörder. Was gefällt dem Kaiser besser?"

Josef fuhr zurück: „Graf Erbach ..."

„Der Graf" — und die Kaiserin schlug mit der flachen Hand auf das Fensterbrett — „hat sich um acht Uhr bei den sieben Eichen im Prater mit dem Aremberg duelliren wollen. Das ist's! Der Arco hat Befehl, die ganze Gesellschaft nach der Wache zu führen. Da kann der Herr Sohn mir beistehen, diesen gottvergessenen Cavalieren Ordnung und Zucht zu predigen. Wenn die Reisen dieser Herren nach Paris solche Früchte zeitigen, sollte man sie des allgemeinen Besten wegen verbieten. Die sind im Stande, aus meiner frommen Stadt Wien ein liederliches Sodom und Gomorrha zu machen!"

„Sie sehen mich sprachlos, ich habe die beiden Herren gestern in vollkommener Einigkeit verlassen" ..

„Im Hause einer Hexe, einer Kartenschlägerin!"

Sie warf das Fenster zu, daß die Scheiben klirrten. „Und diese Herren nennen sich Philosophen und verspotten die Diener der Religion! An unsern lieben Herrgott und die gnadenreiche Mutter Gottes glauben sie nicht mehr, aber beim Teufel suchen sie die Wahrheit. Das Volk muß von dem alten Aberglauben befreit werden, heißt es. Wozu die Bilder der Heiligen und die wunderthätigen Reliquien? Hinaus mit ihnen aus den Kirchen! Die Vernunft regiere die Welt. Nennt Ihr das Vernunft, schmutzige Kartenblätter oder den Kaffeegrund um die Zukunft zu befragen?"

Die Kaiserin war im Zuge: Ehrerbietung und Verdruß, ihr mittelbar einen Anlaß zu ihrer Strafrede gegeben zu haben, schlossen Josef den Mund.

„Wenn's nur dieser Ketzer, der Erbach, und dieser lose Aremberg, an dem die Herren Professores zu Löwen auch ein sauberes Früchtchen gezogen, wären's nur die gewesen! Es ist schlimm, daß es unter dem fürnehmsten Adel meines Reiches solche Heiden giebt, allein daran bin ich gewöhnt. Leichter geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich." Sie blieb vor Josef stehen und sah ihn mit ihren großen Augen, halb im Zorn, halb in zärtlicher Bekümmerniß an: „Das ist mein Schmerz, daß mein Sohn, mein Erstgeborener, diesen Menschen und ihrem Unglauben anhängt! Täglich weine und bete ich für ihn. Ach, was wird das Ende sein! Wollt ihr die

Kirche abschaffen und die Zauberei an ihre Stelle setzen?"

„Die gnädige Frau Mutter wolle doch nicht aus einer Mücke einen Elephanten machen, sondern einen Scherz scherzhaft nehmen. In der Anwandlung einer Laune bin ich mit dem Grafen in jenes Haus gegangen. Ich bin eben ein Liebhaber von Abenteuern und Wunderlichkeiten. Schelten Sie mich tüchtig dafür aus, meine Gesinnungen jedoch verdienen keinen Tadel."

„Wenn man Euch hört, ist Alles gut und richtig. Vergebens ist in Gottes Wort verboten, nach den Geheimnissen seiner Schöpfung zu forschen. Wofür hätte der Mensch seine Vernunft, fragt Ihr, wollte er damit nicht in die Natur eindringen und ihre Kräfte zu seinem Dienst zwingen? Das klingt unwiderleglich. Aber Gottes Weisheit ist doch Gottes Weisheit, und sie schiebt der frechen Neugierde und der Sucht dieses Zeitalters, Alles mit seinen ruchlosen Händen zu betasten und zu zerreißen, einen starken Riegel vor. Als Thoren sind sie in das Haus gegangen, als Verbrecher sind sie herausgekommen!"

„Die Karten der alten Frau haben doch schwerlich auf den Streit der beiden Herren eingewirkt, sie erhalten ohne ihr Zuthun eine Wichtigkeit" . . . warf Josef ein.

„Sie hatten sich schon fortbegeben, Herr Sohn, aber die Schrift des Teufels lag noch auf dem Tisch,

als die Grafen an einander geriethen. Die Ursula ist eine viel klügere Frau, als die Herren Philosophen. Sie hat gleich gemerkt, daß es bei einem so vornehmen Besuch auf eine Schändlichkeit abgesehen sei, und hat die Ohren gespitzt. Da hat sie den ganzen Handel erfahren. Von den Herren hat sie zwar nur den Procop Thurm gekannt, aber ihre Magd hat die Namen der andern von einem Diener, der draußen gewartet, ausgekundschaftet. In ihrer Todesangst ist die Frau zu der Fischerin gelaufen und hat Alles gebeichtet. Die hat mir die Nachtruhe nicht stören wollen und dafür den Morgen gesegnet. Bei Euch freilich, da ist es Scherz, Spaß und ein unglückliches Verhängniß! Wir Andern erkennen Gottes Finger darin und beugen uns demüthig."

„Gnädigste Frau Mutter, Ihren Unwillen gegen die beiden Herren, die sich durch ihre Herausforderung so gröblich gegen die Gesetze vergangen haben, billige ich durchaus. Mein Abscheu gegen das Duell ist so stark, wie der Ihre, Frau Mutter. Ich danke Ihnen, daß Sie durch rasche Dazwischenkunft einem blutigen Ende vorgebeugt haben, und will Niemand vor der Strafe, welche die Kaiserin verhängen wird, in Schutz nehmen, Niemand! Bis hierher aber und nicht weiter! Die politischen und religiösen Ansichten des Grafen Erbach und die meinen — denn darauf zielt doch die Frau Mutter! — haben mit diesem Streit nichts

gemein. Die Kaiserin wolle gerecht sein und nicht zwei Dinge unter einander mischen, die gar keine Gemeinsamkeit haben."

„Derselbe Geist der Rebellion ist's, der sich hier gegen das Gesetz und in der Philosophie gegen Gott auflehnt. Mit Kleinem fängt's an, mit Großem wird's enden. Ach, Josef, willst Du denn nicht einsehen, daß Frömmigkeit und der Glaube das einzig sichere Fundament der Staaten sind? Auf demselben Boden des Gehorsams und der Ehrfurcht erheben sich die Altäre und die Throne. Wird er hier unterwühlt, wie vermöchte er dort zu halten? Dem Priesterthum wird das Königthum in die Tiefe nachrollen. Ich bin ja nicht blind. Gar Manches in unserm Oesterreich könnte besser und beweglicher sein. Da ist ein weites Gebiet für Deine Neuerungen, lieber Sohn. Schaffe dem Bauern Erleichterung, dem Bürger Wohlstand, der Geist Deiner Mutter wird Dich segnend umschweben. Aber rüttle nicht an den Grundpfeilern, auf denen Deine Vorfahren diesen Staatenbau aufgeführt haben. Lasse Dir die Kirche und ihre Diener heilig sein."

„Wenn sie es verdienen, Frau Mutter! Kann der fromme Glaube allein einen Staat groß machen, auf welche Weise sind dann Preußen und England groß geworden? Sie irren sich in unserer Welt um hundert Jahre, gnädige Frau Mutter. Der Türke steht nicht mehr vor Wien, und den Protestantismus aus Europa

verbannen? Sie selbst würden solch' Unterfangen für die That eines Tollhäuslers erklären. Der alte Staat hatte seine alten, guten Grundlagen, der neue braucht neue. Ich weiß nicht, wo die Bewegung der Geister, die fortwährend wachsende, endlich ausruhen wird, das aber weiß ich, daß die Kirche sie nicht wieder in die gothische Barbarei und Dumpfheit zurückdrängen wird. Jeder unterthan der Obrigkeit, aber dafür auch Jeder unbelästigt in seinem Glauben und Denken! Die Diener der Kirche sollen dem bürgerlichen Gesetz gehorchen, unter dem sie leben, nicht den Geboten, die ihnen von Rom ertheilt werden."

„Phantastische Grillen! Und Du glaubst, daß sich die Kirche Dir unterwerfen werde?"

„Nicht mir, Frau Mutter, sondern dem Gesetz. Sie lehre, sie eifere selbst, aber sie verlange nicht, daß der Staat ihr auch nur den Schatten seines Armes leihe, die Andersgläubigen zu bedrücken und zu verfolgen."

„Und wenn die Kirche die Völker aufregt . . ."

„Um den bürgerlichen Frieden zu stören?" Mit einer bezeichnenden Bewegung legte er die Hand an den Degen. „Ich trage nicht umsonst ein Schwert. Aber die Frau Mutter beruhige sich! In unsern Tagen dürsten die Diener Gottes nicht nach dem Märtyrertode. Sie sind Kinder der Welt geworden wie wir

Alle. Und wenn ich drohe, wird der Papst nach Wien kommen und meinen Bedingungen sich fügen müssen."

„Du redest wie die römischen Tyrannen. Welch' Mittel hast Du, die Kirche zu zwingen, wenn Du schon ihre Heiligkeit nicht achtest?"

„Kein Mittel? Zürnen Sie mir nicht, Frau Mutter, daß ich Ihnen eins nenne, ein sehr wirksames, dem Staate sein Recht gegen die Anmaßung und den Hochmuth einer Kirche zu verschaffen, welche flucht, wo sie segnen, haßt, wo sie lieben, sich aufbäumt, wo sie das erste Beispiel des Gehorsams geben sollte. In Frankreich spricht man bald leise, bald laut davon — von der Einziehung der Kirchengüter, von der Aufhebung aller Klöster."

„Kirchenraub!" rief die Kaiserin entsetzt. „Gott im Himmel!" Und sie hob die Hände über ihr Haupt empor. „Ich werde solche Gräuel nicht mehr erleben, ich nicht! Aber daß katholische Fürsten so handeln sollten, ärger, wie der ungläubige Mann zu Sanssouci! Es ist nur zu gewiß, dieser Antichrist hat die Welt besiegt und mit dem Glanz seines Ruhmes verführt!"

„Er nicht, so groß er ist, die Idee des Staats, die er vertritt, hat gesiegt. Außer ihr in dieser Zeit keine Rettung. Weg mit dem alten Gerümpel, das uns den Weg hemmt, weg mit dem Schleier, der uns das Licht verbirgt!" Als er die Bestürzung der Kaiserin gewahrte, bereute er seine Heftigkeit. „Die Frau

Mutter verzeihe mir! Ich bin Ihr Sohn und Ihr Unterthan. Wie oft habe ich Sie darum gebeten, mich von der Last einer Mitregentschaft zu befreien, in der ich wenig nütze und Ihr stets mißfalle. Wozu dieser Streit, da unsere Anschauungen in dieser Hinsicht unversöhnlich sind? Gestatten Sie mir die meinigen in der Stille und Zurückgezogenheit von den Geschäften behalten zu dürfen. Mehr verlange ich nicht."

„Wie Du wieder aufbrausest! Dies Ungestüm ist es, das mich für Deine Zukunft besorgt macht. Du wirfst mir vor, daß ich den Geist der Zeiten nicht verstehe, der aus Dir spricht. Warum willst Du die mütterliche Liebe nicht verstehen, die mir jedes Wort gegen Dich eingiebt? Die Meinungen der Menschen wechseln, aber die Liebe bleibt ewig. Und nun willst Du mich verlassen, weil ich Dir widerspreche? Mögest Du nie einen andern Widerspruch erfahren, als den Deiner Mutter! Ich habe viele Kinder, aber nur einen Josef. Laß es gut sein! Die Vorsehung möge Deine Absichten zum Besten lenken, für Dich und für Oesterreich!"

„Amen, meine gute Mutter!" sagte Josef gerührt.

Die Meldung, daß Graf Arco im Vorzimmer warte, gab der Kaiserin ihre strenge Haltung wieder. Mit schmerzlichem Erstaunen nahm sie den Bericht des Hauptmanns entgegen. So bestürzt Josef über den jähen

Tod Aremberg's war, er fühlte doch eine gewisse Erleichterung, daß Erbach's Herausforderung ohne Folgen geblieben sei. Der Hauptmann setzte hinzu, daß die Herren ihm ohne Widerrede gefolgt und in dem Wachtzimmer der Entscheidung der Majestät harrten.

„Graf Erbach soll herauf kommen!" befahl Maria Theresia.

Sie stand an ihrem Schreibtisch, mit dem Rücken gegen die Thür, als Erbach eintrat.

„Warum haben Sie mir das gethan!" sagte halblaut, mit vorwurfsvollem Ton Josef, auf ihn zugehend.

„Verzeihung, kaiserliche Majestät! die Aufregung . . ."

„Da hört es ja der Herr Sohn selbst", sagte die Kaiserin, sich umwendend, „daß böse Häuser böse Gedanken hervorbringen. Die Luft in der Teufelsküche war Ihm wohl zu Kopfe gestiegen? Was ist Er für ein unruhiger Mann, Graf Erbach! Er hat schon einmal an dieser Stelle gestanden und mir getrotzt. Damals war er nicht ganz im Unrecht, aber diesmal muß Er sich schämen! Wenn die jungen Hitzköpfe an die Degen greifen: es sind eben unreife Burschen, die nicht wissen, was sie thun. Aber Er, ein so kluger, verständiger Mann, von so großer Bildung und feiner Sitte, geräth in Leidenschaft so außer Rand und Band! Wenn Er schon nicht an das Gesetz gedacht hat, wie hat Er nur Seine gute, junge Frau, die Er kaum

wiedergewonnen, und Seine Freunde so ganz vergessen können!“

Wie sie so sprach, hatte Maria Theresia in der Einfachheit ihres Ausdrucks eine eindringliche Beredsamkeit; bei allem Ernst eine unverkennbare Herzlichkeit des Tons, bei aller fürstlichen Würde ein Ausklingen des Gemüths, das den Hörer unwiderstehlich ergriff.

„Die Vorwürfe Euerer kaiserlichen Majestät treffen mich nicht so hart, als die meines eignen Gewissens. Mir ist die schwerste Strafe geworden, als ich den Grafen Aremberg vor meinen Augen fallen und sterben sah. Wenn kaiserliche Majestäten mir gestatten, Ihnen den Hergang dieser merkwürdigen Begebenheit mitzutheilen, wage ich auf Ihre Vergebung zu hoffen.“

In kurzen, lebendigen Worten schilderte er seine erste Begegnung mit Aremberg und Rochefort, wie er durch seine Freundschaft mit François Blanchard, ohne sein Wünschen und Wissen, in ein gespanntes Verhältniß zu beiden gerathen sei, daß er am gestrigen Abend gerade durch sein Erscheinen die Pläne zu durchkreuzen gehofft, über die Rochefort gebrütet, und die Herausforderung Aremberg's angenommen habe, um Schlimmeres zu verhüten.

Josef hatte einen ähnlichen Zusammenhang geahnt, die Kaiserin war erschüttert. „Gottes Gerichte sind gerecht und unerforschlich“, sagte sie. „Wie lehrt uns

dieses Ereigniß wieder, unserer Weisheit und Voraussicht zu mißtrauen! So findet jede Schuld ihren Rächer. Ich will Ihn nicht weiter tadeln, Graf Erbach, Er hat schon von einem Höheren seinen Verweis empfangen. Und was noch zu sagen übrig wäre, das mag Ihm hier der Kaiser und in Seinem Hause Seine Frau sagen, die in tausend Aengsten um ihn schweben wird. Geh' Er!" Und sie reichte ihm die Hand zum Kusse, mehr um ihrem Sohn, als um ihm selbst ein Zeichen zu geben, daß ihr Zorn verraucht sei.

„Ihr verdient es nicht", meinte sie, und es blieb ungewiß, an wen von Beiden sich im Grunde ihre Rede richtete, „ihr verdient es nicht! Ihr zerreißt mir das Herz — aber es kann nicht lange zürnen, es ist ein Mutterherz!"

Auf seinem Gange nach den Wachträumen, um seinen Gefährten die gnädige Gesinnung der Kaiserin zu verkündigen, erfuhr Erbach von dem Hauptmann Arco, daß der Vicomte vor einer halben Stunde mit Courierpferden aus Wien gefahren sei, nach Teschen zu dem französischen Gesandten Breteuil . . .

Der Kaiser war erst seit Kurzem wieder in seinen Gemächern angekommen, als ihm der Pater Rothhahn gemeldet wurde.

Es war heute der Tag, den Josef zu seinen öffentlichen Audienzen bestimmt hatte, wo Jedem der Zutritt zu ihm freistand. Daß der Pater so früh um

eine Unterredung nachsuchte, schien dem Kaiser in Beziehung zu dem Duell zu stehen; vielleicht hatten Renata und Corona oder der Fürst Lobkowitz schon eine Kunde davon erhalten. Er trat darum dem Pater mit der Beruhigung entgegen: der Graf Erbach habe seinen Degen gar nicht gezogen und die Kaiserin sei versöhnt.

„Welch' eine Verwickelung, kaiserliche Majestät", entgegnete Rothhahn darauf. „Diese Geschichten sind mir durchaus unbekannt, ich weiß nichts von einem Zweikampf, nicht einmal von einem Wortwechsel, den der Graf gehabt — mich führt die Bitte eines armen Mädchens zu den Füßen kaiserlicher Majestät. Es ist jene Hedwig Rechbergerin, der kaiserliche Majestät sich bisher so gnädig erwiesen."

Noch tiefer als gewöhnlich senkte der Pater das Haupt und hielt seine Wimpern noch fester über den Augen geschlossen, er hatte die Empfindung, als ginge er über die Eisdecke eines Stromes, die, schon vielfach zerrissen und gespalten, bei jedem stärkeren Schritt unter ihm zusammenbrechen könnte.

Wohl war er der Erste gewesen, der den Fürsten Lobkowitz auf Hedwig's Liebesschwärmerei aufmerksam gemacht und davon gesprochen, dem Kaiser das Mädchen näher zu bringen, wohl hatte er darauf hingedeutet, daß man in ihr unter gewissen Umständen eine mächtige Bundesgenossin besitzen würde: aber seiner ganzen, vorsichtigen Natur lag es fern, mit Gewalt-

mitteln diese Umstände herbeizuführen. In Ruhe hatte er die Entwickelung des Verhältnisses abwarten und erst nach einer mehr oder weniger deutlichen Erklärung des Kaisers handeln wollen. Nicht ohne eine solche Schutzwehr mochte er sich bloßstellen. Mißglückte auch dann sein Plan, so war nur seine voreilige Geschäftigkeit, nicht seine Treue, anzuklagen, er hatte die wahre Absicht des Kaisers falsch verstanden: die Ausflüchte eines gewandten Höflings boten sich ihm zur Entschuldigung dar. Dem unruhigen Sinn des Fürsten behagte diese zögernde Politik nicht, nach ihm blieb Alles, wenn man nicht handelte, auf demselben Fleck: einmal muß doch begonnen werden, sagte er. Darüber entschlüpfte Procop in der Gegenwart des Oheims ein Wort über Hedwig's Schönheit: der Alte griff es auf und zwischen Oheim und Neffen wurde der Plan einer Entführung besprochen, halb im Scherz, halb im Ernst, in jenem leichten und leichtfertigen Cavaliertone, der in einer solchen That nur ein erlaubtes Vergnügen zur Verkürzung der Langenweile des Lebens sieht. Die Hauptsache für den Fürsten war es dabei, wie er den Pater versicherte, Hedwig in seine Gewalt zu bekommen. „Schlägt das Mädchen Lärm", meinte er, „so ist das Ganze ein toller Streich Procop's, dem wir die beste Wendung gegeben haben: fügt sie sich, um so besser, wir sind es dann, die sie dem Kaiser zeigen können, wenn er nach ihr forscht — und forscht

er nicht, so hat doch wenigstens der Procop sein Vergnügen." Trotz Rothhahn's Widerspruch bot der Fürst seinem Neffen die Hand zu dem leichtsinnig frechen Unternehmen.

Nun war es ganz so unglücklich ausgeschlagen, wie der Pater befürchtet; die einzige Möglichkeit, Alles wieder auszugleichen, beruhte auf seiner Beredsamkeit.

„Die Hedwig Rechberger? Was will sie? Und wie ist sie zu Ihnen gekommen, Hochwürden?" fragte der Kaiser theilnahmsvoll.

Der Pater stutzte: es war ein so eigenthümlicher Klang in der Stimme Josef's. Sollte er doch eine flüchtige Neigung für das Mädchen gefaßt haben?

„Das bedauernswerthe Frauenzimmer", antwortete Rothhahn, „hat sich gestern eines schweren Fehls schuldig gemacht. Sie ist zu einer Kartenschlägerin gelaufen, um sich Raths zu erholen. Dort muß ihr etwas Seltsames begegnet sein."

„Was?"

„Kaiserliche Majestät fragen mich zu viel, sie beharrt in hartnäckigem Schweigen darüber. Halb todt ist sie hinuntergestürzt und von dem Grafen Thurm, der sich der Besinnungslosen annahm, zu seinem Wagen geführt worden."

„Ich will doch nicht hoffen..." fuhr der Kaiser auf.

War das Eifersucht? Der Pater hob seine Augen, die so lange auf den Fußboden geblickt, ruhig und

frei zu dem Antlitz des Kaisers auf: „Der Kutscher hatte selbstverständlich den Auftrag, das Mädchen ungesäumt in das Haus des Fürsten Lobkowitz zu bringen. Dort habe ich die arme Gestörte getroffen. Gestatten mir, kaiserliche Majestät, einer Vermuthung . . .“

„Reden Sie nur!“

„Ich bitte im Voraus jedem der Herren ab, dem ich etwa Unrecht thun sollte! Mir legt sich die Sache aber so zusammen. Die drei Cavaliere hatten sich ein Stelldichein im Türkenhause gegeben. Als Hedwig ihren Herrn, den Grafen Erbach, eintreten sieht, schlägt ihr das böse Gewissen und sie eilt hinaus. Draußen findet sie den Grafen Thurm . . . Sie ist ein schönes Mädchen, der Graf ein junger Mann, er will ihr behülflich sein, dem ersten Zorn ihres Herrn zu entgehen und schickt sie zu seinem Oheim, dessen Klugheit die Vermittelung überlassend. Kaiserliche Majestät wissen ja, daß die Thurms gewissermaßen dem Mädchen verpflichtet sind.“

Hier dichtete der gewandte Mann dem leichtsinnigen Jüngling nicht nur Gefühle der Dankbarkeit an, die er nie gehabt, sondern er verschwieg auch seinen eignen Antheil an diesem Entführungsversuche. Procor war in Allem der Betrogene gewesen. In jenem Wagen, den ihm der Oheim großmüthig nachgeschickt, die schöne Beute aufzunehmen, hatte der Pater gesessen, bereit, Hedwig zu beruhigen, wenn sie allein einstiege,

und dem Entführer eine ernste Verweisung zu ertheilen, wenn er sie begleiten sollte.

„Ihre Vermuthung ist beinahe den rechten Weg gegangen", sagte der Kaiser lachend. „Beinahe, denn es war noch einer dabei, von dem man nicht gern spricht. Aber weiter, wie benahm sich das Mädchen?"

„In dem kläglichsten Zustande kam Hedwig bei dem Fürsten an, trostlos über ihren Fehltritt. Sie glaubte dadurch auf immer die Gunst ihrer Herrin und die unschätzbare Gnade kaiserlicher Majestät verscherzt zu haben. Ich verstehe nicht recht, wie das Frauenzimmer in seiner thörichten Eitelkeit . . ."

„Ich verstehe es um so besser."

Neue Verwunderung des Paters! Jetzt galt es, die Steine im Brettspiel vorsichtig und kühn zugleich zu schieben. Vielleicht ließ sich die Schlachtordnung des Gegners durchbrechen. Auch dieser Held war nicht unverwundbar.

„Auf der Fahrt nach dem Palaste war dem Wagen ein Unfall zugestoßen, und dies Ereigniß, so unbedeutend an sich, hatte Hedwig's Aufregung ins Maßlose gesteigert. Kaiserliche Majestät wollen huldvoll dies berücksichtigen, wenn die Geständnisse des armen Kindes Ihren Unwillen erregen sollten, sie redete im Fieber."

„Was für Geheimnisse werde ich da hören müssen!"

„Wo ist ein Wort, das die Stimmung der Un=

glücklichen und ihre Thorheit richtig malt und doch vor den Ohren kaiserlicher Majestät ausgesprochen werden darf? Die Ehrfurcht, Treue und Ergebenheit, die sie der Majestät schuldet, hat sich, zum Theil wohl durch ihre wunderlichen Lebensschicksale, gesteigert und verirrt — zu einer leidenschaftlichen Liebe für Ew. geheiligte Majestät verirrt."

Sein Blick flog scharf ausschauend an dem Gesicht des Kaisers mit Gedankenschnelle vorüber und schien dann wieder die Dielen des Fußbodens zu zählen.

„Verliebt, die Hedwig Rechberger in mich verliebt!" rief der Kaiser. „Das ist zum Todtlachen! Wenn man das dem wüthenden Vicomte Rochefort erzählte, vielleicht hätte er es unterlassen, den armen Aremberg todt zu stechen. Das ist ja ein deutlicher Beweis, wie ein Edelmann zu einer Geliebten aus dem Volke kommen kann, er weiß nicht wie! Pater Rothhahn, das Mädchen ist toll! Ich hoffe, Sie haben der Dirne den Kopf zurecht gerückt."

Verrechnet, sagte sich Rothhahn bei diesem Lachen des Kaisers, ohne Bestürzung wie ohne Verdruß, jetzt muß man den Rückzug antreten.

„Brauchte ich dies ausdrücklich zu bemerken, kaiserliche Majestät . . ."

„Verzeihen Sie mir, Hochwürden! Ihr Kleid, Ihr klarer Verstand, Ihre Gesinnungen . . . aber frei-

lich, die Weisheit des Philosophen vermag nichts gegen den Starrsinn der Leidenschaft."

„Den Starrsinn und die Stärke. Dabei gestehe ich gern meine Ungeschicklichkeit in der Bekämpfung einer solchen Gegnerin ein. Es war etwas wie der Rausch und die Phantasieen einer Fieberkranken. Ich hörte Worte und verstand doch deren Sinn nicht. Die Geschenke, die Worte, die Ew. Majestät in der Ueberfülle Ihres wohlwollenden Herzens an sie gerichtet — und die sie ja auch durch Sittsamkeit und Treue verdient hat . . ."

„Sie mögen eine schwere Stunde durchgemacht haben, Pater Rothhahn . . ."

„Nicht doch, kaiserliche Majestät. Ich that meine Pflicht. Das Mädchen ist mir werth; der Graf und die Gräfin Erbach, die Hedwig mit Recht schätzen, sind meine Wohlthäter. Die Aufgabe, einen verirrten, durch Ueberschwänglichkeit und Heftigkeit einer an sich so würdigen und berechtigten Empfindung verstörten Sinn wieder in ruhiges Gleichmaß zu bringen, erschien mir durchaus geeignet, so für meinen geistlichen Stand wie für meine Neigung, die Natur der menschlichen Seele zu erkunden."

Nach einem raschen Gange durch das Zimmer hatte sich Josef niedergesetzt und den Kopf in die Hände gestützt. „Je länger ich nachdenke, desto lebhafter fallen mir meine Verschuldungen ein. Ja, ja, Pater!

Das Mädchen ist eine Thörin, allein mit der Liebe soll man nicht scherzen. Daß sie gestern zu den Karten ihre Zuflucht nahm, war natürlich, ich hatte ihr von einer Ueberraschung gesprochen, die ich ihr vorbereitet."

Er wußte also von der Ankunft dieses Fritz Buchholz, dachte Rothhahn, um so klüger habe ich gehandelt, Alles einzugestehen!

„Dem Allen muß ein Ende gemacht werden", sagte der Kaiser, „wo ist das Mädchen?"

„Kaiserliche Majestät gestatten heute allen Ihren Unterthanen, Ihr Antlitz zu schauen — ich habe das Mädchen mit mir gebracht, sie wartet im Gange."

„Ei, ei!" Ein Argwohn stieg in Josef's Seele auf. „Das sieht beinahe wie ein Auftritt in der Komödie aus! So vorbedacht!" meinte er und blickte den Pater scharf an. Rothhahn rührte sich nicht und ertrug den forschenden Blick des Kaisers mit heiterer Gefaßtheit. „Ich thue Ihnen Unrecht, was können Sie für die Grillen einer verliebten Thörin!" fuhr Josef, mit seiner Prüfung zufrieden, fort. „Wie hat sich nur der wunderliche Gedanke in ihr festgesetzt? Wenn wir noch in Frankreich lebten, wo ihr die Gräfin Dubarri ein verführerisches Beispiel gegeben!"

„Hedwig ist eine große Bibelleserin. Ein so vorzügliches und zugleich, dies erlaube kaiserliche Majestät dem Naturkundigen und dem Seelenarzt zu sagen, ein so gefährliches Buch. Es verbreitet Irrthümer über

die Wirklichkeit und blendet die Phantasie mit dem Schein jenseitiger Dinge. Der Rechbergerin wird es die Geschichte der Esther angethan haben."

„Die Großkönige von Asien sind längst todt; ich hoffe, sie wird sich als die Frau eines braven Mannes bald wieder in der Welt, wie sie ist, zurechtfinden. Uebrigens muß die religiöse Schwärmerei in der böhmischen Luft stecken. Die kaiserlichen Räthe und die Bischöfe klagen einstimmig über das Wachsen der Deïsten-Gemeinden. An Schulen fehlt es dem Lande, an Schulen, um die Leute aufzuklären. Was können sich die Bauern für eine Vorstellung von der Unendlichkeit und Ewigkeit der Gottheit machen?"

Rothhahn athmete auf, daß die Unterredung endlich in das Allgemeine lenkte, hier war er sicher, nicht geschlagen zu werden.

„Nur eine sehr dürftige Vorstellung, ohne Zweifel. Mir liegen seit Jahren keine geistlichen Pflichten ob, und so kann ich es, ohne anzustoßen, sagen, daß mir in der Stimmung, bei der Bildung der Gegenwart, die Predigt der Moral viel nothwendiger erscheint, als die Lehre des Dogma's. Die Fragen, Untersuchungen und Streitigkeiten darüber haben für die Mehrzahl der Gebildeten jeden Werth verloren und entzünden nur noch die Köpfe kranker Mönche und Nonnen und stumpfsinniger Bauern. Wir nähern uns wieder dem ersten Christenthum, dessen ursprüngliche Lehre ein Gesetz der gegen-

seitigen Liebe und Duldung, des hülfreichen Erbarmens und der Verehrung des Heilandes war."

„Pater, Sie reden wie die Freigeister."

„Kaiserliche Majestät, ich bin ein demüthiger, gehorsamer Sohn der Kirche. Aber, wandelt sich die Kirche nicht selbst? Ist nicht auch sie dem Gesetz der Erneuerung alles Lebendigen unterworfen? Würden Petrus und Paulus im prächtigen Dom zu St. Peter ihre römische Gemeinde wieder erkennen? In der deutschen Kirche regt sich ein neuer, lebendiger Geist, die hohen Kirchenfürsten am Rhein tragen mit Ungeduld das römische Joch. Sollte sich nicht in der Ferne der Zukunft eine deutsche Kirche gründen und die unnatürliche Vermischung des Weltlichen und Geistlichen in ihr aufheben lassen?

„Durch Starrsinn und Hartnäckigkeit ist die Kirche in diesen tiefen Verfall gerathen, daß die Könige einem Papst vorschreiben durften, den mächtigsten Orden, die Gesellschaft Jesu, aufzulösen und somit das einzige Schwert, das Rom noch besaß, zu zerbrechen: durch kluge Nachgiebigkeit allein kann sie die verlorene Gewalt wiedergewinnen. Als Wölfe sind wir vertrieben worden, als Füchse werden wir wiederkommen. Rothhahn war der Mann dieser Anschauungen. Die Gemüther muß die Kirche erobern, nicht fortwährend Verstand und Vernunft beleidigen."

„Meine Gedanken", sagte der Kaiser aufstehend.

„Ihre Verwirklichung gehört der Zukunft, dürft' ich rufen, meiner Zukunft an! Ich habe Sie nicht zum letzten Mal gesprochen, Pater Rothhahn."

„Mein Urlaub geht in diesen Tagen zu Ende; ich will nach Prag zurück."

„Es wird sich eine Stellung für Sie in meiner Nähe finden lassen. Ich liebe die vorurtheilslosen Männer und die Jünger der Naturwissenschaft. Reisen Sie mit Gott, bis auf Wiedersehen." Er schellte einem Diener und befahl das Mädchen herein zu führen.

Der Pater, der an der Thür stehen geblieben war, nahm die Eintretende bei der Hand und geleitete sie einige Schritte vor; ohne seine Hülfe würde sie gefallen sein.

Ihre Schönheit hatte durch die Aufregung und Schlaflosigkeit der Nacht an Frische eingebüßt, aber zum Ersatz dafür einen zarten und rührenden Schmelz erhalten. Der Kaiser, der erst willens gewesen war, sie härter anzulassen, wurde, als sie so leidend und demüthig vor ihm auf den Knieen lag, weicher gestimmt.

„Es ist schon gut, Hedwig Rechberger", sagte er, „weine Sie nicht mehr! Der Pater wird Sie in das Haus Ihrer Herrschaft zurückbringen, schütte Sie der Frau Gräfin Ihr ganzes Herz aus. Diese vortreffliche Dame wird Ihr gern verzeihen. Ich bin Ihr nicht gram, Jungfer, aber Sie muß Vernunft

annehmen. Setz' Sie sich keine müßigen Grillen in den Kopf. Nächster Tage wird der Fritz Buchholz hier ankommen: der kann Sie leiden und Sie wird ihm ein freundliches Gesicht machen. Gutes Kind", und er legte ihr die Hand auf das Haupt, „sieh' nicht zu viel in die Sonne. Du wirst blind davon, und die Sonne kümmert es nicht. Glücklich sind die Bescheidenen und die Stillen. Sei gut und genügsam immerdar, damit Dein Kaiser und Deine Gräfin Freude an Dir haben und gern Deiner gedenken."

Rothhahn merkte, daß dies das Abschiedswort sei. Er hob sie, die Thränenüberströmte, sanft vom Boden auf. Josef sah sie noch einmal mit seinen blauen, strahlenden Augen an ... nun war sie schon draußen im Vorzimmer. Die Wirklichkeit und ihr Traum, die Wahrheit und die holde Täuschung: sie verdämmerten ihr in dieselbe blauduftige Unermeßlichkeit, in jene Tiefe, aus der die Ideale kommen und in die sie wieder versinken.

Der Pater hatte das Bewußtsein, aber nicht die Miene des Siegers, er ging wie immer, bescheiden und bedächtig, den Kopf gesenkt, mehr einem Gelehrten, der seinen Forschungen nachhängt, als einem Geistlichen ähnlich, durch die Gänge und über den Hof der Burg. Auf dem Michaeler Platz erwartete ihn ein Wagen des Fürsten Lobkowitz ... Zu bändigen ist dieser Wille nicht, das war sein stiller Gedankengang, ein Mann,

der nur von Ehrgeiz, Ruhmliebe und philosophischen Ideen erfüllt ist und den Leidenschaften des Herzens seine Grundsätze nicht opfern wird. Ob Menschen und Dinge ihm einen ernsten Widerstand entgegensetzen werden? Ich kann's noch erleben, es wird ein tragisches Schauspiel sein. Auch mir wird eine Rolle darin zufallen, auch mir! Für einen armen, in die Verbannung geschickten Mann hab' ich ein gutes Stück Weges hinauf in die Höhe gemacht. Er wird mich nicht vergessen. Was sagte er doch? Eine Stellung in meiner Nähe wird sich finden. Die Maulhelden werden mich einen Abtrünnigen schelten. Mögen sie es doch! Wenn die Kirche nur aus Polterern, fanatischen Schwärmern und Legendenheiligen bestände, wo wäre sie dann? Die Heilige, die das Schifflein des Petrus auf den Wogen des Lebens erhält, ist die Weltklugheit. Seid klug, wie die Schlangen, häutet euch nach den Umständen. Das Königthum hat nur ein Gesicht, die Kirche besitzt ein Dutzend Masken, ist die eine abgenutzt, nimmt sie die andere vor . . .

Sie hatten den Wagen erreicht, der Pater ließ Hedwig einsteigen. „Fahr voraus, mein Kind", sagte er. „Ich gehe noch auf einen Augenblick zum Fürsten." Ein leises, vielsagendes Lächeln erschien in seinem Gesicht, als er dabei das Mädchen ansah. Ein so schönes Mädchen . . . sie war so leicht glücklich zu machen . . . was sind diese Tugendhelden für wunderliche Ge-

schöpfe... Mark Aurel, Julianus Apostata sollen von demselben Schlage gewesen sein... eine drollige Welt! Er sprach es nicht aus, er dachte es vielleicht nicht einmal so bestimmt, allein diese oder ähnliche Irrlichter tanzten über dem Abgrund seiner Seele, über seine Züge zitterte ihr Widerschein hin.

In das Haus Erbach's war die Unruhe am Morgen mit dem Marchese Val' Ombrone gekommen. Der frühe Ausgang des Grafen hatte Renata nicht erschreckt, sie lag noch im Halbschlummer, als er mit einem Kusse von ihr Abschied genommen. Sie brachte seinen Gang mit dem Wunsche, die Leiche Zdenko's so bald als möglich aus dem Hause zu schaffen, in eine natürliche Verbindung. Erst Ippolito versetzte Alle in Sorge und Bestürzung. Ganz außer sich, in vernachlässigter Kleidung, kam er daher. Die halbe Welt sei toll geworden und die andere Hälfte verdorben und gestorben, schrie er einmal über das andere. Eine vernünftige, zusammenhängende Rede war nicht aus ihm herauszulocken, bis ihm endlich der Anblick Corona's mit der Gewißheit, daß sein Liebling noch am Leben und in der Besserung sei, auch seine Besinnung wiedergab. Hedwig war am gestrigen Tage nicht bei ihm eingetroffen, und das Ausbleiben jeder Nachricht über Corona's Zustand hatte ihn mit den fürchterlichsten Vorstellungen gequält. Seit Tagesanbruch lief er nun von dem Fürsten Lobkowitz zu Procop, von

Procop zu dem Grafen Aremberg, Erkundigungen einzuziehen; nach Erbach's Hause wagte er sich gar nicht, um die Schreckensnachricht nicht plötzlich und unabweislich zu erfahren. So lange es ging, wollte er trotz seiner Ueberzeugung, an dem Strohhalm einer Hoffnung sich anklammern. Die Kunde, die er bei den Andern einzog, konnte ja falsch sein! Aber seine Verzweiflung stieg, als er nirgends eine Nachricht erhielt. Ueberall begegneten ihm die Diener mit ausweichenden Antworten und ängstlichen Mienen, hier war der Fürst krank, dort der junge Graf ausgefahren. „Dieses Wien!“ eiferte der alte Herr. „Es ist eine Stätte des Unheils! Als hätte der Furienchor hier sein Asyl! Komm, Töchterchen, von hinnen! In der einen Ecke sitzt die Sorge, in der andern die Krankheit, in der dritten der Tod! Dieser abscheuliche Gluck! Ich komme mir vor wie Agamemnon, der seine eigne Tochter zur Schlachtbank führt!“

Mit freundlichem Zuspruch suchte ihn Renata, mit heiterem Lächeln und der Versicherung, daß ihr wohl sei, Corona zu beruhigen. Sie trug ein weißes Kleid, das im Einklang mit der Blässe ihres Gesichts und der Schwäche in ihren Bewegungen, welche die Krankheit zurückgelassen, ihr in den Augen des Marchese etwas Seraphisches gab. Allmälig ging indeß die Bestürzung von dem Erzähler bei weiteren Fragen auf die Frauen über: Renata erbleichte und Corona rief: „O,

ihr Heiligen! Ich bin eine Mörderin! Erbach und Aremberg haben sich entzweit, sie sind aneinander gerathen ... ach, Renata, vergieb, vergieb!"

Eine der schmerzlichsten Stunden ihres Lebens verfloß mit jener unerbittlichen Langsamkeit, welche in solcher Stimmung die Secunden ins Ungeheuerliche zu dehnen scheint. Es ist dann, als wäre jeder Augenblick ein eisiger Tropfen, der aus einer unermeßlichen Höhe langsam auf unser Herz fällt. Die Zeit, deren Flüchtigkeit wir sonst anklagen, schleppt sich stöhnend dahin, wie erliegend unter einer gewaltigen Last, die sie in das Meer der Ewigkeit zu senken hätte. Dem Marchese verliehen die Bitten Corona's Flügel, er stürmte durch das Haus, berief die Diener, fragte, forschte, sandte die einen hierhin, die andern dorthin: ihm that diese Beweglichkeit wohl, sie ersparte es ihm, den Jammer und die Thränen seines Lieblings mit anzusehen. Wieder wie in ihrer ersten Jugend saßen Renata und Corona zusammen: aber nicht von muthwilligen Einfällen flossen Corona's Lippen über. Wie damals den Uebermuth des Kindes, so hatte Renata jetzt den Schmerz der Jungfrau sanft zu mäßigen. In all' ihrer Bekümmerniß verließ eine edle Ruhe Renata nicht: in welche Tiefe soll dies arme, dir anvertraute Herz stürzen, wenn du verzweifelst? Damit hielt sie sich aufrecht. Im wilden Tumult ihrer Gefühle klagte Corona sich bald ihrer gottlosen Liebe zu Erbach an,

bald warf sie sich den Leichtsinn vor, mit dem sie Aremberg's Huldigungen geduldet und ihn in Hoffnungen gewiegt, die Leidenschaft, in der sie seinen Zorn und seine Eifersucht gegen Paul auf das Aeußerste gereizt hätte. „Ich habe ihn von Dir getrennt", weinte sie in der Uebertreibung der Selbstanklage an der Brust der Freundin, „ich, die ich ihn mit Dir versöhnen gewollt! Ich habe ihn jetzt zu einem mörderischen Kampfe getrieben. Das ist meine Liebe! Sie bringt den Fluch mit sich!"

„Laß doch solche grause Bilder Dich nicht bestürmen", tröstete Renata. „Muß sich diese Verwickelung denn blutig lösen?"

„Könnt' ich mich zwischen ihre Degen stürzen! Sag' selbst, Renata, wäre es nicht das Beste, ich fiele als Opfer der Verwirrung, die ich verschuldet? Was ist mir das Leben noch werth? Was kann es mir gewähren? Ich hatte eine Jugend, einen Frühling des Herzens — nun möcht' ich still liegen unter den Fichten der Tannburg, still und traumlos. Du wirst mir ein Grab dort nicht versagen: die Fichten verhüllen es mit feierlich ernstem Schweigen, leise klingt die Aeolsharfe darüber, im Abendroth kömmst Du mit ihm zu dem stillen Hügel, und im Wehen der Luft, das Eure Stirnen kühlt, grüßt Euch mein Geist."

Diese wehmüthigen Klagen verwandelten sich in den Jubel der Freude, als Erbach in das Haus trat.

„Da bin ich, Renata", sagte er, sie an sein Herz ziehend, „durch ein gutes Geschick Dir wiedergeschenkt!"

Der Anblick der Gattin und der noch fassungslosen Corona, die kaum seine Hand zu ergreifen wagte, gereichte ihm, wie er es sich heimlich eingestand, zu einer schmerzlichen und doch verdienten Beschämung. Ohne Noth hatte er das Glück solch' holder Geschöpfe auf seine Degenspitze setzen wollen. Er bemühte sich vergeblich, den wahren Sachverhalt in Ausflüchten zu verbergen oder abzuschwächen, um sie nicht durch die Offenbarung der ganzen Wahrheit zu tief zu erschüttern: seine eigene Bewegung ertrug in ihrer Mächtigkeit keine Verstellung, und Corona litt gerade unter der Ungewißheit, die ihre Seele in beständigem Schwanken erhielt. So mußte denn Erbach das Schreckliche enthüllen: er hatte Aremberg nicht getödtet, aber er mußte der Verkündiger seines Todes sein. Das war seine Strafe. Während er, schonungsvoll für alle Betheiligten, den Hergang schilderte, richtete er mitleidige Blicke auf Corona, deren Herz er aufs Neue zerreißen sollte. Sie hatte sich zu Renata's Füßen gesetzt, mit gefalteten Händen, ungeordnet fielen ihre Haare auf die Schultern nieder: jeder Trotz und Dünkel war aus ihren sanften, in Schmerz verklärten Zügen gewichen, wie weltverloren schaute sie aus. Als Erbach zum Ende kam, stand er auf, um sie in seine Arme

zu schließen, sie aber verbarg ihr Gesicht und ihre Thränen in dem Schooß Renata's.

„Ich wußt' es ja", schluchzte sie, „daß es so verlaufen würde durch meine Schuld! Was ist nun mein Loos? Wär' ich doch lieber todt! Ich habe einen Stachel in der Brust, den kein Glück mehr herausziehen kann. Beklagt mich, meine Freunde! Ich bin so freudlos, muthlos und arm geworden, ich bitte nur, weigert mir Euer Mitleid nicht."

Wie er sie so sprechen hörte, gedachte Paul des Worts, das Rochefort im Pavillon von Luciennes über sie gesprochen: „Es liegt Unglück in ihrer Stimme!" Unglück — oder waren die tragischen Ereignisse, die sie betroffen, die echte Weihe ihrer Künstlerschaft? Geht der Weg zum Tempel der Musen durch die Pforte des Schmerzes?

Was ist doch dieses Leben? Der erste Schritt zu seinen höchsten Gütern, zur Weisheit und zur Kunst, ist die Entsagung.

Eine Weile noch blieben sie stumm. Im ersten Anprall eines gewaltigen Schicksals sind Gedanke und Sprache gelähmt. Leise löste sich dann Renata aus Corona's sie umschlingenden Armen. Sie fühlte das Bedürfniß, sich und die Andern von der Last, die sie niederdrückte, durch eine Erhebung in das Reich der Schönheit und Unsterblichkeit zu befreien. Ehe sie ihre

Absicht merkten, hatte sie schon im Nebenzimmer das Klavier geöffnet und begann die Ouvertüre der Iphigenie zu spielen. Es fluthet und wogt, ein unendliches Meer; wechselnde Wolken fliehen darüber, jetzt glänzt es im hellsten Sonnenschein, jetzt zieht die Nacht des Orkus herauf; ein Triumphmarsch, auf goldenem Wagen, blumenbekränzt naht Iphigenie an der Seite der hohen Mutter, schon aber wird auch der Altar gerüstet, wo Kalchas sie der grausamen Göttin opfern soll ...

Die Klänge verhallten melodisch und trugen in ihrem leichten Dahinschweben die Düsterheit und Schwere der Trauer fort. Ein süßschmerzlicher Wohllaut blieb in den Herzen derer, die spielte, und der Andern, die lauschend an der Thür standen, zurück. Abgespült wie von himmlischen Wellen war der Staub des Irdischen, seine Bedürftigkeit und Hinfälligkeit: sie hatten einen jener seligen Augenblicke, wo wir, in erhabener Melancholie, aus Raum und Zeit entrückt, Schönes und Ewiges voll und ganz genießen.

„Das ist mein Beruf", sagte Corona, „ich gehöre auch einer Göttin! Ich hätte ihr nie untreu werden sollen, der Kunst! Ach, Vetter Erbach, hätten Sie mich damals nach Dresden ziehen lassen? Habe ich nun der Widerwärtigkeiten genug bestanden, der Schmerzen genug erfahren, um eine Sängerin werden zu dürfen? Wollen Sie's noch hindern, Sie böser Vetter?"

„Zieh hin, gutes, holdes Kind! in das Land des Gesanges und der Sonne“, antwortete er gerührt. „Dort in Italien möge Dein Genius seine Schwingen prüfen!“

„Ja, nach Italien!“ schrie Ippolito. „Komm, Schätzchen! Gleich morgen fort aus diesem Reiche Pluto's mit seinen Schatten, Nebeln und Hexen! Wir lassen uns in Florenz nieder, in der Blumenstadt. Wir sind gut habsburgisch. Niemals wird der Marchese Val' Ombrone vergessen, daß ihn der deutsche Kaiser umarmt hat. Du singst vor dem Großherzog, Alle zerfließen in Thränen, sie reichen Dir einen Lorbeerkranz ... O, Graf Erbach, Sie haben immer glückliche Gedanken!“

Ueber Corona war ein eigener Ernst und eine stille Weihe gekommen. Was sie an jenem ersten Morgen, den sie auf der Tannburg zugebracht, so sehnlich gewünscht hatte: die entzweiten Gatten selbst mit dem Opfer ihres Glücks zu versöhnen, war es ihr jetzt nicht doch durch eine seltsame Fügung zugefallen? Anders, als sie es gedacht, denn die damals Getrennten waren wieder vereint, aber damit diese Vereinigung durch nichts getrübt würde, mußte sie ihrer Liebe entsagen. Die Welt lockt nur, sie befriedigt nicht, hatte ihr einmal die Gräfin Dubarri in einer Stunde bitterer Lebensverachtung zugerufen. Allein heute fand sie in ihrer gehobenen Weise gerade in dem freiwilligen Auf=

geben höchster Wünsche einen unbeschreiblichen Reiz für eine edle Seele. Die Kraft des Guten und Rechten heilt die Wunden, die seine Uebung unsern Herzen ach! nur zu oft schlägt. Von einer That der Aufopferung und Selbstüberwindung geht ein Schimmer aus, in dem alle Dinge doppelt herrlich strahlen. So war es Corona, als würfe ihr jugendlicher Liebestraum, der für immer zerflatterte, im Entschwinden einen letzten rosigen Glanz auf Erbach, auf Renata, auf den Garten draußen und Alles umher: sie hatte die Ueberzeugung, daß, was auch geschehen möge, ihre Jugend ihr fortan in diesem Rosenschimmer erscheinen würde. Und die Hände Paul's und Renata's ergreifend, fügte sie dieselben in einander: „Liebet Euch und denket mein!" sagte sie. Voller schien die Sonne durch die Scheiben und glänzte in ihren Haaren. Durch die Wipfel der Linden ging ein Frühlingsrauschen.

Ja, nach Sturm und Regen, mit Duft und Grün und Sonnengold war der Frühling ins Land gezogen. Diesmal brachte er den Menschen über die gewohnten Gaben noch die himmlischste: den Frieden. Am Theresientage des Jahres 1779 ward der Friede zwischen Oesterreich und Preußen zu Teschen unterzeichnet. Zehn Tage darauf wurde in den Kirchen Wiens die Friedensfeier festlich begangen. Bei dem Tedeum in

der Schloßkapelle hatte Corona Thurm, noch in tiefer Trauer um den Grafen Aremberg, der nun doch einmal für ihren Verlobten gegolten, in einem Solo bei den Gesängen, zum Erstaunen Vieler, mitgewirkt. Auf die Kaiserin machte die Feier und der Gesang des jungen Mädchens einen tiefen Eindruck. Wie aus überirdischen Höhen hatte sie diese Stimme angeklungen und das schwarze Kleid Corona's sie zugleich an die Vergänglichkeit gemahnt. Als sie in ihre Gemächer zurückgekehrt war, schrieb sie in dieser Stimmung an Kaunitz: „Ich habe heute gloriose meine Carriere geendigt mit einem Tedeum, und was ich wegen der Ruhe meiner Lande mit Freuden übernommen, so schwer es mir gekostet, mit Seiner Hülfe geendigt; das Uebrige wird nicht mehr in Vielem bestehen."

Alles ließ sich in der That so an, als würde die Leitung des Staates bald uneingeschränkt in Josef's Hände übergehen. Der Morgen der Zukunft, von tausend Hoffnungen umflogen, dämmerte auf. Einem wenigstens erfüllte sich die seine in dieser Zeit. Fritz Buchholz's treue Liebe erhielt ihren Lohn.

Welch' ein Wiedersehen für ihn war es doch gewesen, als er, auf den Ruf des Kaisers nach Wien gekommen, in so gefährlicher Lage mit Hedwig zusammengetroffen! Sie, von schnellen Pferden ihm in derselben Minute, wo er sie erkannt und ihren Namen gerufen hatte, entführt — er von der Art eines Wahn-

sinnigen bedroht! Aber dies Ereigniß, das sich so unheilvoll ankündigte, hatte für ihn segensreiche Folgen gehabt. Er mochte sich die Weiche und Nachgiebigkeit Hedwig's gegen seine Wünsche am liebsten aus der Erschütterung ihres Gemüths bei jenem Vorfall erklären. Da hatte sie erprobt, wie er für seine Liebe das Leben in die Schanze zu schlagen bereit war, und die Unwandelbarkeit seiner Treue erkennen müssen. Für Hedwig wäre das Gebot des Kaisers, auch wenn sie nicht die geringste Freundschaft und Neigung für den ehrlichen Mann, der in allen Irrungen und Kümmernissen des Lebens so fest zu ihr gehalten, schon aus Dankbarkeit und Gemeinsamkeit des Schicksals empfunden hätte, unter allen Umständen entscheidend gewesen: wie durfte sie sich weigern, aus seiner Hand zu empfangen, was er ihr Glück nannte! Die Gefahr, in der sie geschwebt, die Unschuld ihres Leibes und ihrer Seele in dem Gaukelspiel ihrer Phantasiegebilde zu verlieren, die Demüthigung, die sie erfahren, hatten in ihr eine Läuterung und eine Umkehr zum Rechten und Bescheidenen bewirkt. Zusammengestürzt war das goldene Luftschloß ihrer Eitelkeit, geblieben ein stilles Haus, ein kleiner Garten: von der unermeßlichen Welt, die sie geträumt, ein geringer Ausschnitt, aber der Regenbogen des Friedens stand darüber. Nicht wenig trugen die Ruhe und die Mäßigung, die jetzt nach so heftigen Stürmen den Erbach'schen Freundes-

kreis zu reiner Harmonie stimmten, zu dieser Sinneswandlung Hedwig's bei. Es war der lauten Stimme der Leidenschaft in dieser Frist nicht erlaubt, den vollen Einklang sanfter Stimmungen zu zerstören. Stieg in Hedwig's Herzen noch ein leiser Zweifel auf, ob sie denn des Mannes auch würdig sei, der so vertrauensvoll sein Glück einzig auf ihre Liebe begründen wollte, so beruhigte sie der Zuspruch Renata's.

Im Ausgang des Mai's sollte die Hochzeit stattfinden. Zwar hatten es die Anerbietungen des Kaisers nicht über Fritz Buchholz vermocht, daß er seiner märkischen Heimath für immer Valet gesagt, doch hatte er sich entschlossen, ein Jahr in Wien zu verweilen und die ersten Einrichtungen zur Anlage von Seidenmanufacturen zu treffen. Haben wir ihn erst auf ein Jahr, entgegnete Josef darauf, dann müßten wir schlechte Kerle sein, wenn wir ihn nicht länger festhielten. Dem jungen Paar die Hochzeit auszurichten, ließ sich der Graf nicht nehmen, auch Corona wollte das Ihre beisteuern und hatte ihre Abreise nach Italien auf den Tag nach der Feier festgesetzt. Die angenehmste Ueberraschung aber bereitete Allen ein Brief der Gräfin Dubarri, der noch gerade zur rechten Zeit eintraf. Besorgt über das Geschick des Vicomte, der, wie man erfuhr, nur eine Stunde bei dem Baron von Breteuil in Teschen geweilt und dann spornstreichs davongeritten war, hatte Paul der Gräfin geschrieben und in seine Erzählung

auch die Mittheilung einfließen lassen, daß ihr Pflegesohn, wie sie ihn scherzend genannt, Fritz Buchholz, endlich seine Hedwig zu dauernder Vereinigung gefunden hätte. Darauf hatte sich die gute Gräfin beeilt, zu antworten; der Braut schickte sie ein prächtiges Kleid von Lyoner Seide und ihrem „Pflegesohn“, in toller und anmuthiger Laune, die Teller und Tassen von Sèvres-Porzellan, von denen er in Luciennes gegessen, aus denen er getrunken. Eine kleine Gefallsucht lief freilich bei diesem mütterlichen Geschenk mit unter: auf die eine Tasse hatte sie ihr Bild malen lassen. „Diese zerbrechlichen Dinge, mein lieber junger Freund“, endete ihr Brief, „sollen Sie nicht nur zuweilen an Luciennes und seine Gebieterin erinnern, sondern Sie auch an die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit jedes großen Glücks mahnen. Sich früh bescheiden lernen, das ist vielleicht die Hauptaufgabe der Menschen. Ich denke oft, daß es besser wäre, wenn ich einen guten, schlichten Mann, wie Sie, geheirathet hätte und in einer kleinen Stadt, eine brave Frau, eine liebende Mutter, wohnte. Gott muß wissen, warum er es anders mit mir gewollt hat. Sie und Ihre kleine Frau führe ein freundlicher Engel durch ein stilles Lebensthal, halb Schatten, halb Licht, so ist es das Zuträglichste für uns. Und wenn Sie ihr einmal das Märchen von Jeanne Dubarri, der Tochter des armen Volkes, erzählen, die des größten Königs Geliebte geworden,

vergessen Sie nicht die Moral — mein lieber Freund, jede Medaille hat eine Kehrseite!"

Ausführlicher war ihr Schreiben an den Grafen. „Rochefort", hieß es darin, „ist wieder nach Paris zurückgekehrt, er ist menschenscheu geworden, seine frühere Geschwätzigkeit hat sich in finsteres Schweigen verwandelt. Kaum kann man seiner habhaft werden; dem Herzog hat er gesagt, er wolle nach Amerika gehen, um nicht Zeuge der schrecklichen Ereignisse zu werden, die sich in Frankreich vorbereiteten. Nach wie vor bleibt er dabei, daß seine fürchterlichen Prophezeihungen sich erfüllen, und wir alle auf dem Schaffotte sterben würden. Wie er den Grafen Aremberg erstochen, so würde sich bald das ganze Volk gegen den Adel erheben und ihn vertilgen. Es geschieht des Bösen viel auf Erden, und ich will den Grafen Aremberg wegen des Unrechts, das er der armen Sophie angethan, nicht entschuldigen, aber seit wann sind nur die Reichen boshafte und die Armen alle tugendhafte Menschen? Die Freunde theilen meine Ansicht, daß der Vicomte aus Liebe wahnsinnig geworden sei und seinen Menschenhaß in Schilderungen des Entsetzens äußere, die nur in seinem verwirrten Kopfe leben. Unsere Zustände, sagt man mir, denn ich selbst, mein lieber Graf, verstehe von der Politik gar nichts, bessern sich mit jedem Jahre, die Amerikaner sind siegreich und befestigen ihre Republik. Ihre edeln und der Menschheit allein wür=

digen Grundsätze werden auch auf unsere Regierung Einfluß gewinnen. Das Reich der Vernunft und der Bildung breitet sich aus. Die Erfindung Blanchard's, von der Sie mir schreiben, wird die schönste Krönung dieses Jahrhunderts sein. In den ältesten Zeiten holte Prometheus das Feuer vom Himmel, jetzt bringen wir es wieder hinauf, um die himmlischen Räume zu erhellen. Man verspricht sich hier sehr viel von dieser Erfindung, ich sehe uns schon hinaufschweben und dem Mann im Monde unsern Besuch machen."

Nun war sie in eine gefällige Plauderei gerathen und hatte bald von der Königin und ihren Hofdamen, den neuen Moden und Haartrachten, bald von Benjamin Franklin, dem großen Buchdrucker, und den Abenteuern des Herrn von Lafayette in Amerika, bald von der Oper und der Comödie im Durcheinander des Scherzes und Witzes erzählt. Zuletzt bat sie den Grafen, sie der Gräfin Renata zu empfehlen, wie wenig sie auch verdiene, vor einer wahrhaft tugendhaften Dame genannt zu werden. „Aber ich gehöre nicht zu jenen schlimmen und gefährlichen Zauberinnen", schrieb sie, „in deren Netzen die Helden eines kläglichen Todes sterben; Sie, mein lieber Graf, können ein wenig meine Vertheidigung führen. Wenn Ihre vortreffliche Gemahlin die Schönheit, Treue und Sittsamkeit Penelope's vereint, so war ich doch auch keine Circe, die den irren-

den Odysseus festhielt und gar seine Gefährten in häßliche Thiere verwandelte. Im Gegentheil, unangefochten und ungekränkt ließ ich sie ziehen. Und da wir einmal bei den Schatten sind, will meine gute Freundin, die schöne Corona, wirklich in ihr Reich hinabsteigen, zu Alceste und Eurydice, will sie sich ganz und aufrichtig der Kunst hingeben? Ich hoffe, sie wird mir von Florenz aus schreiben. Das Leben ist so eng für uns arme Frauen; diejenigen, die unter uns Kopf und Herz und eine erhitzte Phantasie haben, sollten sich den Musen in die Arme werfen, dort allein wären sie vor der Knechtschaft der Alltäglichkeit und der Tyrannei der Männer sicher. Aber, Despoten, die ihr seid, auch euer Untergang ist nicht mehr ferne, auch für uns bricht die Morgenröthe der Freiheit an! Was würde aus einem Staat der Vernunft und Gerechtigkeit werden, in dem nur die eine Hälfte des Menschengeschlechts, und nicht einmal die schönere und bessere, frei wäre? Nein, dem freien Mann muß das freie Weib zur Seite stehen! Wenn Sie, mein lieber Graf, bei einem Spaziergang durch seinen Schönbrunner Schloßgarten Ihrem Kaiser von diesem Einfall erzählen, lacht er und gedenkt der Worte, die er mir gesagt: „Sie sind eine große Philosophin, Frau Gräfin, Sie wissen den Wechsel des Schicksals mit Anstand und Anmuth zu ertragen.“ Ja, eine Philosophin! Wenn man alt

wird und das Land der Jugend hinter sich hat, was kann eine arme Verbannte Besseres thun, als philosophiren und schwatzen? Um mich selbst zu bessern, bin ich zu träge, aber es ist so angenehm und mühelos, in seinen Träumen den Plan einer schöneren Welt aufzustellen und sich die herrliche Rolle auszumalen, die man darin spielen würde."

Unwillkürlich hatte die Vorlesung dieses Briefes die Gedanken des kleinen Kreises, die noch eben fast ausschließlich mit der bevorstehenden Feier beschäftigt waren, wieder auf das Allgemeine und den Zusammenhang der menschlichen Dinge gerichtet. In unendlicher Weite lag die Welt vor ihnen; nicht nur von Paris nach Wien, über den Ocean nach Amerika hin und her wirkten unsichtbare Ströme; Anschauungen und Meinungen, Bestrebungen und Schicksale kamen und gingen wie auf den Strahlen des Lichtes. Wie groß und wunderbar mußte die Zukunft sein, der es bestimmt war, diese Vereinigung der Welt und der Menschheit zu einem Ganzen zu fördern und zu vollenden! Glänzender vor Paul's und Renata's, dämmernder vor den Augen der Andern schwebte es wie ein erhabenes Gesicht der Hoheit und Herrlichkeit, zu der das Menschengeschlecht am Ziele seiner Entwickelung berufen ist, vorüber.

„Heil Josef", sagte Erbach hingerissen, „Heil dem Zeitalter, das seinen Namen trägt! Das Rechte den=

kend und das Gute übend, wollen wir versuchen, seiner würdig zu sein. Bis in die fernste Zukunft werden uns die Nachkommen beneiden, daß wir die Sonne dieses Tages gesehen!“

Ende des letzten Bandes.

Americana

IV - p. 4